IDENTITÄTSBILDUNG UND ALKOHOLABHÄNGIGKEIT BEI FRAUEN

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
der Philosophischen Fakultät
der Ludwig-Maximilians-Universität
zu München

Sieglinde DIESSELHORST

1981

Referent: Prof. Dr. H. J. Helle

Korreferent: Prof. Dr. W. Bühl

Tag der mündlichen Prüfung: 27.Juli 1981

IDENTITÄTSBILDUNG UND ALKOHOLABHÄNGIGKEIT BEI FRAUEN

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
der Philosophischen Fakultät
der Ludwig-Maximilians-Universität
zu München

vorgelegt von
Sieglinde DIESSELHORST
in München
1981

Mein besonderer Dank gilt Herrn Professor Dr. H.J. Helle, der diese Arbeit anregte und sie durch stetige Förderung und Betreuung unterstützte.

UNIV. LEIDEN BIBL.

INHALTSVERZEICHNIS

Erstes Kapitel
DAS PROBLEM DER ALKOHOLABHÄNGIGKEIT BEI FRAUEN

Seite

1. Die Einstellung zum Alkoholkonsum in der Bundesrepublik Deutschland 1
2. Gegenstand und Zielsetzung der Arbeit 7
3. Zur Epidemiologie des Alkoholproblems bei Frauen in der Bundesrepublik Deutschland 10
   3.1 Angaben zur Alkoholabhängigkeit bei Frauen
   3.2 Angaben zum Trinkverhalten von Frauen
4. Begriffsbestimmungen 14
   4.1 Alkoholismus (Definitionen)
   4.2 Typologie des Alkoholismus

Zweites Kapitel
THEORIEN ZUR ENTSTEHUNG DER ALKOHOLABHÄNGIGKEIT BEI FRAUEN

18

1. Psychologische Theorien 19
   1.1 Psychoanalytische Ansätze
   1.2 Lerntheoretische Ansätze
2. Soziologische Theorien 24
   2.1 Soziokulturelle und soziofunktionale Perspektive
   2.2 Soziostrukturelle Perspektive
      2.2.1 Die Variablen 'Alter' und 'Geschlecht'
      2.2.2 Die Variable 'Schichtzugehörigkeit'
      2.2.3 Die Variable 'Familienstand'
      2.2.4 Die Variable 'Herkunftsfamilie'
   2.3 Intentionale Perspektive
3. Zusammenfassung 37

Drittes Kapitel

Seite

DIE INTENTIONALE PERSPEKTIVE ALS ERKLÄRUNGSANSATZ DER ALKOHOL-ABHÄNGIGKEIT BEI FRAUEN 40

1. Das Konzept der balancierenden Identität 43
2. Thesen zur Situation der (Mittelschicht-) Familie in der Bundesrepublik Deutschland 52
3. Das Konzept der familialen "Pseudogemeinschaft" 59
4. Strukturpobleme der Familie und pathogene Formen der Problemlösung 67
   4.1 Das Problem von Getrenntheit und Verbundenheit
   4.2 Das Problem der Kongruenz der Bilder
   4.3 Das Problem des Familienthemas
   4.4 Das Problem der Grenzen von Erfahrung
   4.5 Das Problem der Generations- und Geschlechtsrollen
5. Der Aufbau von Geschlechts(rollen)identität bei der Frau 79
   5.1 Der Aufbau von Geschlechtsidentität im Rahmen der strukturell-funktionalen Theorie
   5.2 Zusammenfassung
6. Zu den sozialen Bedingungen der Entwicklung geschlechtsspezifischer Identität bei der Frau 91
   6.1 Die Ehebeziehung in der Herkunftsfamilie
   6.2 Das Eltern-Kinder-System
7. Das gesellschaftliche Konfliktpotential 105
   7.1 Zur Bedeutung der Geschlechtsrollenstereotypen
   7.2 Weibliches Geschlechtsrollenstereotyp und gesellschaftliche Bedingungen
      7.2.1 Probleme der "Nur-Hausfrau-und-Mutter"
      7.2.2 Probleme der berufstätigen Frau
      7.2.3 Die Rollenverunsicherung der Frau als "Identitätskrise"

Viertes Kapitel
EIN VERLAUFSMODELL ZUR ENTSTEHUNG DER ALKOHOLABHÄNGIGKEIT BEI FRAUEN

Seite

1. Überblick 115

2. Hypothesenkatalog 117

3. Phase I des Modells: Die mangelhafte Ausbildung von identitätsfördernden Fähigkeiten in der familialen Interaktion 121
   - 3.1 Die Mutter
   - 3.2 Der Vater
   - 3.3 Die Ehebeziehung der Eltern
   - 3.4 Die Lösung der Strukturprobleme der Familie und die kindliche Entwicklung der späteren Alkoholabhängigen

4. Phase II des Modells: Die mißlungene Lösung phasenspezifischer Rollenprobleme 136
   - 4.1 Überblick
   - 4.2 Die Bedeutung der unterschiedlichen Lebensphasen für den Prozeß der Identitätsbildung
     - 4.2.1 Die orale, anale und ödipale Phase
     - 4.2.2 Die Latenzperiode
     - 4.2.3 Die Adoleszenz
   - 4.3 Die Gleichaltrigengruppe
   - 4.4 Die Ablösung vom Elternhaus
   - 4.5 Die Mutter-Tochter-Beziehung und die Entwicklung von geschlechtsspezifischer Identität
   - 4.6 Die Sozialisation in bezug auf Alkohol

5. Phase III des Modells: Alkohol als Mittel zur Lebensbewältigung 168
   - 5.1 Die Lösung des Problems der heterosexuellen Beziehung
   - 5.2 Der Mangel an Identitätsfähigkeit in alltäglichen Situationen und der Einsatz der Droge Alkohol
   - 5.3 Der 'Teufelskreis' von Stigma, Selbstdefinition und Wirkung des Alkohols auf körperliche Funktionen

6. Zusammenfassung 183

LITERATURVERZEICHNIS 185

Erstes Kapitel
DAS PROBLEM DER ALKOHOLABHÄNGIGKEIT BEI FRAUEN

1. Die Einstellung zum Alkoholkonsum in der Bundesrepublik Deutschland

Die Einstellung zum Alkoholkonsum in der Gesellschaft, die psychopharmakologische Wirkung der Droge Alkohol sowie die gesellschaftliche Lage und Persönlichkeit des Individuums müssen in ihrer gegenseitigen Wechselwirkung bei einem Erklärungsversuch der Entstehung von Alkoholabhängigkeit berücksichtigt werden. Abhängigkeit vom Alkohol ist nicht nur als individuelles Versagen zu verstehen.

Selbstverständlich ist die soziokulturelle Bedeutung der Droge Alkohol eingebettet in die grundlegenden Werte unserer Gesellschaft, die dem Alkohol-Konsum und -Mißbrauch erst seine spezifische symbolische Bedeutung verleihen und ihm seine Funktion zuweisen. Auf das Problem dieser gesellschaftlichen Werte soll hier nur kurz hingewiesen werden.

Mit der steigenden Bedeutung der Konsumgüterindustrie in der hochindustrialisierten Gesellschaft gerät das bürgerliche Wertsystem, das ein immer höheres Maß an Trieb- und Affektkontrolle (Elias, 1939) verlangt hatte, in einen tiefen Zwiespalt und eine Krise. Die Ausweitung der staatlichen Funktionen, die zunehmende soziale Sicherung läuft parallel zu einem Anspruch an den ganzen Menschen - nicht mehr nur an seine Arbeitskraft -: "Derselbe Mensch soll konzentriert arbeiten und enthemmt kaufen, soll sich in der Arbeit extrem progressiv und außerhalb der Arbeit regressiv verhalten." (Schmidbauer, 1980, S. 7)
Dem Mangel an tragenden Werten, an "Sinn" und "Lebensqualität" in unserer bürokratisierten und hochtechnisierten industriellen Leistungsgesellschaft entspricht eine "Welt der Freizeit", die charakterisiert ist durch ein (Ersatz-) Befriedigung versprechendes Warenangebot, begleitet von perfekter Werbung nach dem Motto: "Lustgewinn als Lebenssinn" (Affemann, 1975).

Vor diesem Hintergrund ist Sucht bzw. Abhängigkeit zu verstehen als ein "Ausdruck des Widerspruchs zwischen progressivem Leistungszwang und regressiver Leistungsverweigerung ... Die Industrie-

gesellschaft als Ganze ist von suchtartigen Mechanismen beherrscht."[1] (Schmidbauer, 1980, S. 11) Überkommene Werte, die in dieser Situation widersprüchlicher gesellschaftlicher Anforderungen an das Individuum Halt geben könnten, verlieren zunehmend an Bedeutung. Die Familie als Untergruppe der Gesellschaft besitzt keinen unmittelbaren Kontakt mehr zu den wesentlichen Funktionsbereichen der Gesellschaft (König, 1974). Diese Polarisierung der Lebensformen beinhaltet für die Familie zwei extreme Gefährdungen: einmal die Tendenz zu einer "entfremdeten Instrumentalisierung" (Cooper, 1976) mit der ausschließlichen Funktion, die Individuen für die (Leistungs-) Gesellschaft zu konditionieren - zum anderen die Tendenz zu einer "Überlastung der Intimgruppe" (Schelsky, 1953) mit der unerfüllbaren Forderung an die Familie, alle Bedürfnisse ihrer Mitglieder nach Emotionalität, Harmonie und Anerkennung zu befriedigen.

Frauen in unserer Gesellschaft befinden sich in einer spezifischen Situation, in der überkommene Wertsysteme zunehmend weniger Halt bieten: Die gegenwärtigen Änderungsprozesse des weiblichen Rollenbildes lassen sich als Identitätskrise der Frau auf gesellschaftlicher Ebene verstehen. Die Gefahr ist groß, daß sie mit Flucht in körperliche und seelische Krankheiten und/oder Sucht reagiert.

In dieser neuartigen Situation benötigen Frauen zu einer subjektiv befriedigenden Lebensbewältigung ein hohes Maß an Autonomie, d.h. an identitätsfördernden Fähigkeiten. Besitzen sie diese Identitäts- bzw. Interaktionsfähigkeiten nicht in ausreichendem Umfang, entstehen verstärkt Konflikte im alltäglichen Leben, Gefühle der Spannung, des Versagens, der Angst usw.

1) Hier wird die weiteste Definition von Sucht als Abhängigkeit von einem langfristig gesundheitsschädlichen Verhalten verwendet.

Die (scheinbare) Lösung dieser Spannungszustände mittels Alkohol wird durch zwei wesentliche Faktoren nahegelegt:

die soziokulturelle Bedeutung der Droge Alkohol in unserer Gesellschaft und die psycho-pharmakologische Wirkung des Alkohols.

1.1 Die soziokulturelle Bedeutung der Droge Alkohol

Nach dem von Pittman (1964) entwickelten Modell lassen sich vier unterschiedliche Einstellungen zum Alkoholkonsum und zum Alkoholmißbrauch beschreiben:

"1. Abstinenzkulturen: Verbot jeglichen Alkoholgenusses,
2. Ambivalenzkulturen: Konflikt zwischen koexistenten Wertstrukturen gegenüber Alkohol,
3. Permissivkulturen: Alkoholgenuß ist erlaubt, Trunkenheit und andere pathologische Erscheinungen des Alkoholkonsums werden jedoch abgelehnt,
4. Permissiv- (funktionsgestörte) Kulturen: nicht nur das 'normale' Alkoholtrinken sondern auch der Exzess wird gebilligt."

Zit. in: Feuerlein, 1975, S. 46

Deutschland nimmt eine Mittelstellung ein zwischen Permissivkultur und permissiv-funktionsgestörter Kultur.

Bales (1946) unterscheidet drei Einstellungen zum Alkoholkonsum (siehe unten S.25f.):

1. rituelles Trinken
2. konviviales Trinken
3. utilitaristisches Trinken

Nach Bales ist das Ausmaß des Alkoholkonsums davon abhängig, inwieweit in einer Gesellschaft Bedürfnisse unbefriedigt und Spannungszustände ihrer Mitglieder ungelöst bleiben und welche Funktion dem Alkohol als Mittel zur Lösung derartiger Spannungszustände und Ängste zugeschrieben wird. Die gesellschaftliche Einstellung zum Alkoholkonsum - die jeweilige Trinkkultur - beeinflußt ganz wesentlich die Alkoholismusrate.

Wieser (1973) untersuchte in einer repräsentativen Studie die Einstellung der Bevölkerung in der Bundesrepublik zum Alkoholkonsum. Danach findet sich in unserer Gesellschaft eine Kombination von konvivialer und utilitaristischer Definition von Alkohol:[2)] eine vorwiegende Verwendung von Alkohol im Rahmen von Geselligkeit sowie auch sein gezielter Einsatz als Psychopharmakon sind allgemein akzeptiert.

Nach den von Wieser (1973, S. 109 ff.) ermittelten Daten trinken 56 % der Bevölkerung aus überwiegend gesellschaftlichen Gründen, weitere 23 % nannten gesellschaftliche und persönliche Anlässe. Die psychopharmakologische Wirkung und damit die utilitaristische Verwendung des Alkohols wird von einer großen Zahl der Befragten ausdrücklich gesucht: 12 % der Männer und 11 % der Frauen trinken Alkohol zur Überwindung eines seelischen Tiefpunktes; 8 % der Männer und 7 % der Frauen trinken, um Abgespanntheit zu überwinden; 5 % der Männer und 4 % der Frauen trinken zur Beruhigung bei starker Nervosität; 11 % der Befragten konsumieren Alkohol im Sinne eines Nahrungsmittels und 11 % der Frauen gegenüber 8 % der Männer bejahen die medizinisch-magische Funktion des Alkohols.

Überwiegt eine utilitaristische Bedeutungszuschreibung in einer Gesellschaft, so ist die Gefahr groß, daß Alkoholabhängigkeit zu einer Massenerscheinung wird. In der Bundesrepublik findet sich eine stark negative Bewertung der Abstinenz von Alkohol: 51 % der von Wieser (S. 112) Befragten gaben an, "daß sich für ihre Begriffe eine solche Person aus der Gruppe ausschließe." Die einschlägige Reklame in der Bundesrepublik verstärkt diese vorherrschende konvivial-utilitaristische Einstellung.
Es zeigen sich jedoch Unterschiede in den Trinknormen je nach Schicht und Geschlecht. Für Frauen in der Bundesrepublik gilt, daß

2) Das entspricht der Mittelstellung zwischen Permissivkultur und permissiv-funktionsgestörter Kultur nach dem von Pittman entwickelten Modell.

sie in einer "Ambivalenzkultur" leben, d.h. unterschiedliche Einstellungen gegenüber dem Alkoholkonsum existieren nebeneinander, die Einstellung ist nicht eindeutig festgelegt. Nach der zitierten Untersuchung von Wieser wird von Frauen in höheren Schichten eher erwartet, daß sie im Rahmen einer Gesellschaft beim Trinken mithalten. Die ambivalente Einstellung zum Alkohol geht vielfach einher mit einer utilitaristischen Verwendung des Alkohols (aus persönlichen Gründen zur Spannungsminderung und Angstlösung); das bedeutet:der Anteil der Konflikttrinkerinnen - und damit die Gefahr einer sich entwickelnden Abhängigkeit - ist sehr hoch. Bei jungen (bzw. jugendlichen) Frauen ist eine generelle Angleichung an das Trinkverhalten der Männer zu verzeichnen (Wieser, 1968, S. 495).

Die konvivial-utilitaristische Einstellung zum Alkoholkonsum in der Bundesrepublik, die sich im großen Umfang besonders bei jungen Frauen aus gehobenen Schichten durchgesetzt hat, bietet die (gefährliche) Möglichkeit, einen lange Zeit unsichtbar bleibenden Alkoholmißbrauch ohne negative Sanktionen zu betreiben. Schreitet der Prozeß hin zur Abhängigkeit so weit fort, daß die 'Abweichung' offenkundig wird, setzt allerdings bei Frauen eine noch stärkere soziale Stigmatisierung ein als bei Männern.

1.2 Die psycho-pharmakologische Wirkung des Alkohols

Nicht nur die oben beschriebene vorherrschende Einstellung zum Alkoholkonsum sondern auch die psycho-pharmakologischen Eigenschaften der Droge legen eine Selbstmedikation mittels Alkohol nahe. Die später alkoholabhängige Frau ist unfähig, die aus alltäglichen Situationen entstehenden Konflikte und Probleme durch aktive und erfolgreiche Teilnahme an Interaktionen im Sinne einer Identitätsgewinnung zu lösen. Aufgrund der unzureichenden Bildung der identitätsfördernden Fähigkeiten und einer mangelnden Einsicht in die Konflikte als sozial vermittelte, wählt sie eine passive Art der Problemlösung: in dieser Situation er-

scheint der Alkohol aufgrund seiner psycho-pharmakologischen Wirkung als der nahezu "ideale Konfliktlöser".

Nach Schmidbauer und vom Scheidt (1971, S. 15) lassen sich je nach Alkoholisierungsgrad drei Wirkungsphasen des Alkohols unterscheiden,

1. die Verminderung der Selbstkritik
2. die Enthemmung und
3. die Narkotisierung.

Wesentlich ist offenbar für die ersten beiden Phasen die erhöhte Suggestibilität des Menschen unter Alkoholeinwirkung: die Erwartungen des Trinkenden erfüllen sich subjektiv für ihn. Die Verminderung der Selbstkritik wird subjektiv als Leistungssteigerung empfunden, als Stärkung der 'sozialen Kompetenz'; die zunehmende Enthemmung als anregende Wirkung auf Stimmungen und Gefühle (depressive Verstimmungen und Ängste 'lösen sich auf'.) Die einsetzende narkotisierende Wirkung in der 3. Phase verhindert ein totales Ausleben aggressiver Impulse und vermittelt das Gefühl des völligen Losgelöstseins von jeder unangenehmen Situation (totale 'Flucht' aus der Realität). Durch den Einsatz von Alkohol kann die Interaktionsstörung und die damit einhergehende Störung der Identität wenigstens für kurze Zeit subjektiv beseitigt werden. Die lähmende Unfähigkeit, unterschiedliche eigene und fremde Erwartungen zu verarbeiten (Mangel an Ambiguitätstoleranz) wird durch die verminderte Selbstkritik und das eingeschränkte Wahrnehmungsvermögen unter Alkoholeinwirkung zeitweilig subjektiv behoben. Ist die Wirkung des Alkoholgenusses vorüber, trifft die konflikthafte Situation bzw. das angstauslösende Befinden den Menschen mit umso größerer Stärke. Mantek (1979, S. 84) belegt, daß alkoholabhängige Frauen im Vergleich zu Männern "in stärkerem Maße eine streßreduzierende Wirkung, d.h. den Abbau psychischer Anspannung und Erregung" vom Alkohol erwarten. Es besteht in unserer Gesellschaft keine Schwierigkeit, diese subjektiv empfundene Entlastung durch die Droge Alkohol immer wieder herbeizuführen.

2. Gegenstand und Zielsetzung der Arbeit

In einer Vielzahl der Arbeiten zur Entstehung der Alkoholabhängigkeit wird zu recht auf die überragende Bedeutung der Herkunftsfamilie verwiesen. (Siehe Kapitel 2) Jedoch wird speziell zum Thema der Alkoholabhängigkeit bei Frauen außer der Auflistung von Störfaktoren weder eine nähere Differenzierung vorgenommen noch werden die einzelnen Faktoren in ihrer Bedeutung miteinander verknüpft.
In der vorliegenden Arbeit werden Konzepte der Psychotherapie mit Hilfe des Ansatzes der 'Theorie der Symbolischen Interaktion' in neuere familiensoziologische Konzepte eingebaut. Berücksichtigung findet auch das sich verändernde weibliche Rollenbild in der Bundesrepublik Deutschland - eine Tatsache, die als 'Identitätskrise' der Frau auf gesellschaftlicher Ebene bezeichnet werden kann.
Das hier vorgelegte theoretische Konzept behandelt als zentralen Punkt das Problem der Bildung von geschlechtsspezifischer Identität bei der Frau, ein Konzept, das mittels einer Lebenslaufanalyse in Form eines Modells präzisiert wird. Illustriert wird der theoretische Bezugsrahmen anhand einer detaillierten Fallstudie, die für die untersuchte Gruppe alkoholabhängiger junger Frauen typisch ist.
Bei der Alkoholabhängigkeit handelt es sich um ein 'Bedingungsgefüge', das nicht allein soziale Faktoren, sondern auch psychogenetische und biogenetische Faktoren umfaßt. Einige in der Alkoholismusforschung verwendete Begriffe werden im ersten Kapitel erläutert.
Als Gegenstand der Untersuchung wurden junge alkoholabhängige Frauen aus "gehobeneren" Schichten [26] aus folgenden Gründen ausgewählt: Die Alkoholabhängigkeit hat speziell in dieser Gruppe in den letzten Jahrzehnten alarmierend und überproportional im Vergleich zu Männern zugenommen.
Die vorliegende Arbeit geht von der Hypothese aus, daß Männer und Frauen (wiederum zu differenzieren je nach Schichtzugehörigkeit und Altersklasse) in unserer Gesellschaft unterschiedliche Sozialisationsprozesse durchlaufen und mit unterschiedlichen Erwartungen konfrontiert sind. Für ältere Frauen sowie für Frauen aus der Unterschicht sind u.U. andere Entstehungsgründe sowie ein unterschiedlicher Verlauf bis hin zur Abhängigkeit charakteristisch. Da Alkoholismus traditionell eine "männliche Erkrankung" ist, hat sich die Forschung lange Zeit nahezu ausschließlich mit der Alkoholabhängigkeit bei Männern beschäftigt. Bislang gibt es in der Bundesrepublik Deutschland keine Untersuchungen, die sich speziell mit dem Aufbau von Geschlechtsidentität im Zusammenhang mit der Entstehung der Alkoholab-

Eine stringente Ableitung von Alkoholabhängigkeit aus der "Identitätsgeschichte" der Patientin - die in der vorliegenden Arbeit im Mittelpunkt steht - ist sicher ein nicht lösbares methodisches Problem. Der hier dargestellte theoretische Ansatz soll in dem Bedingungsgeflecht der Entstehung von Alkoholabhängigkeit bei Frauen vor allem den Einfluß gelingender bzw. mißlingender geschlechtsspezifischer Identitätsbildung aufzeigen. Das vorgelegte Verlaufsmodell müßte empirisch abgesichert werden, um es als prognostisches Instrument einsetzen zu können.

Als Technik der Datensammlung wurden zwei Instrumente benützt: ein Fragebogen zur Erfassung der sozialen Daten im weitesten Sinn sowie das 'offene Interview' mit Tonband-Protokoll über 3 bis 5 Stunden (in mindestens zwei Sitzungen). Auf diese Weise wurde der Versuch unternommen, möglichst präzise und unverfälscht die Beziehungsstrukturen in der Herkunftsfamilie und die alltäglichen Interaktionen der späteren Alkoholabhängigen in der Rückschau zu analysieren.

[2b]) Die vorliegende Arbeit bezieht sich auf Frauen ab der oberen Unterschicht aufwärts ("gehobenere Schichten"). Der sozioökonomische Status der für die Fallstudien ausgewählten Probanden wurde bestimmt über die Eltern, die eigene Position und (soweit vorhanden) über den Ehemann. Dabei wurden die konventionellen Indikatoren sozialer Schichtung wie Berufskarriere, Bildung und Einkommen verwendet (s. Bolte 1967).

Das der Analyse der Strukturporbleme der Familie in dieser Arbeit zugrunde gelegte Modell von Hess und Handel (1975) unterstellt, daß die betreffende Familie außer der Aufrechterhaltung des Haushalts, der Sozialisation des Nachwuchses und der gegenseitigen emotionalen Stützung der Ehegatten keine Existenzprobleme zu bewältigen hat. Es wird in der vorliegenden Arbeit der Einfluß von Persönlichkeitsstrukturen und Rollenstrukturen auf das Beziehungssystem der Familie betrachtet, um die Bedingungen zu erhellen, unter denen identitätsfördernde Fähigkeiten in den familialen Interaktionen ausgebildet werden, bzw. um pathologische Sozialisationsprozesse aufzuzeigen. Auf das Problem des Zusammenhangs zwischen familialer Rollenstruktur und objektiver sozialer Lage ("schichtenspezifische Sozialisation") kann in diesem Rahmen nicht eingegangen werden.

Bei einem einwöchigen Aufenthalt in einer Fachklinik für alkoholabhängige Frauen wurde eine Reihe von Fällen erhoben. In der Darstellung beschränkt sich die vorliegende Arbeit auf nur eine Studie, um den für die untersuchten Frauen (um die 30 Jahre alt und aus "gehobeneren" Schichten) typischen Prozeß hin zur Abhängigkeit klarer zutage treten zu lassen. Eine empirische Überprüfung des hier vorgelegten theoretischen Konzeptes bleibt außerhalb dieser Arbeit noch zu leisten.

Auf der Grundlage der besonderen Beziehungsstrukturen in der Herkunftsfamilie und der Prozesse während der sekundären Sozialisation in der Latenzzeit, der Adoleszenz und des frühen Erwachsenenalters soll die Entstehung von Alkoholabhängigkeit bei jungen Frauen verstanden und interpretiert werden. In die Analyse wird miteinbezogen das spezifische gesellschaftliche Konfliktpotential, mit dem Frauen in der Bundesrepublik konfrontiert sind, sowie die sozio-kulturelle Bedeutung und die psychopharmakologische Wirkung des Alkohols, die - bei entsprechender individueller Sozialisation bezüglich Alkohol - den Einsatz dieser Droge als ein "passives Konfliktlösungsmittel" in unserer Gesellschaft zunehmend auch für Frauen geradezu nahelegen.

3. Zur Epidemiologie des Alkoholproblems bei Frauen in der Bundesrepublik Deutschland

3.1 Angaben zur Alkoholabhängigkeit

Zur psychiatrischen Diagnose "Alkoholabhängigkeit" fehlen bislang umfassende epidemiologische Untersuchungen. Für die Bundesrepublik Deutschland wird derzeit die Zahl der Alkoholabhängigen beiderlei Geschlechts auf ca. 2 Millionen geschätzt - genaue Zahlen sind nicht verfügbar. Soweit systematische Erhebungen etwa an psychiatrischen Krankenhäusern vorliegen, findet sich ein deutlich höherer Anteil von Männern als Frauen: Alkoholabhängigkeit ist traditionell eine "männliche" Erkrankung.

Vor dem Hintergrund einer allgemeinen Zunahme der Alkoholabhängigkeit wurde jedoch in den letzten beiden Jahrzehnten vor allem in der amerikanischen und auch in der deutschen Literatur über einen überdurchschnittlichen Anstieg der Alkoholabhängigkeit bei Frauen berichtet. Für die sechziger Jahre wird das Verhältnis weiblicher und männlicher Alkoholabhängigkeit in der Bundesrepublik Deutschland mit 1:10 angegeben, (Jost 1966), 1974 betrug es je nach untersuchter Stichprobe 1:4 (Wanke 1974) bzw. 1:3 (Busch und Feuerlein 1975).

Bei diesen Angaben ist zu bedenken, daß es sich um Erhebungen an psychiatrischen Behandlungseinrichtungen handelt, d.h. Patientinnen in Allgemeinpraxen, Privatkliniken oder Beratungsstellen fanden keine Berücksichtigung. Allgemein wird vermutet, daß gerade bei Frauen - nicht zuletzt aufgrund der stärkeren Stigmatisierung - die Dunkelziffer der Alkoholgefährdeten bzw. -abhängigen besonders hoch ist.

Diese Zunahme der Alkoholerkrankung bei Frauen in den letzten Jahrzehnten, ebenso wie der Anstieg der Erschöpfungszustände,

psychosomatischen Erkrankungen und Suizidversuche bei Frauen, wird häufig im Zusammenhang mit dem Wandel der Rolle der Frau gesehen. Es liegen jedoch keine detaillierten Ergebnisse darüber vor, welchen Einfluß konkrete Faktoren der sich wandelnden Situation der Frau auf die Entstehung der Alkoholabhängigkeit haben. Insbesondere wären dabei zu untersuchen: mögliche Auswirkungen der Situation am Arbeitsplatz, der Isolation der alleinstehenden Frau in der modernen Industriegesellschaft sowie der verstärkten Belastung derjenigen Frauen, die zugleich die Gattin- und Mutter-Rolle und die Rolle der Berufstätigen ausüben.

Obwohl umfassende epidemiologische Untersuchungen zur Alkoholabhängigkeit bislang nicht verfügbar sind, verdeutlicht die oben referierte Veränderung des Geschlechterverhältnisses den tendenziellen Angleichungsprozeß der männlichen und weiblichen Rolle hinsichtlich des Alkoholmißbrauchs. Die ausgesprochen 'dünne' Datenlage kann allerdings nur gewisse Trends aufzeigen. (Vgl. die Daten bei Feuerlein 1979, S. 70 f.)

2. Angaben zum Trinkverhalten von Frauen

Ausgehend von der Annahme, daß Abstinenz und Alkoholabhängigkeit die beiden extremen Pole eines Kontinuums darstellen, werden in der letzten Zeit vermehrt Untersuchungen zum Trinkverhalten der Normalbevölkerung in Form von Fragebogenerhebungen durchgeführt.

Wieser (1968) berichtet aufgrund seiner repräsentativen Umfrage in der Bremer Bevölkerung folgende Daten:

25 % Männer und 24 % Frauen trinken täglich oder fast täglich;
45 % Männer und 30 % Frauen trinken ein bis zweimal pro Woche;
10 % Männer und 27 % Frauen trinken ein bis zweimal pro Monat;
20 % Männer und 19 % Frauen trinken ein bis zweimal im Vierteljahr oder seltener.

Diese Zahlen verdeutlichen eine Ordnung in der Trinkhäufigkeit, geben jedoch keinen Aufschluß über die genauen Abstände sowie über die Art und Menge des konsumierten Alkohols. Überraschend bei diesen Zahlen ist der etwa gleich hohe Anteil von Männern und Frauen bei den stärkeren Konsumenten und den wenig Trinkenden.

Nach der von INFRATEST (1975) durchgeführten Repräsentativerhebung bei 20- bis 64-jährigen Männern und Frauen zum Alkoholkonsum und -abusus in der Bundesrepublik

leben 10 % der Männer gegenüber 32 % der Frauen abstinent oder fast abstinent. Zudem konsumieren 65 % der Männer gegenüber nur 28 % der Frauen regelmäßig Alkohol.

Dieser Erhebung zufolge sind die Trinksitten zu offiziellen und geselligen Anlässen bei Männern und Frauen in etwa gleich. Deutlicher als bei Männern zeigt sich nach der o. g. Studie bei den Konsumgewohnheiten der Frauen der Unterschied in der Einkommensklasse: in der obersten Einkommensgruppe (Haushaltsnettoeinkommen: DM 2.500 und mehr) und in der nächstniedrigeren (2.000 - 2.500 DM) ist der Alkoholkonsum bei geselligen Anlässen am stärksten verbreitet.

Die genannte Studie zeigt weiterhin, daß bei Frauen die lineare Beziehung zwischen Einkommen und "Alkoholabusus" sehr erheblich ist: In der höchsten Einkommensklasse (DM 2.500 und mehr) ist der Alkoholmißbrauch am stärksten.

Frauen in gehobenen Berufen trinken deutlich am meisten (von allen Frauen); die Gruppe der Hausfrauen zeigt ein diffuses Bild, wahrscheinlich, weil sie nicht eindeutig einer bestimmten sozialen Schicht zugeordnet werden können.

Die Repräsentativerhebung des Bayerischen Staatsministeriums des Innern zum Alkoholkonsum bayerischer Jugendlicher (1974) verdeutlicht, daß Alkoholkonsum und auch Alkoholmißbrauch relativ gleichmäßig über alle sozialen Schichten verteilt ist, daß aber weibliche Alkoholtrinker etwas häufiger als männliche den "oberen" Schichten angehören. Schon die 1969 an deutschen Heilstätten durchgeführte Befragung (in Holzgreve 1970) verdeutlicht, daß alkoholabhängige Frauen im Vergleich zu Männern höheren sozialen Schichten entstammen.

Aus Untersuchungen an bereits als alkoholabhängig diagnostizierten Frauen und Männern ergeben sich zum Teil beträchtliche Unterschiede je nach Geschlecht

> hinsichtlich der Art und Menge des konsumierten Alkohols, des Trinkstils, des sozialen Trinkumfeldes; hinsichtlich der zeitlichen Dauer der Entwicklung vom stärkeren Trinken bis zur behandlungsbedürftigen Alkoholabhängigkeit sowie in bezug auf die Streßfaktoren, die nach Angaben der Patienten den Beginn des verstärkten Trinkens ausgelöst haben.

Isolierte Aussagen zu den oben aufgezählten Faktoren können solange wenig zur Erhellung der Entstehung der Alkoholabhängigkeit beitragen, wie Hypothesen über Zusammenhänge mit anderen psychischen oder sozialen Aspekten der Alkoholabhängigkeit fehlen. Zudem differieren die Ergebnisse der einzelnen Autoren ganz erheblich - wahrscheinlich aufgrund der Unterschiede in der gewählten Stichprobe sowie in der Art der Datenerhebung. Eine Übersicht über die Ergebnisse findet sich bei Davies-Osterkamp (1975/76 S. 196 ff.) Es erscheint hier zunächst nur sinnvoll, aus den verschiedenen Angaben mögliche Trends abzulesen, um sie bei der eigenen Hypothesenformulierung zu berücksichtigen.

Aufgrund der Befunde von einer Reihe von Forschern (stellvertretend: Wanberg und Knapp, 1970) trinken Frauen im Vergleich zu Männern eher zu Hause und allein als in Gesellschaft - ein Trinkmuster, das wenig soziale Kontrollmöglichkeiten bietet. Diese Ergebnisse werden häufig in Zusammenhang gebracht mit einer stärkeren "sozialen Stigmatisierung", mit der Tendenz zum sozialen Rückzug in Verbindung mit einem negativen Selbstbild der starken Trinkerin sowie mit der immer wieder berichteten überdurchschnittlich großen Zahl von ledigen, geschiedenen und getrennt lebenden Frauen unter den Alkoholabhängigen (z.B. Gundel 1972) und schließlich mit der bei Frauen häufig festgestellten beschleunigten Entwicklung vom Beginn des starken Trinkens bis zur behandlungsbedürftigen Alkoholabhängigkeit (Lausberg, 1975, S. 37).

4. Begriffsbestimmungen

4.1 Alkoholismus: Definitionen

Ebensowenig wie es die Theorie der Alkoholabhängigkeit gibt, existiert eine allgemeingültige Definition dieses Begriffes. Eingehende Erörterungen von Definitionen finden sich bei JELLINEK (1960) und ANTONS/SCHULZ (1976). Nach JELLINEK versteht man unter Alkoholismus

> "jeglichen Gebrauch von alkoholischen Getränken, der dem Individuum, oder der Gesellschaft oder beiden einen Schaden zufügt" (zit. in FEUERLEIN, 1975, S. 5)

Diese Definition präzisiert Jellinek durch die weiter unten dargestellten Alkoholikertypen.

Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) definiert Alkoholiker als

> "exzessive Trinker ..., deren Abhängigkeit vom Alkohol einen solchen Grad erreicht hat, daß sie deutliche geistige Störungen oder Konflikte in ihrer körperlichen oder geistigen Gesundheit, ihren mitmenschlichen Beziehungen, ihren sozialen oder wirtschaftlichen Funktionen aufweisen oder Vorboten einer solchen Entwicklung aufzeigen." (zit. in FEUERLEIN, 1971, S. 17)

Die vorliegende Arbeit verwendet den Begriff der Abhängigkeit, der in der neueren Alkoholismusforschung den moralisch aufgeladenen und unklaren Begriff der 'Sucht' weitgehend ersetzt hat.

> Abhängigkeit ist "ein Zustand von Mißbehagen bzw. von Beschwerden, die durch den Entzug einer Droge bei einem Individuum hervorgerufen werden, das diese Droge oder eine ähnlich wirkende Substanz längere Zeit (chronisch) konsumiert hat." (FEUERLEIN, 1975, S. 4)

Nach dieser von Feuerlein vorgeschlagenen, recht brauchbaren Definition läßt sich Abhängigkeit in zwei Formen unterteilen, die meist zusammen auftreten:

a) physische Abhängigkeit, bei der nach Entzug der Droge quälende körperliche und seelische Störungen auftreten
b) psychische Abhängigkeit, gekennzeichnet durch das "unwiderstehliche Verlangen nach einer weiteren periodischen oder

dauernden Einnahme der Droge, um Lust zu erzeugen oder Mißbehagen zu vermeiden" (Ebenda, S. 5)

Alkoholabhängigkeit ist im Rahmen der Reichsversicherungsordnung (RVO) seit 1968 in der Bundesrepublik als Krankheit anerkannt, d.h. Alkoholabhängige werden von den Versicherungsträgern als Kranke angesehen und behandelt. Die in dieser Arbeit vorgestellten Fallstudien beziehen sich auf Frauen, die von Fachärzten für Psychiatrie als alkoholabhängig diagnostiziert und behandelt worden waren.

Für die Anerkennung der Alkoholabhängigkeit als Krankheit im Sinne der RVO spielt der 'Kontrollverlust' eine wesentliche Rolle. Der Begriff meint die Unfähigkeit, mit dem Trinken aufzuhören, wenn einmal damit begonnen wurde und/oder die Unfähigkeit, über längere Zeit abstinent zu leben (FEUERLEIN, 1975, S. 6, 100 ff) Der Arzt muß den "Kontrollverlust" [3] bestätigen, damit die Versicherungsträger die Behandlungskosten übernehmen.

Die oben angeführten Definitionen bestimmen Alkoholabhängigkeit rein phänomenologisch durch die Art des Trinkens und vor allem durch die Folgen, die das übermäßige Trinken nach sich zieht. Sie sagen nichts aus über die Entstehungsbedingungen.

Aus der Sicht der vorliegenden Arbeit, die auf der intentionalen Perspektive aufbaut, wird der Begriff des Kontrollverlustes nicht als individuelles "Versagen" definiert, sondern als mißlungener Versuch der Beseitigung bzw. Linderung von subjektiv unerträglichen Spannungen, die aus unzureichend entwickelten Interaktionsfähigkeiten herrühren. Nach der intentionalen Perspektive, die ähnlich auch von Wüthrich (1974, S. 3) und Stimmer (1978, S. 62 ff) vertreten wird, ist das Phänomen der Alkoholabhängigkeit verstehbar und erklärbar aus dem Zusammenwirken von drei Bereichen:

[3] Zur soziologischen Diskussion um den Begriff des Kontrollverlustes siehe Kube, H. 'Kontrollverlust' als soziologische Kategorie, in: Stimmer, F. (Hrsg.), Alkoholabhängigkeit. Beiträge aus dem Bereich der psychiatrischen Soziologie, Reihe Soziologenkorrespondenz, Bd. 6, München 1979, S. 92-120.

1. Persönlichkeit
2. soziales Milieu
3. Droge Alkohol (s. Abbildung 1 S. 18)

Der eigene Ansatz wird eingehend in Kap. 3 dargestellt.

4.2 Typologie des Alkoholismus

Ausgehend vom Trinkverhalten der von ihm erfaßten 98 Mitglieder einer Gruppe der 'Anonymen Alkoholiker' definierte Jellinek (1960) fünf Idealtypen von Alkoholismus. Zentrales Merkmal der Typeneinteilung ist der 'Kontrollverlust' (s.o.). Diese durch Jellinek vorgenommene Beschreibung der verschiedenen Formen von Alkoholismus reduziert allerdings das komplexe Phänomen der Alkoholabhängigkeit auf die Beziehung zwischen Individuum und Droge Alkohol. (Vgl. Stimmer, 1978, S. 30 f) Es wird häufig die Kritik geäußert, diese Typen seien zu abstrakt und ohne Relevanz für eine Therapie.

Die nachstehend dargestellte Typologie von Jellinek hat sich in der Alkoholismusforschung jedoch weltweit durchgesetzt (Feuerlein, 1975, S. 100 ff)

1. Der Alpha-Trinker ist gekennzeichnet durch undisziplin iertes Trinken ohne Kontrollverlust; es besteht eine starke "psychologische Anfälligkeit".
2. Der Beta-Trinker wird als Gelegenheitstrinker ohne Kontrollverlust und ohne eine Form der Abhängigkeit definiert.

Alpha- und Beta-Trinker gelten nicht als Alkoholabhängige; diese beiden Formen können jedoch leicht in eine Alkoholabhängigkeit des Gamma- oder Delta-Typs übergehen. Die Übergänge sind selbstverständlich fließend und Mischformen in der Realität überwiegend vorzufinden.

3. Der Gamma-Trinker ist gekennzeichnet durch periodisches Trinken bis zum Rausch mit Kontrollverlust; es besteht primär eine psychische Abhängigkeit, die später auch zu einer physischen Abhängigkeit führt.

4. Der Delta-Trinker ist definiert als Gewohnheitstrinker, der unfähig ist zu abstinieren; es besteht primär eine physische Abhängigkeit, die später zum Teil auch zu einer psychischen Abhängigkeit führt.

5. Der Epsilon-Trinker, in der Umgangssprache als 'Quartalsäufer' bezeichnet, ist gekennzeichnet durch episodisches Trinken mit episodischem Kontrollverlust.

Von Bedeutung für die vorliegende Arbeit ist vor allem der Gamma-Typ, da die bisherigen Forschungsergebnisse zur Alkoholabhängigkeit bei Frauen die Vermutung nahelegen, daß bei weiblichen Alkoholabhängigen der Typ der 'Konflikttrinkerin' (Gamma-Typ) gegenüber der 'Gewohnheitstrinkerin' (Delta-Typ) bei weitem überwiegt, vor allem in bezug auf die berichtete Zunahme des Alkoholismus bei Frauen.

Bei der 'Gewohnheitstrinkerin' ist der Definition nach die Alkoholabhängigkeit entstanden aufgrund alltäglichen Alkoholkonsums meist von Kindheit an (z.B. in Weinbaugebieten). Diese Art des Trinkverhaltens führt durch den Einbau des Alkohols in den Zellstoffwechsel zunächst zu einer körperlichen Abhängigkeit, die später zusätzlich in eine psychische Abhängigkeit münden kann.

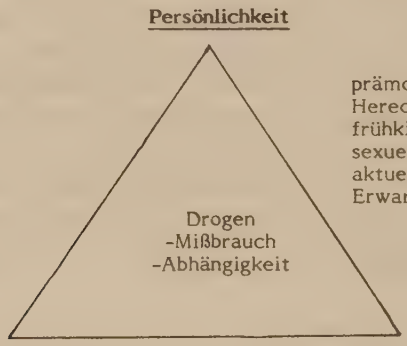
Dagegen steht bei der 'Konflikttrinkerin' (Gamma-Typ) nicht die physische Gewöhnung sondern die scheinbare Lösung bewußt bzw. unbewußt erlebter Konflikte mittels Alkohol im Vordergrund.

Zweites Kapitel
THEORIEN ZUR ENTSTEHUNG DER ALKOHOLABHÄNGIGKEIT

Die verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen haben sich mit dem Problem der Alkoholabhängigkeit beschäftigt: hier sind vor allem medizinische, psychologische und - in neuerer Zeit verstärkt - soziologische Erklärungsversuche zu nennen.
Feuerlein (1975 S.8) spricht von einem "Bedingungsgefüge der Alkoholabhängigkeit" und betont damit das Zusammenwirken von Faktoren aus verschiedenen Daseins- bzw. Forschungsbereichen und Analyseebenen. Jedoch gibt es eine umfassende Theorie der Genese der Alkoholabhängigkeit bislang nicht.
Die von Kielholz und Ladewig (1973) entwickelte "Trias der Entstehungsbedingungen der Drogenabhängigkeit" verdeutlicht auch hinsichtlich des Alkoholproblems die Interdependenz der einzelnen Faktoren und die Möglichkeiten einer interdisziplinären Zusammenarbeit

Abbildung 1

Trias der Entstehungsbedingungen der Drogenabhängigkeit nach Kielholz und Ladewig (1973, S. 24)



Da die Alkoholabhängigkeit traditionell eine "männliche" Erkrankung ist, hat sich insbesondere die psychiatrische und psychologische Forschung nahezu ausschließlich mit der Alkoholabhängigkeit bei Männern beschäftigt. Erst in den letzten Jahren wuchs das Interesse an der Erforschung auch der Alkoholabhängigkeit bei Frauen.

Die folgende Bestandsaufnahme der wesentlichen bereits vorhandenen Arbeiten zur Erklärung der Genese der Alkoholabhängigkeit liefert Material, das in die Bemühungen um einen sozialwissenschaftlichen Ansatz miteinbezogen werden muß.

1. Psychologische Theorien[4)]

Ein zusammenfassender Überblick über die psychologischen Ansätze mit Berücksichtigung der geschlechtsdifferenzierenden Arbeiten findet sich bei Mantek (1979, S. 10 ff).
Die psychologischen Ansätze gehen davon aus, daß bestimmte angeborene und vor allem erworbene Dispositionen ein Individuum dazu bringen, bestimmte Alkoholwirkungen zu suchen. Hier sollen diejenigen Arbeiten kurz referiert werden, die für die eigene Untersuchung wichtig erscheinen.

1.1 Psychoanalytische Ansätze

Diese Forschungsrichtung fragt nach den lebensgeschichtlich bedingten Motivationsstrukturen als möglicher Determinanten der Alkoholabhängigkeit. Dabei wird die Grundlage für die Alkoholabhängigkeit als "süchtige Fehlhaltung" im Rahmen der frühen Eltern-Kind-Beziehung gesucht. Goertz (1972, S. 43 ff) gibt eine Übersicht über die tiefenpsychologischen Hypothesen, um die sich die theoretischen Erwägungen und empirischen Befunde dieser Forschungsrichtung gruppieren lassen.

Es wird in der älteren psychoanalytisch orientierten Literatur zum Problem der Sucht vor allem der Zusammenhang zwischen "Oraler Fixierung", bzw. "Oralität" als passiver Erwartungshaltung in bezug auf umfassende Bedürfnisbefriedigung seitens der Umwelt und "süchtiger Fehlhaltung" herausgearbeitet. Die neueren psychoanalytischen Theorien zur Suchtentwicklung beschreiben auf der Grundlage der Arbeiten von Kohut (1969, 1973) die Sucht als typisch "narzißtische Persönlichkeitsstörung", die sich vor allem als

4) Eine Übersicht über somatische Theorien findet sich in: Antons und Schulz, 1976, S. 195 ff. Medizinische Theorien berücksichtigen bei ihren Erklärungen vor allem die Effekte des Alkohols auf den Organismus und das Vorhandensein physiologischer Abhängigkeit. Da jedoch die physiologischen Studien an bereits als alkoholabhängig diagnostizierten Patienten durchgeführt wurden, mußte unklar bleiben, ob die biochemischen Befunde Ursachen des süchtigen

mangelnde Ich-Stärke und Störung des Über-Ichs manifestiere. Nach diesem Theorieansatz wird das Suchtmittel im Sinne einer infantilen,regressiven Wunscherfüllung eingesetzt, um eine unerträgliche innerseelische Spannung zu mindern, wobei für eine kurze Zeit das Gefühl eines "grandiosen Selbst" erreicht werde.

Das Konzept der mangelnden Ich-Stärke bietet eine Erklärung für die bei Alkoholabhängigen beider Geschlechter häufig gefundene

> mangelnde Frustrationstoleranz, sowie fehlerhafte Realitätseinschätzung und -bewältigung in Form von fehlerhafter Umwelteinschätzung (Realitätsverleugnung) und fehlerhafter Selbsteinschätzung (negatives Selbstbild).

Die Hypothese von der Über-Ich-Störung kann eine Erklärung liefern für die bei Alkoholabhängigen gehäuft festgestellten

> Autoritätsprobleme, Minderwertigkeits- und Schuldgefühle, verbunden mit Neigungen zur Depression und Selbstzerstörung.

Diese neurotischen Persönlichkeitszüge werden in einen ursächlichen Zusammenhang zur Entstehung von Alkoholabhängigkeit gebracht.

Im Zusammenhang mit der Störung des Über-Ichs sind hier von besonderem Interesse die Hypothesen zur Fehlidentifikation bzw. zu einer Ambivalenz in der Geschlechtsrollen-Identifikatiion. Mitscherlich-Nielsen (1962, zit. in Goertz S. 82) betont die Gefahr einer Fehlidentifikation des Mannes aufgrund einer Schwäche des Vaters und einer zu engen und traumatischen Beziehung zur Mutter. Aufgrund ihrer Untersuchungen an männlichen Alkoholabhängigen kommen Zwerling und Rosenbaum (1967) zu folgendem Ergebnis:

> "The subjects are sexually immature, with a basic and serious failure in masculine identification"
> (S.636, zit. in Goertz, S88)

Fortsetzung Fußnote [4]:

Trinkens sind, oder ob das übermäßige Trinken Ursache physiologischer Störungen ist. (Siehe dazu die ausführliche Diskussion bei Jellinek 1960, S. 102-110) Zur Frage nach der Genese und Aufrechterhaltung der Alkoholabhängigkeit tragen diese Ansätze wenig bei; sie werden daher hier nicht diskutiert. Jedoch muß eine sozialwissenschaftliche Sichtweise die physiologischen Prozesse, die nach Beginn des Alkoholmißbrauchs einsetzen, mitberücksichtigen.

Differenziert wird dieser Befund von einer Reihe von Autoren, die aufgrund ihrer Untersuchungen an männlichen Alkoholabhängigen zu dem Ergebnis kommen, es liege auf der bewußten Ebene eine starke männliche Identifikation vor, die in einem Spannungsverhältnis stehe zu unbewußten Wünschen nach Passivität und Abhängigkeit. Dabei gestatte es der Alkoholgenuß, beide Bedürfnisse zu befriedigen: nach außen hin eine betont männliche Fassade zu wahren und zugleich Abhängigkeitsbedürfnisse zu befriedigen.

Bei alkoholabhängigen Frauen stellt das Symptom selbst einen deutlichen Verstoß gegen Rollenerwartungen dar; es liegt daher nahe, Abweichungen in der Geschlechtsrollenidentifikation bei alkoholkranken Frauen zu vermuten.

Wilsnack (1973) unterstellt aufgrund der gefundenen Familienkonstellation in der Kindheit eine primäre Störung in der unbewußten Geschlechtsrollenidentifikation. Sie überprüfte diese Annahme anhand einer Reihe von Maßen zur bewußten und unbewußten Maskulinität-Ferminität. Ihre Untersuchung an 28 stationär behandelten Alkoholikerinnen bringt die Autorin zu dem Schluß, daß bei diesen Frauen, im Vergleich zu gesunden Probandinnen,

> unbewußt eine starke Verunsicherung ihrer weiblichen Identität vorliege, bei gleichzeitig bewußter Übernahme weiblicher Einstellungen und Werte.

Parker (1972) kommt auf der Grundlage eines unterschiedlichen Konzepts und unter Verwendung unterschiedlicher Testinstrumente zu einem ganz anderen Ergebnis. Er stellte bei 56 alkoholabhängigen Frauen, im Vergleich zu einer mäßig trinkenden Kontrollgruppe

> auf der unbewußten Ebene eine stärkere weibliche Identifikation fest, auf der bewußten Ebene eher "männliche" Einstellungen und Verhaltensweisen.

Aufgrund der unterschiedlichen Konzeptualisierung und Verwendung verschiedenartiger Testinstrumente lassen die beiden Arbeiten keinen Vergleich untereinander zu, wegen der kleinen Stichprobe auch keine Generalisierung ihrer Ergebnisse. Interessant ist jedoch die durch diese Arbeiten angeregte Hypothese, daß eine Diskrepanz zwischen unbewußter Identifikation und

bewußt angestrebter Geschlechtsrolle zu großen intrapsychischen Spannungen führt, die die betroffene Frau mittels Alkoholkonsum zu lindern sucht. Diese Hypothese wird in Kap. (4) aufgegriffen werden.

Die psychoanalytische Perspektive kann jedoch als isolierter Ansatz dem komplexen Problem der Alkoholabhängigkeit nicht gerecht werden. Diese Ansätze, die sich einer umfassenden empirischen Überprüfung entziehen, laufen Gefahr, zu einem Determinismus zu führen: die Einflüsse der sozialen Umwelt, die während des Lebenslaufes auf das Individuum einwirken, bleiben weitgehend unberücksichtigt.

1.2 Lerntheoretische Ansätze

Die lerntheoretischen Ansätze, die auf den Theorien von Hull (1943) und Skinner (1938) aufbauen, gehen davon aus, daß jedes Verhalten - auch übermäßiges Trinken - erlernt ist, d. h. durch die allgemeinen Lerngesetze erworben, aufrechterhalten und beeinflußt wird. Alkoholkonsum und Alkoholabhängigkeit werden als instrumentelles Verhalten beschrieben, das vor allem durch die Konsequenzen bestimmt wird, die unmittelbar auf das Verhalten folgen. Lerntheoretische Untersuchungen versuchen daher insbesondere die Verstärkungskontingenzen zu erfassen, denen der Alkoholabhängige in seinem persönlichen Bereich (Selbstverstärkung) und seinem sozialen Umfeld (Umgebungsverstärkung) unterliegt.

In bezug auf die Selbstverstärkung gehen die Untersuchungen von der Annahme aus, daß der exzessive Trinker versucht, mit Hilfe von Alkohol aversive Zustände wie Streß, Unsicherheit, Angst zu vermeiden (Siehe dazu Mantek 1979, S. 13 ff)

Erweitert wird dieses theoretische Modell durch die Funktion des 'blackouts', der den Trinker daran hindert, aus seinen negativen Erfahrungen unter Alkoholeinwirkung zu lernen. Hinzu kommt die physiologische Wirkung des Alkohols, die darin besteht, daß die aversiven Entziehungserscheinungen durch erneute Alkoholeinnahme beseitigt werden, und so Alkoholkonsum kontinuierlich verstärkt wird. (Bandura 1969)

In einer geschlechtsdifferenzierenden Untersuchung an insgesamt 369 Alkoholabhängigen - davon 166 Frauen - erfaßte Mantek (1979) einige wesentliche soziale Reizbedingungen, und kommt zu dem Schluß, daß "die Reizbedingung der fehlenden sozialen Sicherheit sowohl für weiblichen als auch für männlichen Alkoholismus von Bedeutung ist". (S.106). Diese Reizbedingung manifestiert sich in Gefühlen der Hilflosigkeit, der Minderwertigkeit, der Anpassung im Kontakt mit anderen. Die Ergebnisse dieser Arbeit zeigen, daß Alkoholiker in sozialen Situationen bevorzugt mit Vermeidungs-und Rückzugsverhalten reagieren, welches wiederum Angst verstärkt. Wird aufgrund von Modelleinflüssen von Bezugsgruppen eine Steigerung sozialer Sicherheit vom Alkohol erwartet, dann ist es wahrscheinlich, daß dieses Mittel zur Spannungsreduktion eingesetzt wird. Für alkoholabhängige Frauen unterstellt Mantek (S.111) das Zusammentreffen von 2 Risikofaktoren: "das Gefühl der Entfremdung in den wichtigen Lebensbereichen von Partnerschaft und sozialem Kontakt und die Erwartung an den Alkohol, diese Versagenserlebnisse auszugleichen". Die übermäßig trinkende Frau, die damit gegen die weiblichen Trinknormen verstößt, wird sich noch stärker aus dem sozialen Kontakt zurückziehen. Das wird ihre soziale Hilflosigkeit weiter verstärken und zum anderen fehlt wegen des solitären Trinkens zu Hause eine soziale Kontrolle des Trinkverhaltens.

Die Untersuchungsergebnisse von Mantek können nicht die Frage beantworten, ob alkoholabhängige Frauen in den als wichtig erlebten Bereichen von Partnerschaft und sozialem Kontakt objektiv stärkeren Belastungen ausgesetzt sind als "gesunde" Frauen, sie zeigen jedoch, daß Alkoholikerinnen die beschriebenen Störungen intensiver erleben.

Die Spannungsreduktions-Hypothese wird zwar von einer Reihe von Forschern überzeugend vertreten, konnte aber bislang nicht eindeutig belegt werden. Es scheint jedoch, daß Menschen - und vor allem Frauen - mittels Alkoholkonsum versuchen, die durch Depressionen, Angst und Streß ausgelösten Spannungszustände zu lindern, sowie eine Leistungssteigerung herbeizuführen. Wesentlich ist in diesem Zusammenhang die erhöhte Suggestibilität des Menschen unter Alkoholeinwirkung: die Erwartungen des Trinkenden erfüllen sich subjektiv für ihn. Schmidbauer und vom Scheidt (1971) unterscheiden - wie schon erwähnt - je nach Alkoholisierungsgrad drei Wirkungsphasen des Alkohols:

1. Verminderung der Selbstkritik, 2. Enthemmung, 3. Narkotisierung. Die verminderte Selbstkritik wird subjektiv als Leistungssteigerung empfunden, die zunehmende Enthemmung als anregende Wirkung auf die Stimmung. Die einsetzende narkotisierende Wirkung verhindert ein totales Ausleben aggressiver Impulse.

Die lerntheoretischen Ansätze - wie auch die psychoanalytische Perspektive -stellen sehr stark auf die Wirkung des Alkohols ab. Jedoch kann die erwartete oder scheinbar eintretende Wirkung des Alkohols insgesamt nicht als ausreichende Erklärung dafür angesehen werden, warum Menschen oder speziell Frauen übermäßig trinken bzw. alkoholabhängig werden.

2. Soziologische Ansätze zur Genese der Alkoholabhängigkeit bei Frauen

Die unterschiedliche Sichtweise des Problems der Alkoholabhängigkeit innerhalb der Soziologie beruht auf dem unterschiedlichen Verständnis von Individuum und Gesellschaft der einzelnen Theorierichtungen.

Ein Überblick über wesentliche soziologische Arbeiten zur Alkoholabhängigkeit bei Frauen findet sich bei Davies-Osterkamp (1975/76 S.191ff) sowie bei Mantek (1979, S.24ff), die jedoch die übliche inhaltliche Untergliederung nach 2 großen Teilbereichen vornehmen:

a) die Beschreibung des Trinkverhaltens differenziert nach Geschlecht und
b) die Analyse der Persönlichkeit, der Konfliktbereiche und allgemeinen Verhaltensmuster.

Um die vorliegenden Untersuchungsergebnisse eindeutiger auf ihre Aussagekraft hin überprüfen zu können, erscheint es sinnvoller, eine Zuordnung der Arbeiten zu den unterschiedlichen Theorieperspektiven und Methoden vorzunehmen, auf deren Grundlage sie angefertigt wurden.

Stimmer (1978) gibt eine Übersicht über die soziologische Forschung zur Alkoholabhängigkeit bei Männern und nimmt folgende systematische Zuordnung sozialwissenschaftlicher Ansätze zu bestimmten Theorieperspektiven und Methoden vor:

Ansatz	Zentrales Thema	Theorie	Methode
kulturanthropologischer und soziokultureller	Kultur	Funktionalist. Anthropologie und Soziologie	Variablenanalyse und funktionale Analyse
soziostruktureller	Gesellschaft	Reduktionistische Soziologie	Variablenanalyse
soziofunktionaler	Gesellschaft	Funktionalistische Soziologie	Funktionale Analyse
intentionaler	Person	Verstehende Soziologie	Intentionale Analyse

aus: Stimmer, 1978, S. 48

Im folgenden sollen einige wesentliche soziologische Arbeiten speziell zur Alkoholabhängigkeit bei Frauen den obigen Theorieperspektiven zugeordnet und ihre Aussagekraft diskutiert werden.

2.1 Soziokulturelle und soziofunktionale Perspektive

In diesem Bereich sind von umfassender Bedeutung die Untersuchungen von Bales (1946), die teils der soziokulturellen, teils der soziofunktionalen Perspektive zugeordnet werden können. Bales erarbeitet den Zusammenhang zwischen Mustern des Alkoholkonsums und gesellschaftlichen Organisationsformen; er setzt das Ausmaß des Trinkens bzw. der Alkoholabhängigkeit in Beziehung zu der unterschiedlichen Verwendung von Alkohol in verschiedenen Kulturen. Die Funktion des Alkohols kann nach Bales in einer Gesellschaft definiert sein als Mittel zur Lösung persönlicher Schwierigkeiten (utilitaristische Verwendung), als Mittel zur Ausgestaltung einer religiösen Zeremonie (rituelle Verwendung), als Mittel, Geselligkeit zu gestalten (konviviale Verwendung).

Diese Theorierichtung bietet Ansatzpunkte zum Verständnis geschlechtsspezifischer Unterschiede innerhalb einer Kultur und muß in einen Erklärungsansatz zur Genese der Alkoholabhängigkeit bei Frauen mitberücksichtigt werden. Es wird allgemein darauf hingewiesen, daß der weibliche Alkoholkonsum mit restriktiveren Normen verbunden ist als der männliche. Bales (1962) nimmt an, daß stark trinkende Frauen, die durch dieses Trinkverhalten gegen die allgemeine Norm verstoßen, eher persönliche Motivation (utilitaristische Verwendung) für ihr Trinken haben und somit stärker gefährdet sind als Männer. Hinzu kommt die Stigmatisierung als erheblicher sozialer Druck, der bei stark trinkenden Frauen größer ist als bei Männern.

Bacon (1965) betont, daß sich in komplexen Gesellschaften häufig unterschiedliche Trinknormen finden. Das Fehlen einer klaren Definition des erwarteten Trinkverhaltens, bzw. eine Änderung der Trinknormen je nach Situation, erzeuge Ambivalenzgefühle in bezug auf das Trinken und damit nach Bacon eine höhere Alkoholismusrate. Nach Knupfer et al. (1963) sind es vor allem Gruppen mit unklaren und widersprüchlichen Normen in bezug auf das Trinkverhalten, die eher aus persönlicher Motivation trinken (d.h. Alkohol wird als Mittel zur Spannungslösung verwendet), wodurch sich die Gefährdung erhöhe. In diesem Zusammenhang erscheint der Trend von Bedeutung, wonach sichdie Trinknormen für Frauen -ebenso wie die weibliche Geschlechtsrolle allgemein - im Wandel befinden. Jedoch können die Trinknormen für sich genommen keinen ausreichenden Beitrag zur Erklärung der Genese der Alkoholabhängigkeit bei Frauen leisten.

Eine weiterführende Perspektive, vor allem auch zur Erhellung der Alkoholabhängigkeit bei Frauen, bietet die Anomie-Theorie (soziofunktionale Perspektive). Aufbauend auf den Arbeiten von Durkheim hat Merton diese Theorie für die empirische Forschung brauchbar gemacht. Anomie als Zustand der Unwirksamkeit sozialer Normen entsteht nach Merton, wenn kulturelle Ziele oder Werte mit den vorhandenen Möglichkeiten nicht zu erreichen sind. Das Auseinanderklaffen von Zielen und Mitteln erzeugt starken Druck auf das Individuum, der zu abweichendem Verhalten führt. Exzessives Trinken definiert Merton (1968) als Rückzugsstrategie, d.h. das Individuum verwirft sowohl Ziele wie Mittel und zieht sich aus dem Kampf zurück

Richter (1973) weist zu recht auf die Vermutung hin, daß aufgrund des Änderungsprozesses der weiblichen Rolle in letzter Zeit eine Vielzahl von Frauen einen Konflikt erlebe zwischen dem Wunsch nach einem erweiterten Aufgaben- und Kontaktbereich und mangelnden Möglichkeiten, dieses hochbewertete Ziel zu erreichen. Das Anomie-Konzept ist als ein Erklärungsansatz zur Genese der Alkoholabhängigkeit bei Frauen von Wichtigkeit - auf seine Bedeutung soll in Kapitel (3) noch eingegangen werden.

Auf eine Kritik an der Theorierichtung der funktionalen Analyse, wie sie etwa Dahrendorf (1967) leistet, kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden.

Die funktionale Analyse geht davon aus, daß individuelle Motivation und normative Struktur des Systems nahezu deckungsgleich sind, d.h. die Bildung eines "Selbst" geschieht in diesem Ansatz nur von der Gesellschaft her. Alkohol wird hier als ein von der Gesellschaft dem Individuum zur Verfügung gestelltes Mittel gesehen, um die von eben dieser Gesellschaft geschaffenen Spannungen zu bewältigen und gleichzeitig den Bestand dieser Gesellschaft zu sichern. Die Bedeutung des Alkohols als funktionales Äquivalent ist sicher wichtig für die Erklärung des Alkoholkonsums und -mißbrauchs, kann aber in dieser einseitigen Überbetonung nicht ausreichen, um die Entstehung der Alkoholabhängigkeit zureichend zu erklären.

2.2 Die soziostrukturelle Perspektive

Die weitaus größte Anzahl der Untersuchungen zur Alkoholabhängigkeit bei Männern wie bei Frauen wurde mit diesem Forschungsansatz durchgeführt. Dabei wird die Sozialstruktur auf einige wenige Variablen reduziert, die auf ihre Bedeutung für die Entstehung der Alkoholabhängigkeit hin analysiert und statistisch ausgewertet werden. Spezifische Hypothesen, die etwa die Interdependenz der einzelnen soziostrukturellen Faktoren miteinbeziehen, wurden von der überwiegenden Mehrzahl der Autoren nicht untersucht. Die zu den unterschiedlichen Aspekten erhobenen Befunde stehen relativ unverbunden nebeneinander und erbringen z. T. einander widersprechende Ergebnisse. Ohne auf die unterschiedliche Art der Datenerhebung sowie die Unterschiede in der untersuchten Population einzu-

gehen, werden im folgenden einige für die eigene Untersuchung wichtige geschlechtsdifferenzierende Forschungsergebnisse referiert.

2.2.1 Die Variablen 'Alter' und 'Geschlecht'

Genaue Zahlen zu einer Altersgliederung der Alkoholabhängigen beider Geschlechter fehlen für die Gesamtbevölkerung der Bundesrepublik Deutschland.

Zwei Untersuchungen zum allgemeinen Trinkverhalten von Wieser (1968 für Bremen, 1973 für die Bundesrepublik) verdeutlichen eine beachtenswerte Entwicklung. Die Untersuchung von 1973 zeigt, daß der Zeitpunkt des ersten Alkoholgenusses außerhalb der Familie in der jüngeren Generation im Verhältnis zur älteren deutlich früher liegt. Zudem zeigt sich bei den jungen Frauen eine Angleichung an männliches Trinkverhalten: das Alter, in dem zum ersten Mal Alkohol in der Öffentlichkeit getrunken wird, liegt für männliche und weibliche Jugendliche zwischen 16 und 18 Jahren (Wieser 1973, S.49).

Die amerikanische Repräsentativbefragung von Cahalan (1969) ergab den höchsten Anteil von trinkenden Frauen in der Gruppe der 20- bis 24-jährigen und 45- bis 49-jährigen. Diese Daten lassen Vermutungen zu über einen Zusammenhang mit den spezifischen Belastungen, denen Frauen in diesen Altersgruppen unterliegen.

Für die Bundesrepublik Deutschland liegt eine Erhebung vor, die 1969 von der Deutschen Hauptstelle gegen die Suchtgefahren in 26 deutschen Heilstätten durchgeführt wurde (zit. in Holzgreve, 1970, S. 13).

Alter der stationär behandelten Alkoholsüchtigen

	Männer	Frauen
unter 25 Jahren	9,02 %	3,7 %
26 - 35 Jahre	20,0 %	17,4 %
36 - 45 Jahre	21,7 %	25,6 %
46 - 55 Jahre	19,2 %	26,9 %
56 Jahre und älter	29,9 %	26,4 %

Die Zahlen zeigen, daß die Behandlungsbedürftigkeit alkoholabhängiger Frauen von etwa der Mitte des dritten Lebensjahrzehnts signifikant ansteigt.

Auf der Grundlage der an 95 Alkoholikerinnen anamnestisch erhobenen Daten des Anton-Proksch-Insituts berichten Demel und Köhler (1977) folgende Altersverteilung:

Alter der stationär behandelten Patientinnen

unter 25 Jahre	6,54 %
26 bis 35 Jahre	48,60 %
36 bis 45 Jahre	27,10 %
46 bis 55 Jahre	15,89 %
56 Jahre und älter	1,87 %

Nach diesen Daten waren (1977) 55 % der Patientinnen jünger als 35 Jahre - gegenüber 21,1 % nach der oben zitierten Erhebung der Deutschen Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (1969); es waren (1977) nur 18 % älter als 46 Jahre - gegenüber 54 % nach der Erhebung der Deutschen Hauptstelle (1969).
Die bisher vorliegenden Daten stammen überwiegend aus verschiedenen Untersuchungen und Insitutionen. Vergleiche haben daher nur begrenzte Aussagekraft, insbesondere aufgrund des unterschiedlichen Einzugsgebietes und der unterschiedlichen Größe der Stichproben. Diese Daten verdeutlichen jedoch die Tendenz zu erhöhten Zahlen alkoholabhängiger Frauen in zunehmend jüngerem Alter.

2.2.2 Die Variable 'Schichtzugehörigkeit'

Sowohl nach der amerikanischen Untersuchung von Cahalan (1969) wie nach der deutschen von Wieser (1973) nimmt die Trinkhäufigkeit bei Frauen mit der Höhe der Sozialschicht zu. Wanberg und Horn (1973) fanden in ihrer Untersuchung für die USA 2 Gruppierungen unter den alkoholabhängigen Frauen:

1. Frauen aus den unteren bis niedrigsten Schichten mit entsprechend niedrigem Bildungs- und Beschäftigungsniveau mit den folgenden Merkmalen: sie waren jünger, tranken häufiger in der Öffentlichkeit und mit anderen, waren häufiger bereits mit dem Gesetz in Konflikt geraten und häufiger schon mehrmals in stationärer Behandlung wegen ihrer Alkoholabhängigkeit, es fand sich bei ihnen häufiger ein früher Elternverlust, eine zerrüttete Elternehe sowie Alkoholabhängigkeit bei den engsten Familienangehörigen.

2. Frauen aus mittleren und höheren Schichten mit besserer Ausbildung und größerer ökonomischer Sicherheit. Es fanden sich bei ihnen verstärkt "psychische Spannungen", die vermutlich bei der Entstehung ihrer nach außen eher unauffälligen Alkoholabhängigkeit beitrugen.

Für die Bundesrepublik Deutschland liegen bezüglich schichtspezifischer Ergebnisse bei alkoholabhängigen Frauen nur Detailuntersuchungen vor.
In bezug auf den ausgeübten Beruf zeigt sich ein interessanter Trend, wenn man die Ergebnisse von Berner und Kryspin-Exner (1965), der Deutschen Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (1969), von Wessely und Pernhaupt (1973) sowie von Demel und Köhler (1977) nebeneinanderstellt: der Anteil der Hilfsarbeiterinnen nimmt kontinuierlich ab, während der der Angestellten zunimmt.

	Berner und Kryspin-Exner (1965)	Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (1969)	Wessely und Pernhaupt (1973)	Demel und Köhler (1977)
Angestellte	23,7 %	35,5 %	45 %	60 %
Hilfsarbeiterinnen	63,4 %	19,8 %	10 %	4,2 %

Für die Vergleichbarkeit dieser Zahlen trifft die bereits erwähnte Kritik ebenfalls zu.

Detailliert ergibt sich aus der oben erwähnten, von Demel und Köhler (1977, S. 43) untersuchten Stichprobe folgende Gliederung:

Angestellte	60 %	Landwirtschaft	3,16 %
angelernte Arbeiterinnen	11,58 %	"Nur-Hausfrauen"	9,4 %
Facharbeiterinnen	6,3 %	Beamtin, Akademikerin, Studentin	5,27 %
Hilfsarbeiterinnen	4,21 %		

Insgesamt beträgt der Anteil der Arbeiterinnen nur (ohne nähere Differenzierung) 22 %. Der Anteil der "Nur-Hausfrauen" erscheint mit 9,4 % relativ gering. Eine weitergehendere Interpretation lassen die bislang vorliegenden Daten allerdings nicht zu. Diese Zahlen können nur Tendenzen anzeigen: Alkoholabhängigkeit ist bei Frauen heute offenbar nicht ein Problem niedriger sozialer Schichten.

Aufgrund der geringen verfügbaren Daten sind keine genauen Vergleiche zwischen der Schichtzugehörigkeit von alkoholabhängigen Männern und Frauen möglich.

2.2.3 Die Variable 'Familienstand'

In der Literatur wird übereinstimmend hingewiesen auf die überdurchschnittlich große Zahl von ledigen, geschiedenen und getrennt lebenden alkoholabhängigen Frauen. Diese Gegebenheit wird zumeist interpretiert als Unfähigkeit, stabile soziale Bindungen einzugehen und aufrechtzuerhalten. Es stellt sich jedoch die Frage, inwieweit Störungen in der Partnerbeziehung Auslöser für eine spätere Alkoholabhängigkeit sind, oder inwieweit übermäßiges Trinken die Partnerstörung bedingt. Es liegen bisher wenig fundierte Ergebnisse vor über die Rolle des Ehemannes bei der Entstehung der Alkoholabhängigkeit.[5)]

Die Arbeiten weisen übereinstimmend darauf hin, daß im Gegensatz zu den recht vordergründigen Trinkmotiven, die männliche Alkoholabhängige angeben, der Beginn des übermäßigen Trinkens bei Frauen eng verknüpft ist mit einer bestimmten Lebenssituation, insbesondere mit Konflikten in den partnerschaftlichen, ehelichen und familialen Beziehungen (z.B. Cahalan 1969, Wilsnack 1973, Wanke 1970, Marckwort 1972).

Diese bei alkoholabhängigen Frauen gefundene größere Verletzbarkeit durch Konflikte in den oben genannten Bereichen läßt sich sehr schwer abgrenzen von der Tatsache, daß das weibliche Geschlechtsrollenstereotyp mit der Betonung der Frauen- und Mutterrolle die interpersonellen Beziehungen tendenziell in den Mittelpunkt des Selbstwert-Erlebens jeder Frau rückt.
Hochindustrialisierte Gesellschaften wie die Bundesrepublik Deutschland bieten für Alleinstehende kaum Primärgruppen im eigentlichen Sinne - ein Faktum, das gerade für Frauen einiges Konfliktmaterial in sich birgt.

5) Einige neuere Untersuchungen dazu finden sich in: Familie und Suchterkrankung, Hrsg. Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren, Hamm 1977. Außerdem: H.-Chr. Kürn: Zur Alkoholismusproblematik im Bereich von Partnerwahl und Ehe, in: Stimmer, F. (Hrsg.), Alkoholabhängigkeit. Beiträge aus dem Bereich der psychiatrischen Soziologie, Reihe Soziologenkorrespondenz, Bd. 6, München 1979, S. 147-170

2.2.4 Die Variable 'Herkunftsfamilie'

Das Forschungsinteresse des soziostrukturellen Ansatzes ist allgemein darauf gerichtet, äußere Belastungsfaktoren zu analysieren, die Alkoholmißbrauch und -abhängigkeit auslösen oder fördern könnten. Übereinstimmend wird dabei auf die besondere Bedeutsamkeit der Herkunftsfamilie verwiesen. Es überwiegen Daten zu einer broken-home Situation, zur Häufigkeit von Erkrankungen bei den Eltern, zur Stellung in der Geschwisterreihe sowie zum allgemeinen Erziehungsstil. Nur sehr wenige Arbeiten - meist primär psychoanalytisch orientierte - untersuchen die Qualität der Elternbeziehung und der Eltern-Kind-Beziehung.

Die vorliegenden Forschungsarbeiten beziehen sich zum größten Teil auf die USA; sie sind in der einzelnen Fragestellung und Erhebungsmethode recht unterschiedlich, die Stichproben sind z.T. relativ klein. Die Ergebnisse widersprechen sich teilweise und werden unterschiedlich interpretiert. Es sollen hier nur einige für die eigene Untersuchung bedeutsame Befunde referiert werden.

- Die broken-home-These unterstellt einen Zusammenhang zwischen späterer Alkoholabhängigkeit und Störungen in der Struktur der Herkunftsfamilie. Ausgehend von dieser These wurden in zahlreichen Untersuchungen Daten erhoben zur Vollständigkeit bzw. Unvollständigkeit der Herkunftsfamilie alkoholabhängiger Frauen. Marckwort (1972, S. 99 f.) fand bei den von ihr untersuchten 60 Alkoholikerinnen, daß ein Drittel der Frauen bis zum 18. Lebensjahr einen Elternteil bzw. (in vier Fällen) beide Eltern verloren hatten. Am häufigsten (bei 19 Frauen) handelte es sich um eine Trennung vom Vater, meist bereits in der frühen Kindheit. Lisanski (1957) berichtet eine Unvollständigkeit der Herkunftsfamilie bei 42 % der von ihm untersuchten Alkoholikerinnen, Kinsey (1966, S. 92) bei 50 % der alkoholabhängigen Frauen. Nach einer geschlechtsdifferenzierenden Untersuchung von Curlee (1970, S. 244) stammten 43 % der alkoholabhängigen Frauen gegenüber 26 % der alkoholabhängigen Männer aus unvollständigen Familie.

Es scheint jedoch ein gewagter Schluß, zwischen äußerer Familienstruktur - hier Fehlen eines Elternteils - und späterer Alkoholabhängigkeit einen ursächlichen Zusammenhang herzustellen. Wieser (1973, S. 26) konnte zeigen, daß Menschen, die in ihrer Kindheit allein von der Mutter erzogen wurden, in größerem Maße abstinent leben, während regelmäßige und häufige Alkoholkonsumenten vorwiegend aus vollständigen Familien stammen. Eine bedeutendere Rolle hinsichtlich der Entstehungsbedingungen der Alkoholabhängigkeit spielen offenbar Störungen in den Beziehungsstrukturen innerhalb der Herkunftsfamilie.

- Der Erziehungsstil in der Herkunftsfamilie
Die Untersuchungen zum Erziehungsstil in der Herkunftsfamilie der alkoholabhängigen Frauen belegen zwei extreme Tendenzen: einmal ein verwöhnendes, überbehütendes Klima mit einer besonders engen Beziehung zur Mutter (vgl. Rieth 1970, S. 38); zumeist findet sich jedoch ein versagendes Erziehungsklima, charakterisiert durch eine kühle und dominierende Mutter in Verbindung mit einem eher abhängigen, schwachen, oft selbst alkoholabhängigen Vater (Marckwort 1972, Wood/Duffy 1966)

- Die Einstellung der Eltern zum Alkoholkonsum
Übereinstimmend wird auf die Bedeutung verwiesen, die Einstellung und Verhalten der Eltern gegenüber dem Alkoholkonsum auf den Trinkstil der Kinder haben.

Wieser (1973) konnte zeigen, daß Abstinente häufig aus Familien stammen, in denen Alkoholkonsum deutlich abgelehnt wurde, während in den Herkunftsfamilien Alkoholabhängiger überdurchschnittlich häufig ein Elternteil selbst alkoholabhängig war.
Häufiger noch als bei männlichen Alkoholikern fanden sich Alkoholprobleme in der Herkunftsfamilie alkoholabhängiger Frauen. Wood/Duffy (1966, S. 341) fanden Alkoholprobleme in der Herkunftsfamilie bei 51 % der untersuchten Alkoholikerinnen, Lisanski (1957, S. 600) bei 44 %.

Zusammenfassend lassen sich folgende Ergebnisse ablesen:
Häufiger als bei männlichen Alkoholikern wurde bei Frauen der frühe

Verlust eines oder beider Elternteile gefunden, psychiatrische Erkrankungen oder Alkoholabhängigkeit eines oder beider Elternteile, eine 'zerrüttete' Elternehe, eine Benachteiligung gegenüber anderen Geschwistern, ein 'einengender' Erziehungsstil sowie das Überwiegen einer dominierenden, strengen und kühlen Mutter in Verbindung mit einem eher abhängigen und emotional wärmeren Vater (z.B. Kinsey 1968,Marckwort 1972).
In den oben beschriebenen Eigenschaften der Mutter in ihrer Beziehung zum Vater und zur Tochter wurde eine wesentliche Ursache für eine erschwerte Identifikation der Tochter mit der Mutter und für die Entwicklung von Tendenzen zur Ablehnung der weiblichen Rolle überhaupt gesehen. (Vgl. dazu die auf S.21 referierten Ergebnisse.) In diesem Zusammenhang wird von den meisten Autoren zudem ein prägender Einfluß auf die späteren Partnerbeziehungen und Formen der Problembewältigung vermutet (Kinsey 1968).

Ausgehend von den obigen Befunden zu negativen Kindheitserlebnissen haben psychoanalytisch orientierte Autoren versucht, eine Reihe von Persönlichkeitszügen, die bei alkoholabhängigen Frauen häufig gefunden wurden, im Sinne einer neurotischen Fehlentwicklung zu deuten (z.B. Kinsey, 1966).

Cahalan (1969) fand in seiner Untersuchung an der amerikanischen 'Normalbevölkerung' im geschlechtsspezifischen Vergleich bei Frauen mit starkem Alkoholkonsum höhere Angaben zu psychosomatischen und neurotischen Beschwerden. Winokur et al. (1971, zit. in Davies-Osterkamp, 1975/76) fanden bei einem relativ großen Teil (ca. 30 %) der von ihnen untersuchten alkoholabhängigen Patientinnen, daß depressive Verstimmungszustände, die auch als Begleit- und Folgeerscheinungen auftreten können, primär und unabhängig vom Alkoholmißbrauch bestanden hatten. Die Vermutung, daß bei alkoholabhängigen Frauen im Vergleich zu Männern eine größere primäre neurotische Störung vorliegt, wird auch durch Befunde unterstrichen, wonach weibliche Alkoholabhängige häufiger als männliche Selbstmordversuche begehen und einen zusätzlichen Medikamentenmißbrauch aufweisen (Marckwort, 1972).

Die bislang vorliegenden Untersuchungsergebnisse zur frühkindlichen Familienkonstellation und deren Auswirkungen geben jedoch keine eindeutige Antwort auf die Frage, ob weibliche Alkoholabhängige stärkere primäre psychopathologische Störungen aufweisen als männliche.

Die Arbeiten beschränken sich zum größten Teil auf eine Auflistung von Störfaktoren in der Herkunftsfamilie, die weder näher differenziert noch in ihrer Bedeutung miteinander verknüpft werden. Insgesamt rechtfertigen die vorliegenden Ergebnisse noch nicht die Schlußfolgerung, daß die überdurchschnittliche Repräsentanz von broken-home-Faktoren, von "zerrütteter" Elternehe und "einengendem" Erziehungsstil in einem ursächlichen Zusammenhang mit einer späteren Alkoholabhängigkeit stehen. Den Ergebnissen kommen jedoch wichtige Hinweisfunktionen zu.

2.3 Die intentionale Perspektive

Die intentionale Perspektive, die ihren deutlichsten Ausdruck in der Theorie der Symbolischen Interaktion findet, sieht den Menschen nicht als Wesen, das passiv äußeren Kräften ausgesetzt ist (sozio-struktureller Ansatz). Im Mittelpunkt steht hier nicht das "System", zu dessen Aufrechterhaltung der Einzelne beiträgt (soziofunktionaler Ansatz), sondern das Individuum, das zwar die ihm objektiv gegenüberstehenden Normen zur Kenntnis nehmen muß, dessen Handeln aber die "subjektive Note seiner Situationsdefinition trägt." (Wüthrich, 1974, S. 34)

Die Zahl der Arbeiten, die auf dieser Perspektive aufbauen, ist bislang noch recht gering. Die bisher umfassendsten Arbeiten zu der Theorierichtung einer 'verstehenden Soziologie' haben Wüthrich (1974) mit seiner Untersuchung zur "Soziogenese des chronischen Alkoholismus", sowie Stimmer (1978) mit seiner Arbeit "Jugendalkoholismus" vorgelegt.[6)]

Bereits Jackson (1954) sowie Bateson (1971) haben Alkoholismus als Interaktionsproblem gesehen; die beiden letztgenannten Untersuchungen beschäftigen sich primär mit den Interaktionen zwischen dem Alkoholiker und seinem (Ehe)partner bzw. mit seiner Eigenfamilie.

6) Der Arbeit von Stimmer verdankt die Verfasserin wichtige Hinweise.

Wüthrich (1974, S. 5) geht in der Anlage seiner empirischen Untersuchung von der Interdependenz dreier Faktorengruppen aus:

1. unzureichender Erwerb grundlegender Handlungsmuster,
2. gesellschaftliches Konfliktpotential,
3. Trinksitten als Teil der symbolischen Sinnwelten.

3. Zusammenfassung

Eine vergleichende Zusammenschau bisheriger Forschungsergebnisse - die nur zum Teil als gesichert gelten können und auf der Grundlage unterschiedlicher Disziplinen und Theorierichtungen erarbeitet wurden - erscheint äußerst problematisch. Für die eigene Hypothesenbildung sind folgende bisher erarbeitete Ergebnisse von besonderer Wichtigkeit.:

1. Die Alkoholabhängigkeit bei Frauen nimmt im Vergleich zu Männern überproportional zu.

2. In den letzten zwei Jahrzehnten zeichnet sich eine deutliche Änderung des Trinkverhaltens bei Frauen ab:
   a) bei jungen Frauen findet sich eine Angleichung an männliches Trinkverhalten
   b) ein überproportionaler Anteil von alkoholabhängigen Frauen stammt aus höheren sozialen Schichten. (Beide soziale Gruppen sind traditionell wegweisend bei einem Prozeß des Geschlechtsrollenwandels!)

3. Die Trinknormen für Frauen sind aber immer noch restriktiver als die für Männer und haben eine größere soziale Stigmatisierung der starken Trinkerin zur Folge. Dies macht die Hypothese plausibel, daß speziell jüngere Frauen und Frauen aus höheren Schichten zu einer utilitaristischen Definition des Alkohols neigen, d.h. sie verwenden Alkohol im Sinne einer Medizin zur Überwindung von Gefühlen des Ungenügens, der Anspannung, der Angst usf. Die Annahme erscheint gerechtfertigt, daß junge weibliche Alkoholabhängige überwiegend zum Typ der "Konflikttrinkerin" (Gamma-Typ nach JELLINEK) zu rechnen sind.

4. Ein überproportional hoher Anteil der alkoholabhängigen Frauen ist alleinstehend - mit den spezifischen Konflikten, die dieser Status in einer hochindustrialisierten Gesellschaft mit sich bringt. Überdurchschnittlich häufig wurde bei Frauen das Trinkmuster: "allein in den eigenen Vier Wänden" gefunden, sowie eine im Vergleich zu Männern beschleunigte Entwicklung vom

übermäßigen Trinken bis hin zur behandlungsbedürftigen Alkoholabhängigkeit.

5. Häufig wurde in Untersuchungen zur Herkunftsfamilie weiblicher Alkoholabhängiger eine broken-home Situation, Alkoholprobleme bei einem Elternteil, eine zerrüttete Elternehe, eine kühle dominierende Mutter in Verbindung mit einem eher abhängigen, emotional wärmeren Vater gefunden.
   Ein Zusammenhang zwischen den gehäuft festgestellten primären Persönlichkeitsstörungen sowie speziellen Problemen in der Geschlechtsrollenidentifikation mit den Vorgängen in der Herkunftsfamilie einerseits und der späteren Entstehung von Alkoholabhängigkeit andererseits wird von einer Reihe von Autoren vermutet. Die Art dieses Zusammenhangs bleibt jedoch auf der Basis der bisherigen Arbeiten unklar.

Übergreifende Hypothese I (Mikro-Ebene)

Die Prozesse in der Herkunftsfamilie sind von größter Bedeutung für die Identitätsbildung der Frau und die Entstehung von Alkoholabhängigkeit - wobei ein Zusammenhang unterstellt ist. Die vorliegende Arbeit geht von der These aus, daß der Erwerb der Grundqualifikationen des Rollenhandelns im Zusammenhang mit der Übernahme der Geschlechtsrollenidentität in der Herkunftsfamilie der späteren Alkoholabhängigen nur unzureichend erfolgte und dieser Mangel im weiteren Lebenslauf zu immer größeren inneren und/oder äußeren Spannungen führte.

Übergreifende Hypothese II (Makro-Ebene)

Es besteht ein zu untersuchender Zusammenhang zwischen den Problemen, die mit dem Wandel der weiblichen Geschlechtsrolle einhergehen, dem Wandel der Trinknormen für Frauen und der Entstehung von Alkoholabhängigkeit bei Frauen. Dieser Bereich wird in der vorliegenden Arbeit thematisiert als "gesellschaftliches Konfliktpotential", das einen Einfluß hat auf
a) die Prozesse in der Herkunftsfamilie,
b) auf den gesamten Lebenslauf der betreffenden Frau.

Im folgenden Kapitel wird der eigene Ansatz zur Erklärung der Alkoholabhängigkeit bei Frauen entwickelt werden, der in seinen Grundzügen auf der intentionalen Perspektive aufbaut. Speziell zur Erklärung des Frauenalkoholismus liegen in dieser Theorierichtung bislang vor die Arbeiten von C. Haenchen [7] und C. Wagner[8].

7) C. Haenchen: zur Soziogenese weiblicher Alkoholabhängigkeit, unveröff. Dipl. Arbeit, Soziologisches Institut der Universität München, 1979

8) C. Wagner: Zur Entstehung weiblicher Alkoholabhängigkeit - unter besonderer Berücksichtigung der Situation der Frau in der Familie und Gesellschaft, unveröff. Dipl. Arbeit, Soziologisches Institut der Universität München, 1979

Drittes Kapitel

DIE INTENTIONALE PERSPEKTIVE ALS ERKLÄRUNGSANSATZ DER ALKOHOLABHÄNGIGKEIT BEI FRAUEN

Der Erklärung der Entstehung von Alkoholabhängigkeit bei Frauen ist ein Ansatz zugrunde zu legen, der Individuum und Gesellschaft in ihrer gegenseitigen Wechselwirkung berücksichtigt. Die Theorie der Symbolischen Interaktion sieht das Individuum im Kontext seiner sozialen Umwelt und begreift die Gesellschaft als das Produkt intentional handelnder Subjekte. In Abkehr vom "normativen Paradigma" der soziologischen Handlungstheorien sowie vom "dispositionalen Paradigma" (s. dazu Krappmann 1974, S. 15) der strikt psychologischen Handlungstheorien leitet die Theorie der Symbolischen Interaktion, "... statt eine metaphysische Priorität der Gesellschaft vor dem Individuum oder umgekehrt zu behaupten, ... sowohl das Individuum als auch die Gesellschaft aus der Analyse sozialen Handelns ab" (Stryker 1970, S. 53). Die intentionale Perspektive, die ihren deutlichsten Ausdruck in der Theorie der Symbolischen Interaktion gefunden hat,[9] rückt den Menschen und sein "sinnhaftes" Handeln in den Mittelpunkt der Betrachtung.[10]

9) Vgl. die zusammenfassende Darstellung dieser Theorie von Helle, 1977.

10) Die Theorie der Symbolischen Interaktion beruht laut Blumer (1973, S. 81) auf drei Prämissen:
1. Menschen handeln physischen, sozialen und abstrakten Objekten gegenüber auf der Grundlage der diesen Objekten beigelegten Bedeutung.
2. Die Bedeutung entsteht aus den sozialen Interaktionen, die die Menschen miteinander eingehen.
3. Diese Bedeutungen werden in der Auseinandersetzung des Individuums mit den physischen, sozialen und abstrakten Objekten in einem interpretativen Prozeß angewendet und abgeändert.

Die Bedeutungen werden vermittelt durch den Gebrauch von Gesten und "signifikanten Symbolen", diese sind "... in der Regel vokale Gesten, die im Individuum selbst die gleiche Reaktion wie in den anderen auslösen, und zwar so, daß es vom Standpunkt dieser Reaktion aus in der Lage ist, sein späteres Verhalten zu lenken." (Mead, 1968, S. 113) Der Sozialisationsprozeß wird begriffen als Interaktion zwischen Kind und sozialer Umwelt. In diesen Interaktionsprozessen wird das Kind in ein intersubjektiv geteiltes Symbolsystem integriert. Mit der Verinnerlichung sozialer Beziehungsmuster erwirbt das Kind sowohl die Fähigkeit, sich selbst zum Objekt zu werden, als auch die Fähigkeit,

Auf der Grundlage dieser Perspektive kann die Entstehung von Alkoholabhängigkeit erklärt werden aus dem Zusammenwirken von drei Faktorenbündeln (vgl. Wüthrich, 1974, S. 5 f.):

1. Der unzureichende Erwerb "grundlegender Handlungsmuster", die bestimmend sind für den Erfolg bzw. Mißerfolg des Individuums bei der Teilnahme an alltäglichen Interaktionen.

Diese "grundlegenden Handlungsmuster" oder Grundqualifikationen des Rollenhandelns als Konstituentien von Ich-Identität werden im Sozialisationsprozeß mit der Übernahme von Geschlechts- und Generationsrollen erworben.

Die zentrale Hypothese (1) der vorliegenden Arbeit, die im nächsten Kapitel anhand der Falldarstellungen verdeutlicht werden soll, lautet:

> Bei der alkoholabhängigen Frau besteht vor Beginn der Abhängigkeit eine Störung ihrer geschlechtsspezifischen Identität.

Fortsetzung Fußnote[10]:

die Haltung des anderen einzunehmen ("taking the role of the other", Mead,1968, S. 209 f.) Das "Selbst" übernimmt die Rolle des anderen und erfaßt damit den Sinn der passenden Reaktion auf eine Geste. Durch sein "Selbst" ist der Mensch in der Lage, anderen etwas anzuzeigen und deren Anzeigen zu interpretieren; der Mensch ist fähig, mit sich selbst zu interagieren, indem er sich selbst etwas anzeigt und auf diese Anzeigen reagiert (Blumer, 1973, S. 93 f.)

Die spätere Alkoholabhängige hat keine gesicherte geschlechtsspezifische Identität erwerben können. Diese Störung beinhaltet zugleich, daß die Grundqualifikationen des Rollenhandelns unzureichend ausgebildet worden sind. Die vorliegende Arbeit geht weiter von der Hypothese aus, daß Männer und Frauen (wiederum zu differenzieren je nach Schichtzugehörigkeit und Altersklasse) in unserer Gesellschaft unterschiedliche Sozialisationsprozesse durchlaufen und mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Erwartungen konfrontiert sind. Daher beschränkt sich die vorliegende Untersuchung ausschließlich auf junge Frauen der Mittelschicht, während das Modell von Wüthrich sich unspezifisch auf weibliche und männliche Alkoholiker zwischen 20 und 70 Jahren bezieht.

2. Das Ausmaß des "gesellschaftlichen Konfliktpotentials", das bestimmend ist für die Wahrscheinlichkeit einer Spannungsreduktion mittels Alkohol (wenn dieser als kulturell geeignetes Mittel dazu gilt).

In diesem Zusammenhang ist nicht nur das allgemeine gesellschaftliche Konfliktpotential zu untersuchen, wie Wüthrich dies tut, sondern insbesondere die spezifischen Konflikte, mit denen junge Frauen in unserer Gesellschaft konfrontiert sind. Die übergreifende Hypothese (2) lautet:

> Die Frau in unserer Gesellschaft ist sehr widersprüchlichen Erwartungen ausgesetzt, denen sie in der Regel gleichzeitig nicht voll entsprechen kann. Verschärft wird die Lage der Frau noch durch die Prozesse des Geschlechtsrollenwandels, die eine generelle Unsicherheit bezüglich der gesellschaftlichen Erwartungen an Frauen auslösen.

3. Die öffentlichen Trinksitten, deren fortgesetzte Verletzung negative Sanktionen nach sich zieht (Stigmatisierung als alkoholabhängig).

Die Einstellung zum Alkoholkonsum in der Bundesrepublik Deutschland ist als "konvivial-utilitaristisch" zu bezeichnen (siehe oben S.5) - eine Einstellung, die den Gebrauch und auch den Mißbrauch der Droge Alkohol in großem Umfang ohne die 'Aussicht' auf negative Sanktionen ermöglicht. Es bestehen geschlechtsspezifische Unterschiede hinsichtlich der speziellen Funktion des Alkoholkonsums und der normativen Erwartungen bezüglich des Trinkverhaltens. Bei jungen Frauen, speziell aus gehobenen Schichten ist ein Angleichungsprozeß an männliche Trinknormen zu verzeichnen sowie eine stärker utilitaristische Verwendung des Alkohols als Mittel zur Spannungslösung (siehe oben S.5). Jedoch gelten auch heute noch rigidere gesellschaftliche Normen in bezug auf übermäßig und nach außen sichtbar unkontrolliert trinkende Frauen: von den gesellschaftlichen Trinknormen 'abweichende' Frauen werden stärker stigmatisiert als 'abweichende' Männer.
Die übergreifende Hypothese (3) lautet:

> Die konvivial-utilitaristische Einstellung zum Alkoholkonsum in der Bundesrepublik Deutschland, die sich in großem Umfang, insbesondere bei jungen Frauen aus "gehobenen" Schichten durchgesetzt hat, bietet die (gefährliche) Möglichkeit, einen lange Zeit unsichtbar bleibenden Alkoholmißbrauch ohne negative Sanktionen zu betreiben. Schreitet der Prozeß hin zur Abhängigkeit so weit fort, daß die 'Abweichung' offenkundig wird, setzt bei Frauen eine stärkere soziale Stigmatisierung ein: es kommt zu einem beschleunigten 'Teufelskreis' von Stigma und negativer Selbstdefinition. (Siehe hierzu Phase III des Verlaufsmodells)

1. Das Konzept der balancierenden Identität

In Abhebung von der "traditionellen" Rollen- und Sozialisationstheorie[11)] unternimmt es die am Symbolischen Interaktionismus orientierte Sozialisationstheorie, "das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Vergesellschaftung zu analysieren, sondern auch den Gesichtspunkt individueller Autonomie zu berücksichtigen" (Gottschalch u.a. 1978, S. 48).

11) Vgl. die Gegenüberstellung von "traditionellem" und "interaktionistischem Rollenmodell" von Krappmann, 1971.
Vgl. auch die Kritik an Parsons' Rollentheorie von Habermas, 1973, S. 125 ff.)

Für die an der Theorie der Symbolischen Interaktion orientierte Rollentheorie besitzt Identität einen zweifachen Aspekt (in Anlehnung an Mead, 1968, S. 236 ff.): Identität umfaßt die antizipierten Erwartungen des oder der anderen und die subjektive Antwort auf diese Erwartungen. Das "Selbst" ist bei Mead ein sozialer Prozeß, der sich analytisch in zwei Phasen trennen läßt: das 'I' ist der nicht durch internalisierte soziale Rollen festgelegte Aspekt des Selbst, das 'me' umfaßt die an das Individuum gerichteten Erwartungen seiner sozialen Umwelt, auf die das 'I' reagiert. Diese analytische Trennung zwischen 'I' und 'me' impliziert die Fähigkeit des Individuums zur Selbstreflexion ("mind") und die Vorstellung von einer offenen Identität, einer Identität als ständigem Prozeß.
Voraussetzung jeder Interaktion ist das Mead'sche "taking-the-role-of-the-other". Durch die Existenz "signifikanter Symbole", deren Bedeutung allgemein geteilt ist, wird die Übernahme der Perspektive der anderen möglich. Probleme für die Interaktion und damit für die Identität der Betroffenen tauchen dann auf, wenn die Individuen nicht in einer annähernd gleichen Symbolwelt leben.
Die Symbolwelt, in die Frauen in ihrer Herkunftsfamilie integriert wurden, unterscheidet sich unter Umständen erheblich von der Symbolwelt, mit der sie außerhalb der Familie konfrontiert sind.

Wesentlich für Mead ist, daß sich Identität nur "in ihrer Beziehung zu anderen verwirklicht. Sie muß von anderen anerkannt werden ... Sie verwirklicht sich in gewissem Sinn durch ihre Überlegenheit gegenüber anderen, so wie sie ihre Mängel im Vergleich mit anderen erkennt." (Mead, 1968, S. 248) Eine "wirkliche Überlegenheit" beruht auf "der Erfüllung definitiver Funktionen." (S. 252)[12)]

Das Individuum muß - um seine Bedürfnisse befriedigen zu können - fähig sein, an sozialer Interaktion und Kommunikation erfolgreich teilzunehmen. Dadurch ist es den strukturellen Bedingungen sozialen Handelns unterworfen; diese bestehen jedoch nicht in eindeutigen, feststehenden Verhaltensregeln, wie dies die traditionelle

12) Siehe das Konzept der "Rollenunterlastung" als Erklärungsansatz für die Entstehung von Alkoholabhängigkeit von K. Gundel, 1972.

Rollentheorie unterstellt. Aus der Sichtweise der Theorie der Symbolischen Interaktion geben diese Regeln nur einen allgemeinen Rahmen der Handlungsorientierung an. Wir müssen davon ausgehen, daß in einer pluralistischen Gesellschaft wie der Bundesrepublik Deutschland die unterschiedlichsten Normen und Werte Geltung beanspruchen; die Frau sieht sich unterschiedlichen Familientypen gegenüber (s. Helle,1980),die nebeneinander in unserer sozialen Wirklichkeit existieren. Im Zusammenhang damit unterliegen die Geschlechtsrollen einem Wandlungsprozeß (s. hierzu S.105ff.) Die drei möglichen Ausgestaltungen der Frauenrolle: Nur-Familienfrau, Nur-Berufsfrau, Doppelrolle - stehen in Konkurrenz zueinander; jede Frau, die eines dieser Muster realisiert, ist eine potentielle Bedrohung für jede Frau, die ein anderes Muster wählt. Die soziale Wirklichkeit, in der wir leben, ist gekennzeichnet durch ein 'Nebeneinander' von unterschiedlichen Normen- und Handlungssystemen: Individuen unterscheiden sich in ihren Erwartungen und Bedürfnissen - zudem differieren die Erwartungen an ein und dasselbe Individuum je nach dem sozialen Kontext, in dem es sich gerade befindet.

In Erweiterung des Identitätskonzeptes von Mead unterscheidet Goffman (1974) zwei Aspekte von Identität, die "soziale Identität" und die "personale Identität". Die "soziale Identität" als horizontale Dimension bezieht sich auf die Erwartungen der anderen im Rahmen der unterschiedlichen sozialen Rollen, die es gleichzeitig spielt. Das Individuum muß im gerade aktuellen Handlungssystem deutlich machen, welche anderen Rollen es außerdem noch spielt, um so die aktuell angesonnenen Erwartungen zu modifizieren. Es balanciert zwischen den widersprüchlichen angesonnenen Erwartungen in einer aktuellen Situation; es stellt "Schein-Normalität" her und gewinnt in diesem Balanceakt seine Individualität. Die "persönliche Identität" als vertikale, biografische Dimension umfaßt ebenfalls die dem Individuum von anderen in einer Interaktionssituation angesonnenen Erwartungen, die sich diesmal auf seinen Lebenslauf beziehen. "Persönliche Identität" ist verknüpft mit der Annahme,"daß das Individuum von allen anderen differenziert werden kann ..." (Goffman , 1974, S. 74).
Beide Dimensionen der Identität sind von anderen dem Individuum in Interaktionen zugeschrieben. Damit sind ursprünglich eigene

Bedürfnisse des Individuums begrifflich ausgeklammert (vgl. Krappmann, 1975, S. 60 ff.). Krappmann (in Anlehnung an Habermas) erweitert daher das Konzept der Identitätsbalance von Goffman : Das Individuum muß in einer aktuellen Interaktionssituation zum einen balancieren zwischen widersprüchlichen Erwartungen("soziale Identität") und zwischen dieser Dimension und der dem Individuum angesonnenen personalen Identität. Zugleich weist jedes Individuum aufgrund seiner speziellen Biografie unterschiedliche Bedürfnisdispositionen auf. Der einzelne wird also in der Interaktion seine Bedürfnisse nicht voll befriedigen können.Soll die Interaktion erfolgreich weitergeführt werden, muß das Individuum zum anderen auch innerhalb der Dimension der "persönlichen Identität" balancieren und "Schein-Einzigartigkeit" (Habermas) herstellen. Die Balance zwischen den beiden Aspekten der Identität stellt sicher, daß das Individuum - trotz der ihm zugeschriebenen Einzigartigkeit - sich nicht in der Interaktion isoliert, andererseits sich den ihm angesonnenen Erwartungen nicht in einer Weise unterwirft, die es daran hindert, seine eigenen Bedürfnisdispositionen in die Interaktion einzubringen. Identität bedeutet demnach eine "vom Individuum für die Beteiligung an Kommunikation und gemeinsamem Handeln zu erbringende Leistung", sie stellt "eine immer wieder neue Verknüpfung früherer und anderer Interaktionsbeteiligungen des Individuums mit den Erwartungen und Bedürfnissen, die in der aktuellen Situation auftreten, dar" (Krappmann, 1975, S. 8).[13)]

[13)] Im Laufe seiner Lebensgeschichte macht das Individuum eine Fülle von Krisen durch, die durch biologische und psychische Reifungsprozesse ebenso wie durch sozialstrukturelle Veränderungen - meist im Zusammenhang mit Statuswechseln (wie horizontale und vertikale Mobilität, Verlust von sozialen Zugehörigkeiten, Statusinkonsistenzen etc.) - ausgelöst werden. Nach Habermas bemißt sich Ich-Identität daran, inwieweit das Individuum fähig ist, in diesen Krisensituationen die Balance-Leistung zwischen personaler und sozialer Identität zu erbringen. Für das Individuum kommt es nun darauf an, diese Krisensituationen durch eine Reorganisation der Ich-Struktur zu bewältigen, so daß frühere Phasen der Lebensgeschichte eine konsistente Einheit mit den neu auftretenden bilden können: "Ich-Identität kann zunächst als Name für die spezifische Fähigkeit, Krisen der Ich-Struktur durch Umstrukturierung zu lösen, eingeführt werden." (Habermas, 1973, S. 129)

In Anlehnung an MEAD, GOFFMAN, KRAPPMANN und HABERMAS wird in der vorliegenden Arbeit Ich-Identität definiert als die Leistung des Individuums, sich in aktuellen Interaktionen und im biografischen Ablauf als konsistente Größe zu begreifen und darzustellen. Dabei ist eine Balance zu erbringen zwischen Handlungserwartungen, Stereotypen etc., die in der horizontalen und der vertikalen (biografischen) Dimension dem Individuum angesonnen werden, und den eigenen Bedürfnisdispositionen.

Identitätsfördernde Fähigkeiten

Diese vielfache Balance in der jeweiligen Interaktionssituation ist ein sozialer Prozeß des Aushandelns von Ich-Identität; die dazu notwendigen Interaktionsfähigkeiten oder Grundqualifikationen des Rollenhandelns sind zugleich Voraussetzung und Folge von Ich-Identität; sie müssen im primären Sozialisationsprozeß erworben werden, d.h. in den Interaktionsbeziehungen der Herkunftsfamilie. Krappmann (1975, S. 132 ff.) beschreibt als solche individuellen Bedingungen für die Bildung von Ich-Identität die folgenden sich gegenseitig bedingenden identitätsfördernden Fähigkeiten: 1) Rollendistanz, 2) Empathie, 3) Ambiguitätstoleranz. Verfügt das Individuum in nur unzureichendem Maße über diese Fähigkeiten (die nicht als stabile Persönlichkeitsmerkmale zu begreifen sind), wird es in Interaktionen mehr oder weniger scheitern und Ich-Identität nicht ausbilden können. Je häufiger eine Person in Interaktionsprozessen scheitert, desto geringer werden ihre Interaktionsfähigkeiten und desto mehr wird sie unter Spannungen leiden, die subjektiv unerträglich werden können.

Rollendistanz

- bezeichnet die Fähigkeit, "sich Normen gegenüber reflektierend und interpretierend zu verhalten" (Krappmann, 1975, S. 133), d.h. die Fähigkeit, sich von den angesonnenen Erwartungen zu distanzieren und eigene Bedürfnisse in die Interaktion einzubringen. Mittels Rollendistanz ist das Individuum in der Lage, "sich nicht voll an das Schicksal einer Rolle zu binden sondern der Beteiligung

in einer Rolle einen bestimmten Stellenwert in einem Gesamtbild zuzuweisen, das das Individuum von sich in einer bestimmten Situation aufrechterhalten möchte" (Krappmann, 1975, S. 137). Dabei ist die Beziehung eines Individuums zu einer Rolle zu sehen als ein Kontinuum zwischen übertriebenem Aufgehen in der Rolle und totaler Entfremdung von der Rolle (Goffman, 1966).

Eine Person, die nur mangelhaft die Fähigkeit zur Rollendistanz erwerben konnte, wird in Interaktionen Ich-Identität nicht ausreichend verwirklichen: Entweder wird sie die Erwartungen des anderen in völliger Entfremdung von der Rolle total ablehnen - aus Angst, von der zugeschriebenen Identität erdrückt zu werden - oder sie geht total in der Rolle auf und übernimmt zunächst vollständig die Erwartungen des anderen, um sich später gegen diese aufgezwungene Identität ohnmächtig zu wehren.

Die Möglichkeit, Rollendistanz einzunehmen, hängt auf der individuellen Ebene von der Art und Weise ab, in der Rollennormen internalisiert wurden.[14)]

Auf der gesellschaftlichen Ebene hängt die Möglichkeit zur Rollendistanz ab vom Ausmaß der Repressivität und der Rigidität des Normensystems (Krappmann, 1975, S. 132).
Der Versuch, eigene Bedürfnisse und Erwartungen in die Interaktionssituation einzubringen, stellt eine Belastung dar für das traditionelle Selbstverständnis, für die traditionelle "soziale Identität" der Frau. Möller-Gambaroff (1977) weist aufgrund ihrer klinischen Erfahrung darauf hin, daß es selbst privilegierten Frauen

14) In Anlehnung an Hoffman (1962) beschreibt Krappmann 3 "Gewissenstypen": 1) der "externalisierte Typ"hat die moralischen Regeln nicht internalisiert; sein Verhalten richtet er nach der zu erwartenden Strafe. 2) der "konventionelle Typ" hat die Normen rigide verinnerlicht und richtet sein Verhalten rigide nach ihnen aus. 3) der "humanistische Typ" hat die Normen verinnerlicht, ist jedoch in der Lage, sie reflektierend anzuwenden, d.h. dieser Typ besitzt die Fähigkeit zur Rollendistanz. Als Einflußgrößen für die Art und Weise der Internalisierung von Normen werden elterliche Erziehungsmethoden genannt (Krappmann, 1975, S. 141).

aus mittleren und gehobenen Schichten nur um den Preis von bewußten und unbewußten Schuldgefühlen gelingt, die eigenen Bedürfnisse wahrzunehmen und gegen die normativen Erwartungen der Umwelt zu setzen.

Die vorliegende Arbeit geht hier von 2 Thesen aus:

1. Der späteren alkoholabhängigen Frau fehlt in ganz erheblichem Maße die Fähigkeit zur Rollendistanz, und zwar vor allem zur Distanz von der Geschlechtsrolle, die ja so gut wie alle anderen Rollen tangiert.

2. Auf der gesellschaftlichen Ebene läßt sich ein Wandlungsprozeß feststellen in Richtung auf eine Werte-Pluralität auch in der Ausgestaltung der weiblichen Geschlechtsrolle. Diese Werte-Pluralität stellt zugleich eine Chance dar und eine Gefahr der Konfusion bzw. der Flucht in eine rigide Geschlechtsrolle. Die alkoholabhängige Frau ist (bereits vor Beginn der Abhängigkeit) nicht in der Lage, mit dieser Herausforderung balancierend umzugehen.

_Empathie

Die Fähigkeit zur Empathie umfaßt zugleich den kognitiven Vorgang, "die Erwartungen von Interaktionspartnern zu übernehmen", und auch den mehr affektiv-motivationalen Aspekt der "Einfühlung" (Krappmann, 1975, S. 142). Die oben beschriebene Fähigkeit zur Rollendistanz, d.h. die Fähigkeit, mit Normen reflektierend umzugehen, erleichtert es dem Individuum, Vorstellungen und Interpretationen des Interaktionspartners, die von seinen eigenen abweichen, zu erfassen und sich einzufühlen. Die Fähigkeit, andere Menschen zutreffend wahrzunehmen, geht einher mit emotionaler Stabilität und Einsicht in die eigenen Bedürfnisse. Fehlt die Fähigkeit zur Empathie, werden im Interaktionsprozeß eigene und fremde Bedürfnisdispositionen und neue Informationen abgewehrt, die das einmal mit Mühe erreichte Gleichgewicht gefährden könnten (Krappmann, 1975, S. 146). Mangelnde Fähigkeit zur Empathie führt zu einer starren Stereotypisierung der Umwelt, wodurch die antizipierten Erwartungen nicht mehr in einem fortschreitenden Prozeß getestet und revidiert werden können, bis sich die Interaktionspartner in ihrer Interpretation

der Situation einander ausreichend annähern: es wird häufig zum enttäuschenden Abbruch der Interaktion kommen.

> These: Die spätere alkoholabhängige Frau besitzt Empathie in unzureichendem Maße. Sie wählt entweder den Weg der "Selbstaufgabe" (Psychologinnengruppe, München 1978, S. 231 f) oder den We des Festhaltens an einer rigiden Rollenstruktur, die der Abwehr eigener und fremder Bedürfnisse dient (oder abwechselnd beide Arten der Konfliktvermeidung)

Ambiguitätstoleranz

Ambiguitätstoleranz bezeichnet die Fähigkeit, bei sich selbst und den Interaktionspartnern "widersprüchliche Rollenbeteiligungen und einander widerstrebende Motivationsstrukturen interpretierend nebeneinander (zu) dulden" (Krappmann, 1975, S. 155). Für die Bildung von Ich-Identität ist dies die entscheidende Fähigkeit.

In ihrer Bemühung um Ich-Identität wird es der Frau wenig nützen, wenn Rollen nicht mehr aufgezwungen werden und abweichende Erwartungen und Bedürfnisse eingebracht werden können, wenn einmal die Art der Verinnerlichung von Normen keine Interpretation zuläßt, und zum anderen, wenn sie den "Wechsel und die Verschiedenartigkeit der eigenen Antworten und der der Interaktionspartner auf divergierende Erwartungen nicht ertragen kann" (Krappmann, 1975, S. 157).

> These: Die Fähigkeit zur Ambiguitätstoleranz fehlt der alkoholabhängigen Frau in erheblichem Maße. Sie verwendet verschiedene Abwehrmechanismen, um Konflikt und Ambiguität zu vermeiden.

Gesellschaftlich gesehen sind Frauen mit inkompatiblen Erwartungen konfrontiert. Die spätere alkoholabhängige Frau versucht, entweder allen Erwartungen (vor allem an ihre Geschlechtsrolle!) zu genügen oder sie zieht sich völlig auf die eigenen Bedürfnisse zurück. Häufig pendelt sie auch zwischen diesen beiden Vermeidungshaltungen.

Die oben dargestellten identitätsfördernden Fähigkeiten werden im Prozeß der Übernahme der Generations- und Geschlechtsrollen im Familiensystem erworben. Daher sollen im folgenden Abschnitt einige wesentliche Grundinformationen über die Situation der Familie - und deren Gefährdungen - als die Bedingungen der primären Sozialisation der Kinder angeführt werden.

2. Thesen zur Situation der Mittelschicht-Familie in der Bundesrepublik Deutschland

Die notwendigen Grundinformationen - als die Bedingungen der primären Sozialisation der Kinder - lassen sich in den folgenden Thesen zusammenfassen:

(1) Die Familie ist als eine Untergruppe der Gesellschaft von dieser Gesellschaft mitbedingt - zugleich gehen von der Familie bestimmte soziale Wirkungen aus für ihre eigenen Mitglieder, für andere Gruppen und für die Gesellschaft insgesamt (vgl. Neidhardt, 1975).

Schelsky (1953, S. 322 f.) spricht von der grundsätzlichen "Zwiegesichtigkeit" der Familie, die sich auf der einen Seite manifestiert in Form der Binnenstruktur des Lebens der kleinen Gruppe (Familie als Intimgruppe) - auf der anderen Seite in Form der nach außen gewandten und von außen geprägten "Strukturgesetzlichkeit ihres Daseins in der Gesellschaft." (Familie als Institution) Vor dem Hintergrund dieses doppelten Aspekts von Familie trifft Schelsky eine wichtige Unterscheidung zwischen zwei Arten von Autorität in der Familie (auf die unten S.94 zurückgegriffen wird): a) die auf dem Institutionencharakter der Familie beruhende Autorität; b) die aus der Autonomie des familialen Gruppenlebens entspringende Autorität.

(2) Die allgemeine gesellschaftliche Desintegration betrifft auch die Familie: die Familie besitzt als Familie keinen unmittelbaren Kontakt mehr zu den wesentlichen Funktionsbereichen der

Gesellschaft (König, 1974). Der 'Emotionalisierung' im privaten Bereich (Familie) steht eine zunehmende Versachlichung im öffentlichen Bereich gegenüber. Dies bedeutet eine Polarisierung der Lebensformen: "Familistische Wertorientierungen finden keine Entsprechung in der Welt der Bürokratien. Dieser Sachverhalt ist für Stellung und Funktion der Familie in der modernen Gesellschaft zentral" (Neidhardt, 1975, S. 36). Aufgrund der Spannung zwischen den teilweise inkompatiblen Verhaltensprinzipien im Privaten und Öffentlichen kann Familie heute nicht mehr als "Keimzelle der Gesellschaft" gesehen werden, an der sich das übrige gesellschaftliche Leben strukturkonform entfaltet (König, 1974).

(3) Familie wird hier verstanden als ein komplexes Feld mit vielfachen wechselseitigen Abhängigkeiten sowohl im Inneren als auch nach außen: Familie als eine"soziale Figuration" (Elias, 1939) ist eingelagert in umfassendere Figurationen, in die soziale Mitwelt, in die Arbeitswelt.

Eltern und Kinder bilden miteinander Figurationen, die sich nach Maßgabe der spezifischen Situation und des biografischen Verlaufs der Familie ändern müssen. Die Mitglieder der Figuration Familie müssen ihre Beziehungen zueinander ausbalancieren - innerhalb der Dimensionen Emotionalität, Autorität und Sachorientierung[15] - und gleichzeitig die Beziehungen zwischen der Familie und anderen Figurationen regeln.

Die Familie befindet sich in ständigem Austausch mit ihrer sozialen Umwelt, d.h. die Art, in der die Familienmitglieder interagieren, sind Aspekte ihrer Beziehungen und zugleich eingebettet in umfassendere Figurationen: der Interaktionsstil innerhalb der Familie steht in einem bestimmten Verhältnis zu den im öffentlichen bzw. im privaten Bereich dominierenden Verhaltensprinzipien. Zwischen diesen beiden Polen muß die Familie je nach Situation und je nach ihrem biografischen Verlauf eine flexible Balance finden.

15) Die Kernfamilie als Handlungssystem kann nach Claessens (1972,S.63f) idealtypisch in drei sich überschneidende Subsysteme unterteilt

(4) Da die Familie primär auf den privaten Aspekt des Lebens, auf die persönlichen Beziehungen der Familienmitglieder und ihrer Probleme verwiesen ist, treten die emotionalen Aspekte stärker hervor. Das bedeutet, daß die interpersonellen Beziehungen (Stabilisierung der Erwachsenenpersönlichkeit, hier verstanden als Sicherung der personalen Identität und die Sozialisation der Kinder im Familiensystem) zum eigentlich prekär gewordenen Problembereich geworden sind.

(5) Im Zuge des gesamtgesellschaftlichen Wandels von der autoritätsorientierten zur demokratischen Gesellschaft sind die Vorstellungen über "Männlichkeit" und "Weiblichkeit", über Ehe und Familie in Fluß geraten.

Dabei ist eine zunehmende Auflösung "der sozial genormten Autoritätsverfassung der Familie in die rein personale Beziehung des Vertrauens und der gegenseitigen Verantwortung" (Schelsky, 1953, S. 303) zu verzeichnen.
Die Gefahr ist groß, daß es zu einem familialen Leitbild kommt, das der Realität des - gesellschaftlich gesehen - vom Prestigeverlust betroffenen Mannes und seinem geänderten Standort innerhalb der Familie nicht entspricht: es entsteht eine "väterliche Scheinautorität" (Schelsky, 1953, S. 300), die von einem oder beiden Partnern mehr oder weniger bewußt aufrechterhalten wird.

Diese "Krise" des Mannes und der Frau bedeutet für die Familie die notwendige Auseinandersetzung mit Rollenunsicherheit und Rollenkonflikt.

Fortsetzung Fußnote [15]:

werden: 1) das "Spontansystem", gekennzeichnet durch Emotionalität und gegenseitige Anerkennung; 2) das "Dominanzsystem", in dem Autorität gemäß Alter und Fertigkeiten strukturierend wirkt (als persönlichkeitsorientierte Handlungssysteme); 3) das "sachorientierte System" als institutionell organisiertes System; das Kennenlernen des Funktionierens von institutionalisierten sachorientierten Systemen ist Voraussetzung dafür, daß der Nachwuchs sich in der "organisierten" Gesellschaft zurechtfindet. Ein Ziel, das sich die Familie setzt, wirkt strukturierend: es erfordert, daß die Übernahme von Teilaufgaben, Autorität usw. organisatorisch geregelt

(6) Widersprüchliche gesellschaftliche Erwartungen kennzeichnen die Rolle der Frau und die des Mannes:
a) Die drei möglichen Ausgestaltungen der Frauenrolle - Nur-Familienfrau, Nur-Berufsfrau, Doppelrolle - stehen in Konkurrenz zueinander, d.h. jede Frau, die eines dieser Muster wählt, stellt eine Herausforderung dar für jede Frau, die ein anderes Muster verwirklicht.
b) Der Mann (und zunehmend auch die Frau) ist auf lebensgeschichtlich gleichzeitig zu spielende unterschiedliche Rollen verpflichtet: Betonung des Leistungsaspekts und Unterdrückung von Affekten in der Berufswelt-Forderung von Verständnis und Emotionalität in seinen innerfamilialen Rollen des Gatten und des Vaters. Die Berufsrolle als zentraler Bestandteil des männlichen Selbstbildes erlaubt kaum die Sicherung der personalen Identität. Die Berufsrolle des Mannes ist zwar eine Komponente seiner familialen Rolle (Ernährer), jedoch gerät der Mann - je mehr beruflichen Erfolg er hat - desto stärker an den Rand des Familienlebens.
Für die Familie bedeutet dies, daß die Komplementarität der Rollenerwartungen jeweils hergestellt werden muß.

(7) Aufgrund gesellschaftlicher Veränderungen sieht sich die Familie einer doppelten Gefahr gegenüber (Ziehe, 1975):
a) "Mutterdominanz" - fördert eine symbiotische Bindung an das Kind;
b) "Vaterschwäche" - beinhaltet den Verlust des Vaters als Objekt zur Identifizierung des Kindes[16].

Fortsetzung Fußnote [15]:

wird. Damit werden bestimmte Werte betont, die in Form von gesellschaftlich beachteten Verhaltensweisen und Fertigkeiten dem Kind den Übergang von der Familie in die Gesellschaft ermöglichen.

16) Die Belastungen des Arbeitslebens haben die Möglichkeiten der Väter, sich verstärkt dem familialen Bereich zuzuwenden, keineswegs vergrößert (3. Familienbericht, 1979, S. 21).

(8) Trotz solcher Veränderungen sind die innerfamilialen Rollenzuschreibungen in ihrem Grundmuster faktisch gleich geblieben - wenn auch eine Verschiebung in der Ausprägung in den letzten Jahrzehnten zu verzeichnen ist -: Die Haushalts- und Erziehungsfunktionen fallen vorwiegend der Frau zu, verbunden mit einer Struktur der Ehebeziehung, in der der Mann in der Regel dominiert.

Eine traditionelle Rollenverteilung kann im Idealfall einhergehen mit gleichzeitiger, flexibler, an die Rollen und Situationen gebundener Dominanzstruktur - ein "ideales Kommunikationsmuster" (siehe dazu Mollenhauer, 1975, S. 54 ff).

(9) Die zunehmende Berufstätigkeit von Ehefrauen und Müttern begünstigt eine Verschiebung der Ehebeziehung in der Autoritäts- oder Dominanz-Dimension (Lupri in Lüschen, 1970). Dies beinhaltet den Zwang zur Einigung auf bestimmte Rollendefinitionen zwischen den Ehepartnern.

Aufgrund der zunehmenden Berufstätigkeit der Frau kommt es neben einer Arbeitsüberlastung (- in der Regel wird sie von der Hausarbeit kaum entlastet -) dazu, daß auch die Frau stärker "institutionelle Funktionen" übernimmt, die in der Mittelschicht fast ausschließlich dem Mann zufielen. Daraus resultiert die Gefahr, daß die Familie ihre Eigenständigkeit als Daseinsbereich verliert und die "Sachorientierung" überhandnimmt - falls diese Tendenz nicht durch eine stärkere Familienorientierung des Mannes ausgeglichen wird.

(10) Die Situation der Eltern ist gekennzeichnet durch "affektive Versagung": Mangel an Selbstbestätigungsmöglichkeiten der Eltern bzw. des Vaters im Arbeitsprozeß
durch "kognitive Verunsicherung": Abbau der traditionalen Weltbilder und Auflösung des bürgerlichen Weltbildes; es besteht kein gesellschaftlicher Konsensus über verbindliche Erziehungsziele (Ziehe, 1975), ebensowenig über das Ausmaß der Geschlechtsrollendifferenzierung und die innerfamiliale Autoritätsstruktur.

Eine zunehmende Freiheit von tradierten Wert- und Normvorstellungen beinhaltet zugleich Chancen menschlicher Entwicklung und Reife, wie auch Gefahren aufgrund der Krisen, die mit der Auflösung überkommener Verhaltensweisen einhergehen.

Die oben angeführten Punkte verdeutlichen die zwiespältige Situation der Familie in unserer Gesellschaft. Vor dem Hintergrund des immer stärkeren Dualismus der Bereiche "Öffentlichkeit" und "Privatheit"[17] zeichnen sich zwei gegensätzliche Gefahren für die Familie ab:

a) Die Familie verliert als Folge ihrer "soziokulturellen Vernachlässigung" (Claessens, 1972, S. 52/53) gänzlich ihre Eigengesetzlichkeit als Intimgruppe und die sozialen Normen des Leistungsprinzips dringen voll in die Familie ein. In diesem Falle wäre zu recht von einer "entfremdeten Instrumentalisierung der Familie"[18] zu sprechen, die nur noch die Funktion hätte, die Individuen für die Gesellschaft zu konditionieren. Dies käme einer offenen Zerstörung der Familie gleich, die durch eine "Pseudogemeinschaft" (siehe unten S.60f.) nach außen und nach innen mehr oder weniger bewußt verschleiert werden kann.

b) Aufgrund der Identitätsbedrohungen, der emotionalen Versagungen und mangelhaften Möglichkeiten, Prestige und Machtbedürfnisse im öffentlichen Bereich zu befriedigen, kommt es zu einer "Überlastung der Intimgruppe" (Schelsky, 1953, S. 352) und zu einer gefährlichen Abschließung des Familiensystems zum öffentlichen Bereich: die Mitglieder stellen an die Familie die unerfüllbare Forderung, alle ihre Bedürfnisse nach Emotionalität, Harmonie, Anerkennung und Prestige zu befriedigen. Versucht der einzelne nun, sein "Identitätsmanagement" auf Kosten der übrigen Familien-

17) Elias (in Rosenbaum, 1978, S. 158) spricht von einer Spaltung in "heimliche und öffentliche Sphäre".

18) Cooper, 1976, unterstellt dies bereits als Faktum.

mitglieder zu betreiben, bricht die Familie entweder auseinander oder sie gerät zur "Pseudogemeinschaft", mit deren Mechanismen sie weiter aufrechterhalten werden kann.

Mit den beiden oben geschilderten, mehr oder minder verschleierten Arten von Zerstörung der Familie werden die beiden extremen Pole eines Kontinuums bezeichnet; die ideale Art des Umgangs mit den Gefährdungen, denen die Familie ausgesetzt ist, besteht in einer Balanceleistung[19] bei der Lösung der Strukturprobleme der Familie (siehe S. 67 ff.), welche die Erfüllung ihrer Hauptaufgaben gestattet:

a) die personale Identität der Ehegatten sichern;
b) gesellschaftlich akzeptierte Wertorientierungen an den Nachwuchs übermitteln;
c) den Kindern gleichzeitig die Entwicklung einer eigenen Persönlichkeit ermöglichen, womit diese ihrerseits z.B. die Chance erhalten, Forderungen an "die Gesellschaft" im Sinne der Aufgaben der Familie durchzusetzen!

Für das spezielle Thema der vorliegenden Arbeit gehe ich im Zusammenhang mit dem oben dargestellten Problembereich von folgenden Hypothesen aus:

Die Eltern der späteren Alkoholabhängigen sind nicht fähig, ihre Familie vor den oben geschilderten Gefahren einigermaßen zu schützen.

1) Sie sind nicht in der Lage, eine flexible Balance zwischen den in der Gesamtgesellschaft geltenden Leistungs- und Konkurrenznormen und den innerfamilialen Normen des Zusammenlebens zu erreichen.

2) Aufgrund ihrer Biografie (mangelnde Interaktions- bzw. Identitätsfähigkeiten) benutzen sie ihre Familie zu ihrem persönlichen 'Identitätsmanagement'.

3) Die Biografien der Eltern und die durch die gesellschaftliche Situation und die zweispältige Lage der Familie in der Gesellschaft gegebenen Belastungen tragen als komplexes Bedingungsgeflecht zu der Entstehung einer "Pseudogemeinschaft" in der Herkunftsfamilie der späteren Alkoholabhängigen bei.

19) Die Frage ist, ob diese bei der heutigen Situation der Familie empirisch gesehen noch als die Norm zu unterstellen ist.

3. Das Konzept der familialen "Pseudogemeinschaft"

Wynne und Mitarbeiter (1975, S. 46 f.) unterscheiden drei mögliche Beziehungsformen, in denen das Problem der Identität gelöst bzw. nicht gelöst wird:

a) Gemeinschaft:
Die Kritik an der Strukturfunktionalistischen Rollentheorie ist in diesen Ansatz mit einbezogen, d.h. "normales" Rollenverhalten impliziert individuelle Autonomie gegenüber den Rollenvorschriften. In einer solchen als Gemeinschaft bezeichneten Beziehungsstruktur kann Identität sich manifestieren und entwickeln. "Die wirkliche Gemeinschaft toleriert nicht nur anders als die Pseudogemeinschaft die Divergenz von Eigeninteressen sondern lebt geradezu von der Anerkennung solcher natürlichen und unvermeidlichen Divergenz. In der Sprache der Rollentheorie ausgedrückt heißt das: Eine Beziehung der Gemeinschaft ist in ihrem Bezugsrahmen nicht auf eine einzige Rolle beschränkt, so daß einzelne Punkte einer Nicht-Komplementarität von Rollen für die Beziehung als Ganze mehr ein Stimulus sein kann als ein Bruch." (Wynne et al. 1975, S. 48)

b) Nichtgemeinschaft:
Die Beziehung ist funktionsspezifisch und in der Regel stark institutionalisiert (die Individuen begegnen sich meist als Rollenträger); die Nichtgemeinschaft kann sich zu einer Gemeinschaft bzw. Pseudogemeinschaft entwickeln.

c) Pseudogemeinschaft
Auf der Grundlage von Beobachtungen schizophrenogener Familien beschreiben Wynne und Mitarbeiter die verzerrte Rollenstruktur einer Pseudogemeinschaft. Es wird nicht nur Bezug genommen auf Defizite der affektiven Struktur sondern ein Zusammenhang hergestellt zwischen interpersonellen Beziehungsmustern und intrapersonellen Defiziten (des Schizophrenen). Dabei gilt nicht die

Schwere des Konflikts sondern die zur Konfliktlösung angewendeten Strategien als Gradmesser der Pathologie der Beziehung.

Die Pseudogemeinschaft stellt eine mißlungene Lösung des Beziehungsproblems dar: alle Mitglieder tragen zur Illusion von Gemeinsamkeit, Komplementarität und Harmonie auf Kosten der subjektiven Identitätsentfaltung bei. Unterschiedliche Bedürfnisse und Erwartungen müssen verheimlicht und verschleiert werden, da sie als Bedrohung der Beziehung erscheinen, mit der Folge, daß "ein Wachstum der Beziehung unmöglich" ist (Wynne et al. 1975, S. 49). Es geht den Beteiligten darum, "die Vorstellung oder das Gefühl zu bewahren, daß das eigene Verhalten und die eigenen Erwartungen mit dem Verhalten und den Erwartungen des anderen in der Beziehung eins werden, auch wenn das nur eine Illusion sein mag" (ebenfa, S. 47).

Die Schein-Normalität ("phantom-normalcy", Goffmann, 1974) geht so weit, daß die Beteiligten die gegebene Divergenz zwischen Rollenerwartung und individueller Rolleninterpretation dauernd verleugnen und die Illusion gegenseitiger Bedürfnisbefriedigung mittels einer rigiden und unveränderbaren Rollenstruktur aufrechterhalten; die Familienmitglieder halten mittels Realitätsverleugnung am status quo der Beziehung fest.

Wynne (1975, S. 53) nennt folgende vier Charakteristika einer familialen Pseudogemeinschaft:

"1. Eine ständige Unveränderbarkeit der Rollenstruktur der Familie, trotz physischer und situationsbedingter Veränderungen in den Lebensumständen der Familienmitglieder und trotz Veränderungen in dem, was vor sich geht und im Familienleben erlebt wird.

2. Ein Festhalten an der Erwünschtheit und Zweckmäßigkeit dieser Rollenstruktur.

3. Anzeichen für starke Beunruhigung wegen einer möglichen Abweichung von dieser Rollenstruktur oder gar der Unabhängigkeit von ihr.

4. Ein Fehlen von Spontaneität, Humor und Würze in der gegenseitigen Zuwendung."

Auf Autonomie-Tendenzen oder offene Darstellung von Konflikten reagieren die Familienmitglieder mit starker Angst vor einem Zusammenbruch der Interaktionen im Familiensystem. Divergenzen werden geleugnet durch dauernde Harmonisierung, d.h. positive und negative Affekte (die ja Nicht-Übereinstimmung von Bedürfnissen und Erwartungen zeigen könnten) werden als eine Bedrohung nivelliert.[20)]

Als wesentlichstes Kriterium einer Pseudogemeinschaft kann zusammenfassend der defizitäre Umgang mit der Realität gelten bzw. (in Rollentermini ausgedrückt:) die rigide und unhistorische Zuschreibung von Verhaltensmustern sowie die gegenseitigen unveränderlichen Erwartungen und Abhängigkeiten. Unterstellt wird dabei, daß die Kinder, die in eine familiale Pseudogemeinschaft einbezogen werden, diesen defizitären Umgang mit der Realität lernen und von ihrer Familie abhängig bleiben. Allerdings lassen sich auf der Grundlage bisheriger Theoriebildung und empirischer Forschung kaum systematische Aussagen darüber machen, auf welche Weise und in welchem Umfang sich soziale Beziehungsmuster in psychischen Strukturen und den damit verbundenen Identitätsfähigkeiten niederschlagen.

(Vgl. Wynne 1975)

Ich gehe von der Hypothese aus, daß in den meisten Familien Elemente von Interaktionsformen einer Gemeinschaft, Nicht-Gemeinschaft und Pseudogemeinschaft vorhanden sind. Der Grad der Interaktionsgestörtheit oder positiv gesagt: der Identitätsfähigkeit des Nachwuchses ist abhängig:

a) von dem jeweiligen Mischungsverhältnis zwischen den oben beschriebenen Beziehungsformen in einer Familie;
b) von der Beschaffenheit der Rolle, die dem Kind im jeweiligen Familiensystem mehr oder minder rigide zugewiesen wird;
c) von der mehr oder weniger vom Kind realisierbaren Möglichkeit, durch Zugang zu anderen Beziehungsformen außerhalb der eigenen Familie die möglichen Behinderungen seiner Identitätsentwicklung zu kompensieren.

20) Wynne et al. (1975, S. 53) nennen als vierte Beziehungsform noch die Pseudofeindschaft, die die meisten Merkmale einer Pseudogemeinschaft aufweist, mit dem Unterschied, daß nicht die Illusion einer Harmonie angestrebt wird sondern alle Interaktionen über-

These: Pseudogemeinschaftliche Beziehungsstrukturen spielen eine große Rolle in der Herkunftsfamilie der späteren Alkoholabhängigen. Auf diese Interaktionsstrukturen wird im Verlaufsmodell (Phase 1) ausführlich eingegangen.

Wynne (1975, S. 55) weist darauf hin, daß mittels einer Reihe von gemeinsamen Familienmechanismen "Abweichungen von der Rollenstruktur der Familie der Erkenntnis ferngehalten oder wahnhaft umgedeutet werden."

Im Rahmen der klinischen Schizophrenieforschung wurden im wesentlichen zwei Interaktionsmechanismen analysiert, die charakteristisch sind für die Schaffung und Aufrechterhaltung eines pseudogemeinschaftlichen Beziehungsgefüges unter den Familienmitgliedern:

a) die Mystifizierung (siehe dazu u.a. Laing, 1975, S. 275 ff) und
b) die double-bind-strategie als eine Sonderform der Mystifizierung (siehe Bateson et al., 1975, S. 11 ff).

a) Mystifizierung

meint den eher unbewußten Vorgang, Konflikte aller Art durch Totschweigen oder Umdeuten[21] zu kaschieren. Als Ergebnis der Mystifizierung entsteht Verwirrung: "es wird unmöglich zu erkennen, was wirklich erlebt oder getan wird oder was vor sich geht, und es wird unmöglich, die tatsächlichen Streitpunkte festzustellen und zu unterscheiden" (Laing, 1975, S. 275). Der Mystifizierte beginnt,

Fortsetzung Fußnote [20]:

trieben zu einem (unlösbaren) Konflikt hochgespielt oder die Äußerungen des einen durch den jeweiligen Partner implizit entwertet werden.

[21] In einer pseudogemeinschaftlichen Ehebeziehung beispielsweise, die nur aufgrund der Trennungsängste der Partner weiterbesteht, werden "die phobischen Anklammerungsbedürfnisse bzw. die Unfähigkeit, sich von einem schützenden Partner ohne chaotische Angstausbrüche zu entfernen ... als freigewähltes Treueverhalten und besondere Anständigkeit uminterpretiert." (Richter, 1972, S. 84/85).

seinen eigenen Wahrnehmungen und Bedürfnissen zu mißtrauen und wird im Extremfall unfähig, authentische Konflikte zu erkennen; er erlebt "aber möglicherweise intrapsychische oder zwischenmenschliche Konflikte einer nicht authentischen Art." (Laing, 1975, S. 276)

Bei der Mystifizierung kann entweder der Inhalt der Erfahrung vom Ego in Frage gestellt werden; dabei wird der Inhalt durch Erlebnisqualitäten, die dem Bild Alters von Ego entsprechen, ersetzt. Oder die Art und Weise der Erfahrung wird in Zweifel gezogen, d.h. als Traum oder Phantasie umgedeutet (Laing, 1975, S. 277). Eine dritte Methode der Mystifizierung besteht in angeblichen Rechten einer Person, über die Erfahrungen anderer zu bestimmen, bzw. in angeblichen Pflichten eines Familienmitgliedes, "den anderen, sich selbst, seine Welt oder irgendeinen Aspekt davon auf bestimmte Weise zu erleben oder nicht zu erleben " (ebenda, S. 278). Der Vorgang der Mystifizierung hat nach Laing die Funktion, den status quo durch eine rigide und unveränderliche Rollenstruktur zu erhalten.

Durch Mystifizierung und Tabuisierung bilden sich in der Pseudogemeinschaft stereotype Verhaltensnormen wie ungeschriebene Gesetze heraus, die die Interaktionen der beteiligten Familienmitglieder bestimmen. Die Mitglieder machen sich das Zwangssystem, das die Pseudogemeinschaft darstellt, dennoch kaum bewußt, obwohl sie alle auf Kosten der eigenen Identität ihren Beitrag zur Aufrechterhaltung der rigiden Rollenstruktur leisten:

> "Die Eltern kämpfen um die Erhaltung ihrer eigenen Integration, indem sie ihre starre vorgefaßte Meinung über sich und das, was sie sein sollten, über die Kinder und das, was diese sein sollten, und die Art der Situation, die das Familienleben kennzeichnet, ständig beibehalten. Sie sind unzugänglich ... für jene emotionalen Bedürfnisse ihrer Kinder, die ihre vorfabrizierten Schemata zu sprengen drohen, und sie maskieren oder verschleiern Störungssituationen in der Familie so, als würden sie gar nicht existieren." (Laing, 1975, S. 285 f.)

Die Kinder spüren, daß die harmonische Einheit und volle gegenseitige Bedürfnisbefriedigung eine Illusion ist, sie lernen aber zugleich, daß man die eigentlichen Konflikte nicht erwähnen, ja nicht einmal wahrnehmen darf. Wenn die heranwachsenden, dennoch nach Autonomie strebenden Kinder die Scheinharmonie stören und diese Störung weder verhindert noch kaschiert werden kann, wird durch die Mystifizierungstechnik der kritiklosen Billigung die Fassade von Übereinstimmung und Geschlossenheit wiederum erhalten. Wynne und Mitarbeiter (1975, S. 56 ff.) nennen dieses Phänomen "rubber fence" und bezeichnen damit jene zugleich undurchdringliche und elastische Grenze, die das pseudogemeinschaftliche Familiensystem umschließt; diese Grenze ist ausreichend rigide, um einerseits offene Nichtübereinstimmung von Bedürfnissen und Erwartungen im Inneren auszuschließen, andererseits ist sie elastisch genug, um einzelne Abweichungen vom System durch Verzerrung, Umdeutung sowie durch eine als kritiklose Billigung getarnte Nichtwahrnehmung in das familiale Rollennetz zu integrieren.

These: Vor allem der Mechanismus der Mystifizierung findet in der Herkunftsfamilie der späteren Alkoholabhängigen in großem Umfang Anwendung.

b) Double-Bind-Situationen

Bateson u. a. (1975, S. 11 ff.) entwickelten dieses Konzept im Zusammenhang mit den Entstehungsbedingungen für Schizophrenie. Der Mechanismus des double-binds verhindert oder zerstört überhaupt die Fähigkeit zur Kommunikation.

Folgende Merkmale kennzeichnen die Double-Bind-Situation: In einer intensiven, lebenswichtigen und hierarchischen (z.B. Mutter-Kind-Beziehung) Situation erhält das "Opfer" (hier: das Kind) eine paradoxe Handlungsaufforderung in Form einer Doppelbotschaft; dabei wird ein primäres Gebot (verbale Aufforderung) durch ein"sekundäres Gebot, das mit dem ersteren auf einer abstrakteren Ebene in Konflikt gerät und wie das erste durch Strafen oder Signale durchgesetzt wird, die das Leben bedrohen", aufgehoben (Bateson u.a., 1975, S. 17). Die verbale Aufforderung (Inhaltsaspekt) steht bei-

spielsweise in einem unvereinbaren Widerspruch zu den sie begleitenden mimischen und gestischen Symbolen (Beziehungsaspekt). (Vgl. Watzlawick u.a., 1969, S. 195) Zudem enthält die Double-Bind-Situation ein tertiäres Gebot, "das dem Opfer untersagt, das Feld zu räumen" (Bateson u.a., 1975, S. 19), d.h. sich der widersprüchlichen Situation durch eine metakommunikative Klärung der Doppelbotschaft zu entziehen.

Dieses Konzept wird vor allem für gestörte Interaktionen zwischen Mutter und Kind verwendet. Dabei gehen Bateson und Mitarbeiter davon aus, daß eine sehr ambivalente bis feindselige Mutter-Kind-Beziehung Double-Binds schafft. In der Double-Bind-Situation hat das Kind keine Chance, richtig zu reagieren und kann gleichzeitig weder die Situation verlassen noch dessen Widersprüchlichkeit bezeichnen. Wiederholte Double-Bind-Situationen führen beim Kind zu einer Entfremdung vom eigenen Gefühlsleben, im Extremfall zu paranoiden Vorstellungs- und Reaktionsweisen (Laing, 1975, S. 295).

Ich gehe davon aus, daß die für ein schizophrenogenes Familiensystem charakteristischen Mechanismen Mystifizierung und Double-Bind sich auch in "normalen" familialen und gesellschaftlichen Alltagsinteraktionen aufweisen lassen. Beide Mechanismen können für das Thema der vorliegenden Arbeit nutzbar gemacht werden. Das Double-Bind-Konzept wird hier mit einer erheblichen Abänderung verwendet.
Als Double-Binds sollen gelten:

a) das Kind erhält einander ausschließende Gebote von Mutter und Vater, deren Nichtbefolgung die jeweilige Beziehung in Frage stellen.

b) das Kind ist konfrontiert mit einer Diskrepanz zwischen den real in der Familie gelebten Rollen (vor allem Geschlechts- und Generationsrollen) und der nach innen und außen vertretenen Rollen-Ideologie.

c) diese Diskrepanzen werden zugleich mystifiziert, d.h. verschleiert, umgedeutet oder für nicht vorhanden erklärt, so daß der eigentliche Konflikt kaum wahrgenommen, geschweige denn gelöst werden kann.

These: Double-Binds in dieser Form sind charakteristisch für die Herkunftsfamilie der späteren alkoholabhängigen Frau.

4. Strukturprobleme der Familie und pathogene Formen der Problemlösung

Wer sich heute den Problemen der Familie als Sozialisationsinstanz zuwendet, steht vor einer Mehrzahl möglicher Betrachtungsweisen. Es gibt bislang nicht die Theorie der Sozialisation sondern verschiedene sozialisationstheoretische Ansätze, die sich mit der Erklärung der Bedingungen beschäftigen, unter denen sich der menschliche Organismus zu einem im sozialen Kontext handlungsfähigen Individuum entwickelt. Hier wird Sozialisation in der Familie unter dem Gesichtspunkt betrachtet, daß die Familie aus einem Netz von zwischenmenschlichen Beziehungen besteht, in dem Konflikte in der einen oder anderen Art gelöst und darin Interaktionsfähigkeiten erworben werden.[22)]

Familie wird hier als Kernfamilie verstanden, deren Hauptfunktion heute die Sozialisation des Nachwuchses und die emotionale Stützung der Ehegatten ist.[23)] Es wird unterstellt, daß die Art, in der die Familie miteinander kommuniziert, für die Sozialisation des Nachwuchses von entscheidender Bedeutung ist, und daß die Kommunikation zwischen den Eltern als Modell für die Kinder angesehen werden muß. Die Kommunikation zielt ab auf die Verständigung der Familienmitglieder im Hinblick auf die Aufrechterhaltung des Haushalts und die Befriedigung der Bedürfnisse ihrer Mitglieder. Diese Verständigung, die in den einzelnen Akten der Interaktion (Mollenhauer, 1975, S. 11) vor sich geht, kann mehr oder minder gelingen. Unterstellt wird, daß diese Strukturierung von Interaktionen, als Grundlage für die Kommunikationsprozesse in und außerhalb der Familie, die eigentliche Leistung der Familie darstellt.

Vor dem Hintergrund der Theorie der Symbolischen Interaktion ist als übergreifendes Ziel der primären Sozialisationsprozesse die Interaktionsfähigkeit des Nachwuchses zu sehen. Die Art der Strukturierung von Interaktionen in der Familie - sie läßt sich anhand

22) Siehe dazu: Mollenhauer et al., 1978, S. 25 f. sowie Hess und Handel, 1975.

23) Vgl. Die Lage der Familien in der Bundesrepublik Deutschland - Dritter Familienbericht, Bonn 1979, S. 23 f.

der Lösung der Strukturprobleme des Familienlebens zeigen - ist ausschlaggebend für die Bildung identitätsfördernder Fähigkeiten (Interaktionsfähigkeit) des Nachwuchses.
Das unten (S.91ff) ausführlich dargestellte Modell einer gelingenden Generations- und vor allem Geschlechtsrollenidentifikation macht spezielle Voraussetzungen des Ehesystems bzw. Eltern-Kinder-Systems deutlich, unter denen dasKind Interaktionsfähigkeiten in Abhängigkeit von familialen Beziehungsmustern erwirbt. Diesem Modell, das die zentralen Hypothesen der vorliegenden Arbeit enthält, soll jedoch ein umfassenderes Konzept als Rahmen vorangestellt werden: die von jedem Familiensystem zu lösenden Strukturprobleme. Die Art der Lösung dieser Strukturprobleme bestimmt das familiale Beziehungsmuster (des Ehesystems und des Eltern-Kinder-Systems), das Generations- und Geschlechtsrollen-Lernen ermöglicht bzw. behindert.

Im folgenden werden diese Strukturprobleme dargestellt sowie die spezielle Balanceleistung, die die Eltern-und mit zunehmender Integrierung ins Familiensystem-auch die Kinder zu ihrer Lösung erbringen müssen. Vor diesem Hintergrund werden verschiedene Möglichkeiten von pathologischen Problemlösungen als Differenzierung des Konzepts der Pseudogemeinschaft umrissen, für das spezielle Thema der vorliegenden Arbeit anwendbar gemacht und ihre Konsequenzen für den Nachwuchs aufgezeigt.

Insbesondere hat die Schizophrenie-und Neurosenforschung[24] Möglichkeiten pathogener Konfliktlösungen systematisiert. (Vgl. dazu Stimmer, 1978, S. 91 ff.) Auf diese Weise lassen sich Kriterien gewinnen, die es ermöglichen, den Standort einer Beziehung auf dem Kontinuum zwischen "Gesundheit" und "Krankheit" zu ermitteln.

24) Für die Problemstellung der vorliegenden Arbeit eignen sich primär die Konzepte von Lidz (1975), Wynne (1975) und Richter (1969 und 1972).

Hess und Handel (1975) haben ein Konzept zur Analyse von "Normalfamilien" entworfen. Anhand dieses Modells läßt sich das Konfliktpotential verdeutlichen, mit dem jedes Familiensystem konfrontiert ist. Im Ehe- bzw. Familiensystem muß die Komplementarität von Erwartungen als Voraussetzung gegenseitiger Bedürfnisbefriedigung immer wieder neu hergestellt werden; das bedeutet, daß jede Familie Konfliktlösungsstrategien entwickeln muß, die den Bestand der Ehe bzw. der Familie und gleichzeitig die Identität der Mitglieder gewährleisten. Die Beziehungen der Familienmitglieder sind aufgrund des Fehlens präziser Rollendefinitionen (vgl. Schütze, 1974, S. 20) sowie gesellschaftlich institutionalisierter Konfliktlösungsstrategien besonders konfliktanfällig. Die Kleinfamilie steht im Zusammenhang mit außerfamilialen Systemen, eine Tatsache, die die Konfliktanfälligkeit erheblich verstärkt (Elias, 1978).

Will man Familie als Interaktionsnetz beschreiben (in dem die identitätsfördernden Fähigkeiten ausgebildet werden oder nicht), so empfiehlt es sich, die Vielfalt der Aspekte des Familienlebens nach übersichtlichen Bereichen zu ordnen.[25a)]
In Anlehnung an Hess und Handel (1975) werden fünf - zum Zweck der Analyse getrennte - Problembereiche behandelt, für die jede Familie Lösungen finden muß. Für die Art der Problemlösungen läßt sich ein Kontinuum denken zwischen den beiden Polen "gesund" und "pathogen", das nachstehend näher ausgeführt wird.[25b)]

4.1 Das Problem von Getrenntheit und Verbundenheit

Die Sicherung des Fortbestands der Familie sowie die Gewährleistung der Identität der einzelnen Mitglieder erfordert eine zufriedenstellende Balance zwischen Getrenntheit und Verbundenheit. Ebenso wie das Individuum zur Erhaltung und Herstellung seiner Ich-Identität sowohl seine Identifikation mit der Bezugsgruppe als auch die

25a) Das von Hess und Handel (1975) entworfene Modell berücksichtigt nicht die Inhalte der Interaktion und unterstellt, daß die Familie außer der Aufrechterhaltung ihres Haushalts und ihrer internen Beziehungen keine wesentlichen Probleme zu lösen hat - dies trifft in aller Regel realiter auf die Mittelschicht-Familie auch zu.

25b) Vgl. dazu die Überlegungen von Stimmer, in: Soziologenkorrespondenz Bd. 6, 1979, S. 175 ff.

Nichtidentifikation mit ihr signalisieren muß, ist auch das Familiensystem mit der Lösung dieses Problems konfrontiert: sowohl emotionale Nähe als auch Distanz müssen gewährleistet sein.

Die Lösung des Problems von Getrenntheit und Verbundenheit in menschlichen Beziehungen ist von fundamentaler Bedeutung für die Identitätsentwicklung. Tiefenpsychologisch ausgedrückt lassen sich Identitätsprozesse "als diejenigen Ich-Funktionen begreifen, durch die das Selbst sich als etwas von den Objekten Getrenntes erfährt." (Wynne et al., 1975, S. 46)[26)]

Echte Nähe setzt immer eine gewisse Distanz zwischen den Partnern voraus. Dauernde Nähe läßt die Beziehung zu einem hohlen Ritual erstarren (vgl. Stierlin, 1971, S. 62 ff.).
Der Punkt, an dem ein für die Gruppe und ihre Mitglieder funktionales Gleichgewicht zwischen Vereinzelung und Verbundenheit hergestellt ist, läßt sich nicht allgemein bestimmen. Dieses funktionale Gleichgewicht hängt ab von den jeweils besonderen Lösungen dieses Problems auf der individuellen Ebene der einzelnen Familienmitglieder.Die Familie und ihre Mitglieder müssen die beiden fundamentalen Bedingungen des Familienlebens, Verbundenheit und Getrenntheit, in der einen oder anderen Weise herstellen, und zwar dynamisch, d.h. in Abhängigkeit von der jeweiligen Situation.
Dabei ist die Skala der Möglichkeiten groß. Das pathologische Extrem der Verbundenheit kommt zum Ausdruck in symbiotischen Beziehungen, in denen jede autonome Bestrebung unterdrückt werden muß. Extreme Distanz isoliert die Familienmitglieder so voneinander, daß die für eine autonome Ich-Organisation (Erikson) notwendigen Objektbesetzungen und Identifikationsprozesse unmöglich werden.

26) Vgl. ebenso Laing, 1972, S. 55: "Ein starkes Gefühl eigener autonomer Identität ist nötig, damit man als ein menschliches Sein zu dem anderen in Beziehung treten kann. Sonst bedroht jede Beziehung das Individuum mit dem Verlust der Identität."

Richter (1972, S. 70) beschreibt anschaulich eine symbiotische Mutter-Kind-Beziehung: "Bekanntlich neigt die überprotektive Mutter dazu, ihr Kind ängstlich und unselbständig zu machen, um es in symbiotischer Abhängigkeit festzuhalten. Oft vertritt ein solches überfürsorglich eingeengtes Kind die Rolle eines Partnersubstituts" . Die Mutter versucht, stellvertretend am Kind Probleme zu lösen, die aus Beziehungen in ihrer Herkunftsfamilie oder zu ihrem Ehepartner herrühren. Aus eigenen Verlassenheits- und Trennungsängsten heraus unterdrückt sie Autonomiebestrebungen des Kindes (das seinerseits zunehmend Verlustängste entwikkeln wird) und ist gleichzeitig selbst infantil abhängig von der Zuwendung des Kindes. Die Mutter ist unfähig, ihr Kind als Subjekt (mit autonomen Bedürfnissen) zu behandeln; sie benützt es stattdessen als Objekt für ihre eigene Bedürfnisbefriedigung. (Vgl. Stierlin, 1971, S. 95 ff.)

Beide Eltern haben u. U. ein Interesse daran, das Kind abhängig zu halten, um die Stabilität der Familiengemeinschaft aufrechtzuerhalten. Dabei wird unter dem Schein von Zuneigung die gegenseitige Abhängigkeit verschleiert.

These: Die spätere Alkoholabhängige bleibt aufgrund der unzureichenden Lösung des Problems von Nähe und Distanz in der Herkunftsfamilie (bei gleichzeitig fehlender Möglichkeit der Kompensation außerhalb der Familie) von ihren Eltern abhängig - auch nachdem sie das Elternhaus verlassen hat.

Die Eltern versuchen ihrerseits - unter dem Schein der Zuneigung - mittels Vorwürfen und Ermahnungen, durch finanzielle Zuwendungen oder Forderungen die Abhängigkeit weiter aufrechtzuerhalten. Oder sie zeigen abruptes Desinteresse und verhindern auf diese Weise weiter den inneren Ablösungsprozeß ihres Kindes.

4.2 Das Problem der Kongruenz der Bilder

Während des Zusammenlebens entwickelt jedes Mitglied einer Familie ein Bild von den anderen Mitgliedern und auch von sich selbst in seinen Beziehungen zu den anderen. Dieses Bild bezieht sich auf die Persönlichkeit des anderen, auf die interpersonale Beziehung

und deren emotionale Bedeutung. Es setzt sich aus realistischen und idealisierten Komponenten (Real-Bild und Ideal-Bild) zusammen und wird gespeist aus kulturellen Werten, Rollenerwartungen und den Erfahrungen der Eltern in ihren Herkunftsfamilien. Jedes Mitglied macht sich außerdem ein Bild von seiner Familie als Gruppe, welches seine Art der Beziehung zu dieser Einheit ausdrückt.

Die in einem Familiensystem existierenden Bilder unterscheiden sich in der Regel erheblich voneinander aufgrund der unterschiedlichen Geschlechts- und Generationszugehörigkeit sowie der Persönlichkeitsstruktur der einzelnen Mitglieder. Eine völlige Kongruenz der in einer Familie herrschenden Bilder - Kennzeichen eines pathologischen Systems - kann nur aufgrund erzwungener Bedeutungsidentität zustande kommen und würde jede personale Identität der Mitglieder ausschalten.

Die Entwicklung und gegenseitige Anpassung der Bilder findet in der Interaktion statt; es wird eine Schematisierung erreicht, die aber nie vollständig sein kann, da das Leben in der Familie immer im Vollzug begriffen und der Status der Familienmitglieder ständiger Veränderung unterworfen ist. In der Regel variieren die Bilder daher je nach Situation. In pathologischen Systemen dagegen wird an einmal fixierten Bildern festgehalten, um ein wenn auch künstliches Gleichgewicht des Familiensystems erhalten zu können.

Um die Kontinuität der interpersonalen Beziehungen des familialen Systems zu gewährleisten, das der wechselseitigen Identitätssicherung dient und nicht der Aufrechterhaltung eines pathologischen Gleichgewichts, müssen die Bilder nicht identisch, wohl aber miteinander vereinbar sein. Das Ausmaß der Toleranz gegenüber Bild-Inkongruenz (Ambivalenztoleranz) variiert je nach Familie. Dabei geht es nicht um das Ausmaß der Verschiedenheit der Persönlichkeiten sondern darum, ob Unterschiede und Ähnlichkeiten unter den Mitgliedern gegenseitig akzeptiert werden können.

Konflikte aufgrund unterschiedlicher Bedürfnisse und Erwartungen sind als Realität in jeder menschlichen Beziehung vorhanden - sie stellen eine Bedrohung für jede Beziehung dar und liefern doch

gleichzeitig den Impuls für ihre lebendige Weiterentwicklung. Im Gegensatz zur Pseudogemeinschaft können in einer echten Gemeinschaft individuelle Wünsche geäußert werden, die Divergenz von Interessen wird akzeptiert auf der Grundlage gegenseitiger Anerkennung von Identität.

Nicht die Existenz von Konflikten sondern die Art des Umgangs mit unterschiedlichen Bedürfnissen und Erwartungen - d.h. mit Divergenzen zwischen Selbst- und Fremdbildern, zwischen Ideal- und Realbildern - bzeichnet den Standort einer Beziehung auf dem Kontinuum zwischen "Gesundheit" und "Krankheit". In einer als Pseudogemeinschaft zu bezeichnenden Familie ist die Rollenstruktur, d.h. Selbst- und Fremdbilder, unflexibel und rigide. Die Familienmitglieder müssen sich in starre Rollenkonzepte einfügen. "Jeder Verstoß gegen diese Vorschrift bedroht das mühsam errichtete kollektive Abwehrsystem der Familie. Er perforiert die in der Familie etablierte spezifische Schutzmauer gegen Angst und Verzweiflung" (Richter, 1972, S. 74). In einem solchen System entsteht ein bestimmtes Bild von der Familie als Gruppe, das von den Mitgliedern geteilt wird und ihre Rollen bestätigt und festigt. "In diesem Sinne kann sich eine Familienidentität entwickeln, die einen sich selbst erhaltenden Druck ausübt und in pathologischen Fällen die Identität des Einzelnen einengt oder sogar überhaupt nicht zuläßt." (Wynne et al., 1975, S. 168/169). Auf diese Weise entsteht eine Art Familienmythos: mit Hilfe eines starren Rollensystems wird die Illusion ständiger gegenseitiger Bedürfnisbefriedigung, Harmonie und Nähe unverändert aufrechterhalten.

Die inhaltliche Ausformung dieser Rollenvorschriften[27], die sich die Ehepartner untereinander ebenso wie die Eltern den Kindern zudiktieren können, ist eingehend von Richter (1969) beschrieben worden. (Siehe dazu unten, S.101)

27) Richter unterscheidet zwei Beziehungsformen, in die die Rollenvorschriften eingebaut sind: 1. die familiäre Symptomneurose (der Symptomträger ist zwar isoliert, aber dennoch in das Familiensystem eingesponnen), 2. die familiäre Charakterneurose, die nicht nur das Binnensystem der Familie charakterisiert, sondern vor allem auch die Art der Beziehungen zur Umwelt: "Sanatorium", "Festung", "Theater". (Richter,1972)

These: Weder in der Elternehe noch zwischen der späteren Alkoholabhängigen und ihren Eltern waren die Rollen flexibel, d.h. je nach Situation und Familienbiografie definiert; als Folge davon kann ein mangelhafter Erwerb der Fähigkeit zu Rollendistanz und Ambiguitätstoleranz angenommen werden.

Während die Dimension "Getrenntheit und Verbundenheit" sowie "Kongruenz der Bilder" in der Hauptsache die Binnenstruktur der Familie betreffen, geht es bei den nun folgenden Strukturproblemen "Familienthema" sowie "Grenzen von Erfahrung" auch um die Beziehungen der Familie zur Außenwelt, zur Gesellschaft.

4.3 Das Problem des Familienthemas

Das Thema der Familie beinhaltet eine gewisse Grundauffassung von der Wirklichkeit und gewisse Arten, mit ihr umzugehen. Es besteht aus einem bedeutsamen Problem und der allgemeinen Richtung einer versuchten Problemlösung ("wer sind wir?" und "wie arbeiten wir daran?" Hess/Handel, S. 26). Im Familienthema kommen grundlegende Formen der Beziehung zur Außenwelt und der interpersonalen Verflechtung zum Ausdruck; es beeinflußt das Verhalten der Mitglieder in den wichtigen Bereichen des Familienlebens; alle Mitglieder sind an den Prozessen, die das Thema konstituieren, auf unterschiedliche Art beteiligt.

Das Thema der Familie kann z.B. sein: "Wir sind Aufsteiger und arbeiten hart für materiellen Wohlstand und soziales Prestige". Jedes Thema beinhaltet eine bestimmte "Sachorientierung", die dem Nachwuchs gesellschaftlich anerkannte Werte und soziale Fertigkeiten vermitteln kann. Nimmt die Sachorientierung bzw. der Stellenwert des Familienthemas eine überwertige Position ein, entsteht jedoch die Gefahr, daß die Entwicklung von Identität der Kinder behindert wird, d.h. einem außerhalb der Individuierung des Nachwuchses liegenden sozialen Ziel zum Opfer fällt.

Die Familie befindet sich als ein "offenes System" in ständigem Austausch mit ihrer sozialen Umwelt, mit anderen Figurationen;

d.h. die Art, in der die Familienmitglieder interagieren, sind Aspekte ihrer Beziehungen und zugleich eingebettet in umfassendere Figurationen, deren Regeln sie unter Umständen folgen. Vor dem Hintergrund dieser Theorie (Elias, 1939) arbeiten Mollenhauer et al. (1978) Dimensionen familialer Interaktion heraus, die in einem bestimmten Verhältnis zu den im Öffentlichen bzw. Privaten dominierenden Verhaltensprinzipien stehen.

Dimensionen familialer Interaktion (nach Mollenhauer et al., 1978)

1) personale versus funktionale Beziehungsdefinition
2) gleichberechtigte versus herrschaftsbestimmte Beziehung
3) inhaltlich bestimmte versus formal bestimmte Interaktion
4) subjektive versus mechanische Zeitschemata
5) problematisierende versus konventionalistische Interaktionsmuster

Innerhalb der Figuration Familie müssen die Mitglieder als Teilnehmer an den Interaktionen nach Maßgabe der spezifischen Situation und des biografischen Verlaufs der Familie eine Balance zwischen den beiden Polen jeder Dimension finden. Dies gilt sowohl für die Binnenstruktur als auch für die Außenbeziehungen.

In diesem Zusammenhang geht die vorliegende Arbeit von der Hypothese aus,

> daß die Interaktionen in der Herkunftsfamilie der späteren Alkoholabhängigen durch das Fehlen einer flexiblen Balance zwischen den beiden Polen jeder Dimension gekennzeichnet waren. Die übermäßige Sachorientierung der Familie beinhaltet, daß die im "öffentlichen" Bereich geltenden Verkehrsformen in einem Ausmaß die Interaktionen in der Familie bestimmen, daß die Bildung identitätsfördernder Fähigkeiten des Nachwuchses behindert wird. Diese Sachorientierung kann gleichzeitig im Sinne einer Pseudogemeinschaft verschleiert werden.

4.4 Das Problem der Grenzen von Erfahrung

Die Familie steht in ständiger Interaktion mit der Außenwelt und fällt Entscheidungen darüber, welche Teile der außerfamilialen Welt zugelassen werden und bis zu welchem Grad. Jede Familie steckt den Bereich wünschenswerter Erfahrungen ab in Bezug auf die inneren Grenzen der einzelnen Person und die äußeren Grenzen des Familiensystems. Grenzen der Erfahrung werden enger oder weiter in verschiedenen Dimensionen festgelegt, die Hess und Handel folgendermaßen beschreiben:

a) Die Differenzierung der individuellen Persönlichkeit.
Familien unterscheiden sich nach dem Spielraum, den die Mitglieder haben, Erfahrungen autonom zu sammeln und zu verarbeiten, d.h. sich als mit dem Familiensystem nichtidentische Individuen zu entwickeln. Dementsprechend kann die Komplexität und Differenzierung der Persönlichkeit der einzelnen Mitglieder in einigen Familien stärker ausgeprägt sein als in anderen.

b) Die Intensität der Erfahrung.
Hier geht es um die Frage, wie stark die Erfahrung in das "Selbst" eindringen kann; es geht um mögliche Spontaneität und die Fähigkeit, sich beeindrucken zu lassen.

c) Die Extensität der Erfahrung.
Diese Dimension betrifft das Ausmaß der konkreten Kontakte zur außerfamilialen Welt sowie das Interesse an abstrakten sozialen Gebilden.

d) Die Neigung, Erfahrung zu bewerten.
Familien unterscheiden sich in dem Spielraum, den sie ihren Mitgliedern gewähren, um individuelle Bewertungen der kulturellen, politischen und anderen Phänomene (die unsere Gesellschaft bietet) vorzunehmen. Moralische Bewertung beeinträchtigt die Freiheit, den inneren Erfahrungsbereich (in Gedanken, Impulsen, Phantasien) ebenso wie den äußeren (eigene Erfahrungen sammeln) zu erweitern. Die Prozesse der Festlegung der Erfahrungsgrenzen der Familie sind in der Regel ständig im Fluß. Obwohl das

Familienleben nie eine endgültige unveränderliche Form erreicht, auch nicht für einen eng umschriebenen Abschnitt des Familienzyklus, ist dennoch eine umrissene Struktur zu erkennen.

Bei dem Problembereich der Grenzen von Erfahrung stehen folgende charakteristische Fragen im Zentrum:

a) Wird die innere Realität der Familie von den Mitgliedern jeweils autonom erlebt und beurteilt oder mehr oder minder verleugnet und umgedeutet?
b) Welche Teilbereiche der außerfamilialen Welt haben Zugang zum innerfamilialen System und werden diese Teilbereiche von den Familienmitgliedern jeweils autonom erlebt und beurteilt? Wird die außerfamiliale, gesellschaftliche Realität (im Sinne einer Scheingemeinschaft) umgedeutet?

Welchen Umfang und welche Intensität nehmen die Realitätsverleugnung und die Rigidität der Beziehungen an? Aus der Beantwortung dieser Frage ergeben sich Indikatoren für "Gesundheit" bzw. "Krankheit" des Familiensystems. Die familiale Scheingemeinschaft ist dadurch gekennzeichnet, daß sie ihr starres Rollensystem zur Entlastung von inneren Konfliktspannungen der Mitglieder unter dem Deckmantel ständiger Harmonie und gegenseitiger Bedürfnisbefriedigung stabil erhält. Eine autonome Art des Erlebens und Beurteilens der inneren und äußeren Realität der Familie durch ihre Mitglieder stellt naturgemäß für das System einer Scheingemeinschaft eine schwere Bedrohung dar:
Die Aufdeckung und Bearbeitung der realen Konflikte innerhalb der Familie sowie autonome Außenkontakte eines oder mehrerer Mitglieder muß daher verhindert werden. In welcher Art und welchem Umfang die inner- und außerfamiliale Realität der Familie in einer Scheingemeinschaft umgedeutet wird, hat Richter (1970, S. 73 ff.) mit seinen Formen "familiärer Charakterneurosen" idealtypisch dargestellt:

a) die angstneurotische Familie ("Sanatorium"); sie verteufelt die Umwelt und schließt sich von ihr ab.
b) die paranoide Familie ("Festung"); sie gestaltet die Umwelt wahnhaft um.

c) die hysterische Familie ("Theater"); sie produziert sich schauspielerisch innerhalb der Familie und vor ihrer Umwelt.

These: In der Herkunftsfamilie der späteren Alkoholabhängigen sind die "Grenzen von Erfahrung" nach innen und außen im Sinne einer Pseudogemeinschaft rigide festgelegt.

4.5 Das Problem der Generations- und Geschlechtsrollen

Die Lösung des Problems der Geschlechtsrollen und Generationsrollen ist von hervorragender Bedeutung für die Bildung von Interaktionsfähigkeit des Nachwuchses.

Dieser Bereich wird von Hess und Handel im wesentlichen ähnlich behandelt, wie dies ausführlich unten geschehen wird. Daher sollen an dieser Stelle nur einige charakteristische Fragen zur Verdeutlichung möglicher pathogener Lösungen hervorgehoben werden:

(a) Werden die Geschlechtsrollen und die damit einhergehenden Autoritätsstrukturen zwischen den Partnern in gegenseitigem Einverständnis und flexibel je nach Situation und biografischem Verlauf der Familie gehandhabt?

(b) Wie sind die in einer Familie herrschenden Geschlechtsrollenstereotypen definiert und wie sieht ihre reale Ausgestaltung aus? - besteht eine Diskrepanz zwischen verkündeter Ideologie und gelebter Realität?

(c) In welchem Verhältnis stehen die in einer Familie geltenden Geschlechtsrollenstereotypen zu den in diesem Bereich geltenden Normen der unmittelbaren sozialen Umgebung der Familie?

(d) Wie sind Art und Umfang der Autoritätsausübung durch die Eltern den Kindern gegenüber beschaffen?

(e) Mit wieviel Autorität (bzw. Machtausübung) versuchen die Eltern, ihre Selbst- und Fremdbilder den Kindern zu vermitteln bzw. aufzudrängen?

5. Der Aufbau von Geschlechts(rollen)identität bei der Frau

These: Die Interaktionsstörungen, unter denen die Frau bereits vor Beginn der Abhängigkeit leidet, sind vor allem auf eine gestörte Geschlechtsrollenidentifikation zurückzuführen. Die weibliche Geschlechtsrolle beinhaltet eine starke Zentrierung auf die interpersonellen Beziehungen in Partnerschaft, Ehe, Familie und auch im Beruf. Daher stellen Störungen in diesen Bereichen eine besondere Belastung für jede Frau dar. Frauen, die die identitätsfördernden Fähigkeiten nur in unzureichendem Maße ausbilden konnten, werden in Belastungssituationen eine Streßreduktion nicht durch angemessene Konfliktlösungsstrategien erreichen können.

Die vorliegende Arbeit geht von der These aus, daß jede menschliche Identität durch Geschlechtsidentität vermittelt ist, d.h. die Geschlechtsrolle beeinflußt die Ausübung fast aller übrigen Rollen. Frauen wird in jeder aktuellen Situation angesonnen, gemäß dem Geschlechtsrollenstereotyp zu handeln (soziale Identität); in Bezug auf die biografische Dimension wird ein typisch weiblicher Lebenslauf erwartet (personale Identität). Hammer (1978, S. 33) führt eine sinnvolle weitere Dimension ein, die mit der sozialen und personalen Identität eng verbunden ist: die sexuelle oder Körperidentität; diese meint das Gefühl, über den eigenen Körper zu verfügen, ihn zu akzeptieren.

In allen Dimensionen der Identität befinden sich die sozialen Erwartungen, d.h. die Normen und Werte, im Wandel. Dadurch wird die für die Erreichung von Ich-Identität notwendige Balance-Leistung zwischen den verschiedenen Dimensionen der Identität und den eigenen Bedürfnissen zu einer großen Herausforderung für jede Frau.[28)]

28) Empirisch gesehen besteht keine Veranlassung, das Gelingen der oben beschriebenen Balance als den "Normalfall" zu unterstellen.

Es ist ein großer Irrtum, davon auszugehen, daß gesellschaftlich annehmbares und eindeutiges (Geschlechtsrollen)-Verhalten auf eine erreichte Ich-Identität hinweise. Frauen, die die identitätsfördernden Eigenschaften nur unzureichend ausbilden konnten, werden sich in eine starre Geschlechtsrolle flüchten, um sich überhaupt definieren zu können.

Die folgende Darstellung des Aufbaus von Geschlechtsrollenidentität geht aus von der "fast völligen kulturellen Überformbarkeit menschlicher Anlagen" (Kürthy, 1978, S. 55), hier der geschlechtsspezifischen hormonalen Anlagen. Es stellt sich daher die Frage: wie werden dem (weiblichen) Kind die gesellschaftlichen Erwartungen an sein geschlechtsspezifisches Verhalten nahegebracht und welche Probleme können dabei auftreten?

Es ist bislang nicht eindeutig geklärt, wie die Entwicklung von Geschlechts(rollen)identität vor sich geht. Einer rein biologischen Erklärung widersprechen u.a. die Untersuchungen bei Hermaphroditen (Money, 1973, S. 130), die gezeigt haben, daß eine - entgegen der hormonalen Ausstattung - irrtümlich zugeschriebene Geschlechtsidentität nach dem 2. bis 3. Lebensjahr ohne schwerwiegende Störungen nicht mehr geändert werden kann. Der Beginn einer nach dem Geschlecht differenzierten Identität muß dementsprechend in diesem Alter angenommen werden.

Die vorliegenden Theorien zum Erwerb geschlechtsspezifischer Verhaltensmuster lassen sich grob unterteilen in:

1. Psychoanalytische Ansätze

Diese Ansätze sind allerdings zur Klärung der Entwicklung einer Geschlechtsrollenidentität weniger geeignet, da sie primär die sexuelle Entwicklung der Frau bzw. des Mannes behandeln.

2. Lerntheoretische Überlegungen

Die Theorie sozialen Lernens[29] arbeitet mit einer Reihe von "Imitations"- bzw. "Identifikations"-Hypothesen[30], um den Prozeß der Übernahme gleichgeschlechtlicher Verhaltensmuster, Einstellungen und gefühlsmäßiger Reaktionen durch das Kind zu klären. Auf der Grundlage dieser Ansätze, die hier nicht im einzelnen dargestellt und gewürdigt werden sollen, sind zahlreiche Untersuchungen durchgeführt worden. Dabei ist es gelungen, eine Reihe von konsistenten Beziehungen zwischen "sex-typing" (das den Aufbau geschlechtstypischer Präferenzen und Verhaltensmuster umfaßt) und den familialen Beziehungsmustern herzustellen. Der Versuch, den Aufbau geschlechtsrollenadäquates Verhaltens mittels differentieller Sozialisation zu erklären, muß dagegen als wenig geeignet betrachtet werden: eine Anzahl von Verhaltensmustern entwickelt sich ohne oder sogar gegen das spezielle Training der Eltern bzw. Erzieher (vgl. Schenk, 1979, S. 95).

29) Zusammenfassende Darstellungen dieser Ansätze finden sich in: Kürthy, 1978, S. 55 ff. sowie in Schenk, 1979, S. 65 ff.

30) Der Begriff der Identifikation - ein ursprünglich psychoanalytisches Konzept - wird in der sozialen Lerntheorie definiert als die Reproduktion von Einstellungen, emotionalen Reaktionen und Verhaltensmustern lebender oder symbolischer Modelle. Dabei wird meist keine eigentliche Unterscheidung von Imitation und Identifikation vorgenommen. Vgl. z.B. Mischel, 1966.

Im Rahmen der Lerntheorie erklärbar und für die vorliegende Arbeit von Interesse sind Untersuchungen zur Wirkung erzieherischen Verhaltens; sie zeigen, daß - unabhängig von der Geschlechtszugehörigkeit des Kindes - ein bestimmtes Verhaltensschema eher als ein anderes erzeugt werden kann. Verschiedene Arbeiten (Barry, Bacon und Child 1957, Mussen and Distler, 1959, Sears et al.1965 - Angaben nach Kürthy, 1978, S. 60) belegen, daß elterliche und vor allem mütterliche Strenge (d.h. ein strafendes, verbietendes, entmutigendes Erziehungsverhalten) beim Kind ein Verhalten erzeugt, das eher dem des weiblich definierten Stereotyp gleicht, während ein erzieherisches Verhalten, das selbständige Umwelterforschung zuläßt, Kinder auch Gefahren aussetzt und Initiative belohnt, bei Kindern beiderlei Geschlechts eher ein Stereotyp männlichen Verhaltens entstehen läßt (Sears et al., 1965, S. 190). Allerdings scheint die Stabilität des erlernten Verhaltens abhängig davon zu sein, in welchem Maße es sich mit den gesellschaftlichen Normen deckt (Mussen, 1971, S. 711). Bei der geschlechtsspezifischen Erziehung kommt offenbar dem Vater eine bedeutende, aber traditionell meist unterschätzte Rolle zu (vgl. Lehr, 1974), und zwar für den Sohn sowie für die Tochter, die er in ihrer Weiblichkeit anerkennen kann oder nicht (Kagan, 1964, Mussen, 1971).[31)]

31) Die empirische Forschung zur familialen geschlechtsspezifischen Sozialisation kam in der Bundesrepublik Deutschland erst Mitte der 70er Jahre in Gang (Gaudart und Schultz, 1971, Thumm, 1972, Reitz, 1974). Die psychologische Forschung konzentrierte sich zunächst auf die Untersuchung von Geschlechterdifferenzen in Form von unterschiedlichen psychischen Eigenschaften (traits) von Männern und Frauen (vgl. Oetzel, 1966, Lehr, 1972, Maccoby und Jacklin, 1974). Daran anschließend erfolgten Forschungen zu der Frage, wie sich diese psychologischen Geschlechtsdifferenzen entwickeln ("Sex-typing") (Maccoby, 1966). Diese in der Tradition sozialen Lernens stehenden Untersuchungen zur geschlechtsspezifischen Sozialisation beschränkten sich bis Ende der sechziger Jahre auf die Herkunftsfamilie, d.h. auf die Erziehungseinstellungen und -praktiken der Eltern. Neu eingeführt wurde die Unterscheidung von Kompetenzerwerb und situationsbedingter Performanz geschlechtsspezifischen Verhaltens (Mischel, 1970).

Der komplexe Prozeß des Aufbaus eines geschlechtsspezifischen Verhaltensmusters[32] bzw. des Erwerbs der Geschlechtsrolle läßt sich m.E. am ehesten klären mit Hilfe der im Rahmen der strukturell-funktionalen Rollentheorie bzw. Familiensoziologie (Parsons/Bales, 1955) erarbeiteten Hypothesen. Diese fanden eine Erweiterung durch die Theorie der kognitiven Entwicklung (Kohlberg, 1966), die hervorhebt, daß kognitive Prozesse bei der Verinnerlichung geschlechtsspezifischer Verhaltensweisen eine entscheidende Rolle spielen.

Fortsetzung Fußnote [31]:

Mit Beginn der siebziger Jahre setzt sich die Frage nach Geschlechtsrollen und Geschlechtsrollenstereotypen durch. Dabei thematisiert der Begriff des Lernens einer Geschlechtsrolle den gesellschaftlichen Zusammenhang geschlechtsspezifischer Sozialisation. Neben der Familie sind vor allem die Institutionen des Bildungssystems in ihrer Bedeutung für die geschlechtsspezifische Sozialisation untersucht worden (vgl. Überblick dazu in: Schultz, 1978).

32) Offenbar haben bislang alle Kulturen mit nur wenigen Ausnahmen ihre Nachkommenschaft geschlechtstypisch zu prägen versucht (vgl. hierzu Mead, 1959, S. 107 ff. und Mussen, 1971, S. 715), und zwar im Hinblick auf die im Erwachsenenalter gewünschten geschlechtsspezifischen Verhaltensweisen entlang der Dimension Instrumentalität und Expressivität. Die kulturvergleichenden Studien belegen große Ähnlichkeiten in der geschlechtsspezifischen Sozialisation: Frauen wurden eher zu Fürsorglichkeit, Verantwortungsgefühl und Gehorsam erzogen (Passivität - Expressivität), wohingegen Männer mehr zu Aktivität, Leistung und Selbstvertrauen (Instrumentalität und Aggression). Diese Unterschiede entsprachen den Anforderungen, denen Männer und Frauen aufgrund ihrer unterschiedlichen Funktionen in dem jeweiligen ökonomischen System gewachsen sein mußten. Vgl. den Überblick über die Geschichte der Forschung zur geschlechtsspezifischen Sozialisation in Bilden, 1980.

5.1 Die Entwicklung der geschlechtlichen Identität im Rahmen der strukturell-funktionalen Theorie

Angesichts der seit Jahren geäußerten grundlegenden Kritik an der strukturell-funktionalen Systemtheorie[33] mag es überraschen, daß die vorliegende Arbeit sich zunächst an den Arbeiten von Parsons und Bales (1955) orientiert, um eine idealtypische Analyse der familialen Prozesse darzulegen, die zum Aufbau einer geschlechtsspezifischen Identität des Kindes führen. Traditionell wird diesem Ansatz vorgeworfen, daß er Sozialisationsprozesse unter dem Blickwinkel betrachtet, wie das Individuum darauf vorbereitet wird, seiner sozialen Rolle zu entsprechen, wobei eine volle Übereinstimmung zwischen Normen und Erwartungen unterstellt wird.[34]

Die strukturell-funktionale Theorie - als eine Integration soziologischer, psychoanalytischer und lernpsychologischer Ergebnisse[35]- kann jedoch ein, mit Abstrichen, brauchbares Modell für eine Analyse der geschlechtsspezifischen Sozialisation in der Familie unserer Kultur liefern, ein Modell, das hier modifiziert aufgenommen wird.

Gemäß dem rollentheoretischen bzw. systemtheoretischen Konzept der Sozialisation vollzieht sich die Entstehung des Selbst durch "role-taking", d.h. durch die Übernahme der Einstellungen signifikanter anderer dem Selbst gegenüber. Der Prozeß des role-taking, der Rollenübernahme, führt zur Verinnerlichung oder"Internalisierung" des anderen und des Beziehungsmusters zwischen Ego und Alter.[36] Das Kind nimmt an den Interaktionen innerhalb der Familie teil, d.h. es wird in das sich stufenweise differenzierende Rollensystem integriert. In diesem Prozeß lernt es alternative Wertorientierungen, die "pattern variables", die als Orientierungsalternativen in allen sozialen Systemen Bedeutung haben,

33) Vgl. Claessens, 1970, S. 73, Joas, 1973, S. 33 ff.

34) Vgl. hierzu auch die Kritik an der traditionellen Rollentheorie von Krappmann, 1971.

und wird auf die Teilnahme an Interaktionsprozessen in außerfamilialen Systemen vorbereitet. Durch die Identifizierung mit den Eltern lernt das Kind Generations- (=Autoritäts-) und Geschlechtsrollen. Ziel der primären Sozialisation ist m.a. Worten die Übernahme der Rollenerwartungen, wie sie mit der Rollenstruktur der Kernfamilie gegeben ist. Die nachstehende Übersicht über die kindliche Entwicklung stützt sich auf Parsons, Sozialstruktur und Persönlichkeit (1968, S. 35-73).

Der Entwicklungsprozeß des Kindes ist in seiner ersten Phase ("oral dependence") gekennzeichnet durch die uneingeschränkte Bedürfnisbefriedigung seitens der Mutter, die eine erotisch getönte Objektbeziehung herstellt. Da das Kind noch nicht zwischen Ego und Alter unterscheidet, kommt es in dieser Phase nicht zu echten Interaktionen.

In der zweiten Phase ("love dependence") ist das Kind nicht mehr nur Objekt der mütterlichen Fürsorge. Es ist gleichzeitig Objekt ihrer Liebe: das Kind hat gelernt, Gratifikationen, die nicht bedingt sind, zu unterscheiden von liebevollen Reaktionen der Mutter auf seine autonomen Handlungen. Es verinnerlicht sowohl das Gefühl

Fortsetzung der Fußpunkte zu S.84 :

35) Siehe hierzu Nolte, 1970.

36) Diesen Prozeß nennt Parsons "Identifikation". Parsons (1968, S. 40 f.) stützt sich hier auf die Theorie der Objektbeziehungen von Freud, um die motivationale Integration der Individuen in die soziale Struktur zu erklären. Diese Integration in die soziale Struktur erfolgt durch die Internalisierung von Rollenbeziehungen und der darin enthaltenen Normen und Werte der Gesellschaft. Identifikationsprozesse sind innerhalb dieses Bezugsrahmens definiert als "die Umsetzung von Systemeigenschaften in psychische Strukturen" (Krappmann, 1971, S. 17).

der Abhängigkeit wie das der Autonomie ("hierarchische Achse"). In dieser Phase ist das Kind noch nicht fähig, zwischen den Geschlechtern und damit nach geschlechtstypischen Rollen zu differenzieren.[37)]

In der dritten Phase (ödipale Phase) lernt das Kind seine Eltern als qualitativ unterschiedliche Objekte begreifen ("qualitative Achse des Geschlechts"). Es differenziert die elterlichen Rollen und gleichzeitig damit die elterlichen Funktionen gegenüber dem Kind: a) die mehr expressive Funktion der Mutter; sie bleibt die primäre Quelle der Fürsorge und Liebe; b) die mehr instrumentelle Funktion des Vaters, der für das Kind innerhalb der Familie die Anforderungen und Werte der Außenwelt repräsentiert.

Laut Parsons (1968 S. 57 und S. 76) ist die "instrumental-adaptive" Rolle vor allem "auf Verantwortlichkeit für das Wohl des Systems als solches im Hinblick auf Situationen der Bedrängnis und auf die Verwirklichung der Ziele des Systems gerichtet". Die "expressiv-integrative" Rolle ist dagegen primär "auf die Bewältigung interner Motivationskonflikte der Mitglieder und auf die Integration der Gruppe durch die Solidarität ihrer Mitglieder" gerichtet.
Parsons (1968, S. 63) geht davon aus, daß das gemeinsame Wertsystem des beruflichen Subsystems der Gesellschaft durch "Universalismus/Leistung" gekennzeichnet ist; wohingegen im Falle der Familie die überragende Wertnorm "Partikularismus/Qualität" heißt. Wie kann aber die Gatten-Vater-Rolle und die Berufsrolle gleichzeitig von derselben Person erfüllt werden? Wesentlich ist hier die Annahme Parsons, daß "dieselben normativen Orientierungsmuster in beiden Rollensystemen, aber in verschiedenen Reihenfolgen institutionalisiert sind. Bezüglich der Familie lautet die Reihenfolge: 1) die

37) Das Verhalten der Bezugspersonen ist jedoch wahrscheinlich bereits in sehr frühen Lebensphasen je nach Geschlecht des Kindes unterschiedlich. Allerdings ist es sehr schwierig, früh erfolgte Ungleichbehandlung der Geschlechter nachzuweisen und diese dann in einen Zusammenhang zu dem späteren geschlechtsspezifischen Verhaltensmuster zu bringen. (Siehe Überblick über die Bedeutung differentieller Sozialisation in: Schenk, 1979, S. 84 ff.)

berufliche Position des Vaters als grundlegende strategische Bedeutung für Status und Wohl der Familie; 2) folgt seine expressiv-integrative Funktion gegenüber seiner Frau und den Kindern; 3) an letzter Stelle folgt seine instrumental-adaptive Funktion innerhalb der intra-familialen Funktionen (im Falle einer Familie der städtischen Mittelklassen).

Parsons gesteht durchaus zu, daß verheiratete Frauen in unserer Gesellschaft "einen sehr großen Anteil der Verantwortung für die praktischen adaptiven Aufgaben der Familie" (1968, S. 64/65) übernehmen, jedoch stehen im Falle der Ehefrau-Mutter an erster Stelle die expressiv-integrativen Funktionen und erst an zweiter Stelle die instrumental-adaptiven Rollen (Führung des Haushalts, Einkauf etc.).

Daraus läßt sich - in Erweiterung - ableiten, daß selbstverständlich auch Frauen die als primär "männlich" definierten Funktionen beherrschen müssen.

In der ödipalen Phase werden die nach Geschlecht und Generation unterschiedenen Rollenbeziehungen in der Familie vom Kind internalisiert. Die Verinnerlichung der Orientierungsalternativen "expressiv" und "instrumentell" und ihre geschlechtsspezifische Zuordnung zu Vater und Mutter bildet die Grundlage für das Erlernen der Geschlechtsrolle durch das Kind: "Aufwachsen heißt hauptsächlich, die eigene Geschlechtsrolle als wesentlichen Bestandteil des Selbstbildes zu verinnerlichen" (Parsons, 1968, S. 36).

Die Geschlechtsrollendifferenzierung ist die erste analytische Lernleistung des Kindes. Die große Bedeutung der Geschlechtskategorisierung liegt darin, daß sie "die Basis für eine Rollendifferenzierung bildet, welche nie aufgehoben wird, sondern für das ganze Leben unauslöschbar bleibt" (Parsons, 1968, S. 58). Diese erste komplexe Lernleistung des Kindes und ihr Gelingen ist von größter Bedeutung für alle weiteren vergleichbaren Lernsituationen, d.h. für die soziale und kognitive Entwicklung des Kindes.

Der Eintritt in die ödipale Phase wird ermöglicht durch Reifeprozesse des Kindes und die Erwartungen seiner Umwelt, die das Kind zwingen, das Interaktionsmuster der präödipalen Phase aufzugeben: Mit Unterstützung der Mutter erzwingt der Vater die Aufgabe der libidinösen Mutter-Kind-Abhängigkeitsbeziehung. Dies ermöglicht die Integration des Kindes in die weitere Familie und fördert die Unterscheidung zwischen "partikularistisch" (innerfamilial) und "universalistisch" (außerfamilial) definierten Rollenbeziehungen.[38] Somit bildet die Geschlechtsrolle einen äußerst wichtigen "Weg des Übergangs von der Übernahme differenzierter Rollen innerhalb der Familie zur Übernahme von Rollen, die die Familie transzendieren und konstitutiv für die umfassendere Sozialstruktur werden" (Parsons, 1968, S. 56). Weiter weist Parsons (S. 69) darauf hin, daß "das Selbstvertrauen des Individuums in seiner eigenen Geschlechtsrolle" die Voraussetzung ist "für die erfolgreiche Entwicklung weiterer Rollenspezifizierungen".

In der ödipalen Phase identifiziert sich die Tochter mit der Mutter und internalisiert die allgemeine Rollen-Kategorie "Wir-Frauen" mit der entsprechenden Wertorientierung. Der Knabe verinnerlicht eine allgemeine Vaterrolle. Identifizierung bedeutet präzise die "Verinnerlichung eines generalisierten Rollenmusters" (Parsons, 1968, S. 60); diese Übernahme einer generalisierungsfähigen Rolle befähigt das Kind zur Integration in die weitere Sozialstruktur.[39]

38) Die Handlungskompetenz in sozialen Systemen, die "universalistische" Orientierung erfordern, variieren deutlich schichtspezifisch und auch geschlechtsspezifisch: Männer und Frauen aus der Mittelschicht agieren stärker universalistisch, zeigen eine "aktiv-manipulative Umweltorientierung" und sehen ihre aktuelle berufliche Stellung jeweils in einem zeitlich weitreichenden 'Lebensplan'" integriert (Caesar, 1972, S. 27).

39) Siehe hierzu die Bedeutung des Inzest-Tabus, Parsons, 1968, S. 59 ff.

5.2 Zusammenfassung

1) Parsons unterstellt, daß die ödipale Identifizierung mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil mit der Übernahme von Erwachsenenrollen einhergeht, die als "expressiv" bzw. "instrumentell" definiert werden. Bei dieser gewagten Hypothese bleibt die lange Zeit der Sozialisation im Kindes- und Erwachsenenalter in außerfamilialen Bereichen ohne Berücksichtigung. Die Vater- und die Mutterrolle haben einen partikularistischen Aspekt, indem sie konkret in der Familie vorgelebt werden; zugleich sind die Geschlechtsrollen eine universelle Erscheinung. Das Kind bekommt in der Regel bereits in einer recht frühen Entwicklungsphase über Spielgefährten, Nachbarn, Schulkameraden usw. Zutritt zu anderen Familien, in denen es verschiedenartige Ausgestaltungen der Rolle kennenlernt. Bislang wurde von der Forschung die "horizontale Orientierung" des Kindes in der Geschwistergruppe, der Spielgruppe ("peers")nur unzureichend berücksichtigt. In letzter Zeit hat sich Krappmann (1980) mit diesem Bereich auseinandergesetzt.[40)]

2) Eine weitere Annahme Parsons' ist problematisch: er geht davon aus, daß sich die geschlechtliche Identität über die durch Sanktionen gesteuerte Identifizierung mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil bilde.[41)] Dabei wird die empirisch gut belegte Rolle vernachlässigt, die der Vater auch für die Geschlechtsrollenidentifikation und die Entwicklung instrumenteller Qualitäten beim Mädchen besitzt. (Siehe hierzu Neuendorff-Bub, 1975, S. 263)

40) "Je weniger Anerkennung ein Kind in der einen Gemeinschaft findet, um so wichtiger ist zur Stabilisierung der Persönlichkeit die Anerkennung in einer anderen. Welche Werte in einer Gemeinschaft anerkannt werden, kann für die Entwicklung des Individuums von ausschlaggebender Bedeutung sein. Auch bereits verinnerlichte Lernprozesse und Identifikationen können durch eine neue Gemeinschaft, deren Wertschätzung man sucht, überlagert oder gelöscht werden." Kürthy, 1978, S. 71

41) Die Identifizierung mit dem gegengeschlechtlichen Elternteil hat laut Parsons die folgende Bedeutung: Der Knabe beispielsweise lernt durch die Identifizierung mit der Mutter, daß
a) er und sie verschiedenen Geschlechtskategorien angehören

Die vorliegende Arbeit geht davon aus, daß die Übernahme der Geschlechtsrolle auch die Identifizierung mit dem gegengeschlechtlichen Elternteil erfordert. Ich gehe weiter davon aus - durchaus nicht im Gegensatz zu Parsons - daß der Erwerb der sogenannten instrumentellen Qualitäten geschlechtsneutral gesehen werden kann.

Fortsetzung Fußnote [41]:

und b) wie seine eigene geschlechtliche Kategorisierung definiert ist. Denn: "Die Standards des richtigen Verhaltens beider Geschlechter werden von den Mitgliedern beider Geschlechter geteilt..." (Parsons, 1968, S. 39).

6. Zu den sozialen Bedingungen der Entwicklung geschlechtsspezifischer Identität bei der Frau

Das von Parsons entworfene Entwicklungsmodell ist - modifiziert - geeignet zur Untersuchung der Faktoren, die die frühkindliche Entwicklung besonders beeinflussen.

Die vorliegende Arbeit unterstellt, daß es - vor allem in den frühen Entwicklungsphasen - die familialen Interaktions- und Kommunikationsstrukturen sind, die im Zusammenhang mit der Übernahme der Generations- und Geschlechtsrollen den Aufbau der zur Erlangung von Ich-Identität notwendigen Fähigkeiten fördern oder hemmen.

Auf der Grundlage bislang vorliegender empirischer Untersuchungen zur Entwicklung der geschlechtlichen Identität (vgl. den Überblick in: Neuendorff-Bub, 1975, S. 218 ff. und 396 ff. sowie in: Schenk, 1979, S. 65 ff.) und den sozialen Bedingungen der Entwicklung lassen sich für die Normalentwicklung nur wenige generalisierende Aussagen machen.

Die oben dargestellten identitätsfördernden Fähigkeiten, die zum Aufbau von Ich-Identität erforderlich sind, werden bei der Übernahme von Generations- und Geschlechtsrollenidentität erworben. Das in unserer Gesellschaft übliche Familiensystem ist nach Generations- und Geschlechtsrollen strukturiert und ermöglicht dem Kind die Differenzierungsleistung des Identischen und gleichzeitig Nicht-Identischen mit den Familienmitgliedern.[42] Als weitere Bedingung für diese Differenzierungsleistung ist der kognitive Reifungsprozeß zu nennen, durch den erst das Kind in die Lage versetzt wird, sich selbst und andere als einem bestimmten Geschlecht zugehörig zu kategorisieren (Kohlberg, 1966).

42) Theoretisch könnte diese Differenzierung auch über andere Rollenstrukturen erfolgen. Es bleibt bislang eine offene Frage, in welchem Ausmaß die Generations- und Geschlechtsrollen in einer Familie differenziert sein müssen, um diese Lernleistung des Kindes zu ermöglichen.

Die sozialen Bedingungen, unter denen die Entwicklung der Geschlechtsrollenidentifikation - verbunden mit dem Aufbau motivationaler Strukturen - abläuft, wurden vor allem durch die Forschungsrichtung der Psychoanalyse und durch psychoanalytisch orientierte Lerntheoretiker untersucht (vor allem im Hinblick auf die Entstehungsbedingungen abweichenden Verhaltens). Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern im Umgang mit sozialen Objekten "verweisen auf jeweils typische Ängste, wie z.B. die Angst vor Liebesverlust,, die mit der Internalisierung der soziokulturellen Definitionen von Weiblichkeit und Männlichkeit allein nicht zu erklären sind" (Neuendorff-Bub, 1975, S. 249). Bleibt die frühkindliche Form des Umgangs mit sozialen Objekten (hier als Interaktionsfähigkeiten definiert), die immer in Form von Abhängigkeitsbeziehungen auftritt, erhalten - (psychoanalytisch ausgedrückt: im Falle einer Fixierung auf bestimmte historische Angstsituationen) - dann wird die Entwicklung eines autonomen Selbst bzw. von Ich-Identität bei Mädchen und Buben blockiert.

Der Einfluß, den familiale Interaktionsstrukturen zweifelsohne auf die Entwicklung der geschlechtlichen Identität haben, läßt sich bei dem gegenwärtigen Stand der Theorie und der empirischen Forschung nur grob umreißen.

Als die für die kindliche Entwicklung insgesamt - und insbesondere für die Geschlechtsrollenübernahme - wesentlichsten Faktoren haben sich die Qualität der Ehebeziehung (vgl. z.B. Lidz, 1971) sowie die Struktur der Eltern-Kind-Beziehung (vgl. z.B. Laing/Esterson, 1975) herausgestellt.

6.1 Die Ehebeziehung

Die Besonderheiten der primären Sozialisation des Nachwuchses ergeben sich aus den Besonderheiten der Ehebeziehung in ihrer Funktion der Stabilisierung der Erwachsenenpersönlichkeit. Innerhalb des Geflechts von Interaktionen in der Familie kommt der Beziehung zwischen den Eltern, dem Ehe-Subsystem, besondere Bedeutung zu: über wichtige Aspekte der Familienstruktur und damit über

relativ dauerhafte Elemente des familialen Sozialisationsmilieus wird hier bestimmt.

Die in unserer Gesellschaft vorherrschende Familienstruktur (isolierte Kernfamilie mit tendenzieller Vaterlosigkeit) stellt beide Geschlechter in der frühen Kindheit vor dasselbe zentrale Problem: die Aufgabe der Mutter-Kind-Symbiose. Bei der heute in der Regel gegebenen Familienstruktur identifizieren sich beide Geschlechter zunächst mit der Mutter. Mit der ödipalen Krise (in der Regel beginnend mit dem 3. und abgeschlossen mit dem 7. Lebensjahr) wird die anfängliche Mutter-Kind-Symbiose im Idealfall aufgelöst und das Kind in das Familiensystem integriert. Das Kind beginnt etwa im 3./4. Lebensjahr, seine Konzeption des Selbst und der Bezugspersonen nach dem Merkmal Geschlecht zu differenzieren. Für eine gelingende Geschlechtsrollenidentität ist es notwendig, daß sich das weibliche ebenso wie das männliche Kind mit beiden Eltern identifizieren kann.
Im Idealfall leitet die Mutter die Auflösung der Mutter-Kind-Abhängigkeitsbeziehung ein, indem sie auf den Vater als Vorbild verweist und das Kind zur Identifikation mit dem Vater anregt. Ist der Vater bereit, eine emotionale Beziehung zum Kind aufzubauen, kann das Kind seine ursprüngliche Identifikation mit der Mutter aufgeben zugunsten einer Identifikation mit beiden Eltern als Repräsentanten konkurrierender Verhaltensmodelle. Die notwendige Auflösung der Mutter-Kind-Abhängigkeitsbeziehung ist abhängig von den Interaktionsstrukturen des Familiensystems, insbesondere des Ehesubsystems.

Die Hauptaufgabe der Ehebeziehung liegt in der gegenseitigen Sicherung der personalen Identität der Ehegatten; dies ist gleichzeitig das Kriterium für eine gelingende bzw. scheiternde Ehebeziehung. Die Sicherung der personalen Identität läßt sich über die folgenden zwei Dimensionen erfassen (s. o. S.69):

a) gelungene Balance von Nähe und Distanz
b) die Vereinbarkeit von Selbst- und Fremdbildern (die Möglichkeit, gegenseitige Identitätszuweisungen zu akzeptieren).

Die Art der Lösung der Probleme Getrenntheit und Verbundenheit sowie Selbst- und Fremdbilder erlaubt folglich die systematische

Unterscheidung von identitätsfördernder Ehe- und Familienbeziehung und Pseudogemeinschaft (als einem Kontinuum)

Schütze (1974, S. 14 ff.) beschreibt ein brauchbares idealtypisches Modell von Ehe-Beziehung, das die gegenseitige Sicherung der personalen Identität der Ehegatten erlaubt und die Erweiterung des Mutter-Kind-Systems zum Familiensystem gestattet:

1) Beide Ehegatten bringen sich ein Maß gegenseitigen Vertrauens entgegen, das es ihnen ermöglicht, das dem eigenen Entwurf von Geschlechtsidentität nicht entsprechende Verhaltensmodell (die gegengeschlechtliche Identität) anzuerkennen.

2) Die Fähigkeit, das unterschiedliche Verhaltensmodell des Partners akzeptieren zu können, bedeutet gleichzeitig die Bestätigung der eigenen Geschlechtsrollenidentität. Auf einer höheren Ebene wird die Dualität in eine Einheit integriert, die vom Kind wahrgenommen wird.[43)]

Dieses idealtypische Modell läßt sich vor dem Hintergrund der Strukturprobleme der Familie sinnvoll differenzieren:

3) Soll die oben beschriebene Einheit (gelingende Ehekoalition) entstehen und erhalten bleiben, müssen die Partner in der Lage sein, die Geschlechtsrollendifferenzierung und Autoritätsverteilung im Ehesystem (und später im Familiensystem) flexibel zu handhaben, und zwar je nach Situation und biografischem Verlauf der Familie. Eine Autoritätsverteilung in der Ehe, die nur aufgrund der gesellschaftlichen (realen oder vermeintlichen)Position des Mannes vorgenommen wird, ist notwendig rigide und trägt der Binnenstruktur der Familie ungenügend Rechnung. (Vgl. dazu die Unterscheidung der Autoritätsarten von Schelsky, 1953, S. 300)

Für das Kind bedeutet diese Art der Ehebeziehung die notwendige Voraussetzung

a) für eine entwicklungsgerechte Auflösung der Mutter-Kind-Abhängigkeitsbeziehung

43) In einem Ehesystem, in dem das Kind keinen Spielraum hat, auf Erwartungen des einen einzugehen, ohne die Beziehung zum anderen

b) für eine Identifikation mit beiden Eltern: auf der Grundlage der emotionalen Beziehung zu Mutter und Vater wird das Kind das Verhaltensmodell auch des gegengeschlechtlichen Elternteils verinnerlichen (wobei die biologisch zugeschriebene Geschlechtsrolle im Vordergrund steht). Das Kind erwirbt damit die Fähigkeit, die konkurrierenden Verhaltensmodelle (Rollenkonzepte) und Erwartungen der Eltern auszubalancieren (d.h. das Kind kann die Erwartungen des einen erfüllen, ohne die Erwartungen des anderen zu negieren und die Beziehung zu ihm abzubrechen).

c) für den Erwerb der identitätsfördernden Fähigkeiten.
Ambiguitätstoleranz: Die Fähigkeit der Balance zwischen konkurrierenden Rollenkonzepten und Erwartungen wird ursprünglich durch die übliche Konstellation des familialen Systems erworben und später im Hinblick auf alle anderen Rollen generalisiert (bei Mead: "the generalized other").
Rollendistanz: Die emotionale Beziehung zum Vater vermittelt dem weiblichen Kind die gegengeschlechtliche Orientierung, die es zur Entwicklung seiner komplementären Rolle benötigt, und die es ihm gestattet, seine weibliche Identität flexibel um gegengeschlechtliche Elemente zu erweitern. Das Kind erwirbt die Fähigkeit zur Rollendistanz von der eigenen Geschlechtsrolle (die ja alle anderen Rollen berührt!).
Empathie: Im Zusammenhang damit erwirbt das Kind die Fähigkeit, sich in den anderen einzufühlen ohne die Furcht, dadurch eigene Bedürfnisse und Erwartungen negieren zu müssen.

Die oben beschriebenen Voraussetzungen für eine gelingende Geschlechtsrollenidentifikation und im Zusammenhang damit für den Erwerb der identitätsfördernden Fähigkeiten stellen zugleich die optimalen Bedingungen dar für den Erwerb intellektuellen Leistungsvermögens bei beiden Geschlechtern! (Siehe dazu: Neuendorff-Bub, 1975, S. 369 ff.)

Fortsetzung Fußnote [43]:

dadurch abzubrechen, wird das Kind sich entweder rigide an ein Verhaltensmodell klammern, oder kein Verhaltensmodell verinnerlichen und sein soziales Verhalten nur nach äußeren Zwängen richten.

Eine emotional befriedigende Ehebeziehung, die bei beiden Geschlechtern die Identifikation mit dem Vater bestimmt, ist in der Mittelschicht-Ehe in der Regel gekennzeichnet durch die Anerkennung der Machtüberlegenheit des Vaters und eine positive Beurteilung des Vaters durch die Mutter: sie verweist auf den Vater als Identifikationsmodell. Die wahrgenommene Macht und Wärme des Vaters ist entscheidend für die Vateridentifikation des Mädchens (vgl. z.B. Hetherington, 1967), die - ebenso wie beim Buben - durch die Wahrnehmung von Ehekonflikten und durch die wahrgenommene Dominanz der Mutter gehemmt wird. (Vgl. den Literaturüberblick in: Neuendorff-Bub, 1975, S. 379 ff.)

Dominiert die Mutter, wird sie (in der normalen Mittelschicht-Ehe) kaum auf den Vater als Identifikationsmodell verweisen. Zudem verlieren beide Eltern an Gewicht als Identifikationsmodelle, da ihr Vorbild nicht von der sie umgebenden Gruppe als Norm gestützt wird (vgl. Mussen, 1971). In einer Gesellschaft, in der Normalität in der Ehe durch männliche Dominanz gekennzeichnet ist, kann die Dominanz der Mutter Symbol einer emotional unbefriedigenden Ehebeziehung sein. Eine enge Vater-Kind-Beziehung ist verbunden mit einer engen Mutter-Kind-Beziehung und einer auf gegenseitiger Anerkennung beruhenden, befriedigenden Ehe. (Dagegen kann eine enge Mutter-Kind-Beziehung unabhängig von der Qualität der Ehe-Beziehung bestehen.)

Das Mädchen ist nicht gezwungen, seine primäre gleichgeschlechtliche Identifikation aufzugeben und es bedarf daher offenbar der Macht und der Wärme des Vaters für eine gelingende Vateridentifikation. (Identifikationsprozesse des Buben werden eher durch die Macht des gleichgeschlechtlichen Elternteils gefördert.)

Von dem oben dargestellten idealtypischen Modell einer gelingenden Ehebeziehung lassen sich verschiedene pathogene Abweichungen konzipieren.

Pathogene Abweichungen

Das Ehesystem ist als Kommunikationssystem zu betrachten, in dem der Beziehungsaspekt über den Inhaltsaspekt dominiert. Das zentrale Problem des Ehesystems, die gegenseitige Sicherung der personalen Identität der Ehegatten ist zu lösen ohne klar umschriebene Verhaltensnormierung: der unterstellte Mangel an eheexternen Bezugsgruppen erschwert die Explikation der Normen des Zusammenlebens. Diese Normen werden aus eigenen Erfahrungen entnommen, d.h. es sind persönliche Normen (welche dann generalisiert werden), die am Beispiel der eigenen Eltern gewonnen wurden. (Siehe: Neuendorff-Bub, 1975, S.273ff.)

Die Qualität der Ehebeziehung ergibt sich folglich primär aus den vorhandenen Persönlichkeitsstrukturen der Ehepartner, d.h. aus ihrer jeweiligen Biografie, die eine bestimmte Interaktionsstruktur bedingt. Die Ablösung von den Eltern ist von zentraler Bedeutung für die Ehefähigkeit der Individuen, für ihre Fähigkeit, ihre Rollen als Ehepartner und Eltern befriedigend auszufüllen: die mangelhafte (psychische) Ablösung von den Eltern verhindert eine symmetrische Gestaltung der Rollenbeziehung in der Ehe (Helle, 1974). Als Indikatoren für den erreichten Grad der Ablösung können gelten: Mitsprache der Eltern bei Entscheidungen des erwachsenen Kindes u.a. bei der Partnerwahl, Kontakte mit den Eltern während der Ehe, Versuche, den Ehepartner mit einem Elternteil zu vergleichen.

Im Falle einer mangelhaften Ablösung von den Eltern gelingt es dem Erwachsenen nicht, sich mit der eigenen Geschlechtsrolle zu identifizieren. Diese mißlungene Geschlechtsrollenidentifikation beruht - psychoanalytisch gesehen - auf einer Unfähigkeit zur Objektbesetzung, auf verdrängten weiblich-abhängigen Bedürfnissen beim Mann und phallisch-aggressiven Tendenzen bei der Frau.[44)]

44) Siehe dazu Lidz, 1969, S. 292 f. Lidz gibt als Entstehungsgründe für ein pathologisches Ehe- und Familiensystem an: die Unfähigkeit der Ehepartner, sich mit der eigenen Geschlechtsrolle zu identifizieren sowie die innere Abhängigkeit von der jeweiligen Herkunftsfamilie. Nach Lidz kommt es dadurch entweder
a) zu ständigen Rollenkonflikten in Form der "männlich domi-

Aus der mangelhaften Ablösung sowie aus der mißlungenen Geschlechtsrollenidentifikation der Ehepartner ergeben sich Konsequenzen für die Rollenstruktur der Ehebeziehung:

> die Ehepartner sind unfähig, Koalitionen zu bilden und sich auf komplementäre Rollendefinitionen flexibel zu einigen; dies beinhaltet gleichzeitig, daß die Autoritätsstruktur in der Gattenbeziehung nicht flexibel und im gegenseitigen Einvernehmen definiert ist.

Je nach der Intensität ihrer Ausprägung hemmen oder verhindern die obigen Konstellationen in der Ehebeziehung die Generations- und Geschlecntsrollenidentifikation des Nachwuchses.

Zur differenzierteren Beschreibung des Erscheinungsbildes pathogener Ehesysteme eignet sich das Konzept von Richter (1969). Die pathogene Ehebeziehung ist im weitesten Sinne dadurch charakterisiert, daß die Partner Konflikte nicht als solche bewußt wahrnehmen, sondern die innere Spannung dadurch zu beseitigen suchen, indem sie den anderen manipulieren "als entschädigendes Ersatzobjekt oder als narzißtische Fortsetzung ihres Selbst" (1969, S. 50).

Die mangelhafte Ablösung von den Eltern hat zur Konsequenz, daß der Erwachsene in der Ehebeziehung unbewußt Konflikte mit den Eltern oder Geschwistern ausagiert, d.h. der Ehepartner fungiert als Elternsubstitut. In diesem Falle ist die Ehebeziehung durch den Versuch gekennzeichnet, vom Ehepartner jene elterliche Liebe

Fortsetzung Fußnote [44]:

> nierten Kampfehe" bzw. der "weiblich dominierten Kampfehe" oder b) ein Partner unterwirft sich den Rollenerwartungen in masochistischer, selbstschädigender Weise und unterstützt damit die Realitätsverzerrung des anderen (der seine narzißtischen Bedürfnisse auf Kosten des Partners ausleben kann) und befriedigt gleichzeitig sein eigenes Bedürfnis nach Unterwerfung. Allerdings stützt sich Lidz auf Parsons' Sozialisationsmodell und unterstellt Deckungsgleichheit zwischen Rollenerwartung und subjektiver Rolleninterpretation. Folgerichtig bemißt sich die Pathologie an der fehlenden Deckungsgleichheit von Erwartungen und Bedürfnissen der Partner, d.h. an der Schwere der Konflikte - und nicht daran, ob und inwieweit Konflikte entstanden aufgrund individueller Autonomie, als solche erkannt und ausbalanciert werden!

und Geborgenheit zu erfahren, die der Erwachsene als Kind entbehrt hat - bzw. durch den Versuch, den unterbliebenen Kampf, die Auflehnung gegen die Eltern stellvertretend in der Ehe auszutragen. Oder es wird der Versuch unternommen, mittels narzißtischer Projektion, am Partner stellvertretend Konflikte mit Aspekten des "eigenen Selbst" zu lösen. Dieser Versuch geht wahrscheinlich primär aus der Unfähigkeit hervor, sich mit der eigenen Geschlechtsrolle zu identifizieren.

Dabei ist die spezielle Rollenzuweisung rigide. Sobald Rollenvorschriften eine dominierende Bedeutung für das Partnerverhalten eines Menschen erlangen, ist dies als Indiz dafür zu sehen, daß das Erteilen und Akzeptieren von Rollenvorschriften dazu benutzt wird, sich kompensatorisch von intra-individuellen Konfliktspannungen zu entlasten (Richter, 1972). Die Konflikte, um die es eigentlich in der Ehe geht, werden nicht zugelassen: es kommt zu einer Pseudogemeinschaft. Jede Ehebeziehung läßt sich idealtypisch charakterisieren als ein Kontinuum zwischen den beiden Polen "identitätsfördernde Gemeinschaft" und "Pseudogemeinschaft".

Die speziellen Thesen für das vorliegende Thema lauten:

1. Den Eltern der späteren Alkoholabhängigen ist es nicht gelungen, sich von ihrer Herkunftsfamilie zu lösen bzw. sich mit der eigenen Geschlechtsrolle zu identifizieren. (Ein Zusammenhang zwiscnen beiden Problembereichen kann unterstellt werden.)
2. Die gegenseitige Sicherung der personalen Identität gelingt den Eltern der späteren Alkoholikerin nicht.
3. Die Elternehe der späteren Alkoholabhängigen ist als "Pseudogemeinschaft" zu bezeichnen.

6.2 Das Eltern-Kinder-System

Die Ehepartnerkonstellation bedingt zugleich die Qualität des Eltern-Kinder-Systems. Die wesentlichen Fragen sind hier:

Wie werden die Unterschiede zwischen den beiden Generationen definiert und gehandhabt (Ideologie und Realität)? Die Frage nach Art und Umfang der Autoritätsausübung durch die Eltern kann weiter differenziert werden: Ein wie großer Anteil des Familienlebens wird nach Maßgabe von Autoritätserwägungen reguliert? Mit wieviel Autorität (Macht) versuchen die Eltern, ihre Bilder (Selbst- und Fremdbilder) den Kindern zu vermitteln?

Bei der Ausübung ihrer Autorität können die Eltern eine Privatsphäre des Kindes in irgendeinem Sinne beachten oder nicht. Eltern können mehr oder weniger bereit sein, ihre eigenen Ziele zu korrigieren und neu zu gestalten, während ihre Kinder zunehmend geprägt (sozialisiert) werden (= zunehmende gegenseitige Beeinflussung).

Der Erwerb gegengeschlechtlicher Elemente verlangt beim Mädchen eine besondere Mutter-Tochter-Beziehung sowie eine besondere Vater-Tochter-Beziehung. Eine "positive Feminität" des Mädchens wird laut Sears et al. (1965) ermöglicht durch eine warme Vaterbindung, die wahrgenommene Macht des Vaters, durch die Verstärkung der weiblichen Rollenqualitäten aufgrund der Anerkennung durch den Vater, durch ein warmes Erziehungsklima bei gleichzeitiger mütterlicher Distanz, durch die Gewährung eines freien kindlichen Impulsausdrucks (in maskulinen und femininen Formen in der frühen Kindheit) und durch den Gebrauch induktiver Erziehungstechniken[45].

Pathogene Abweichungen

In die Rollenstruktur des Ehesystems wird das Kind (bzw. die Kinder) mit einbezogen. In einer gestörten Ehebeziehung (Pseudogemeinschaft) wird dem Kind ebenso wie dem Ehepartner die Funktion der Spannungsentlastung von intraindividuellen Konflikten zugewiesen: Die Rolle des Kindes bestimmt sich also aus der Bedeutung, die ihm im Rahmen des elterlichen Versuches zufällt, ihren eigenen Konflikt zu bewältigen" (Richter, 1969, S. 73).

45) Zur Bedeutung der Erziehungstechniken für die Art der Internalisierung von Normen siehe Hoffman , 1962.

Die "unbewußten elterlichen Erwartungsphantasien" (ebenda) an das Kind können nach Richter in bestimmte kindliche Rollen gegliedert werden.
Dem Kind wird von den Eltern die Rolle zugewiesen:

1. als Ersatz für einen anderen Partner (Eltern, Geschwister, Ehepartner) zu dienen;
2. als Ersatz für einen Aspekt des eigenen Selbst (als Abbild, als ideales oder negatives Selbst) zu dienen;
3. als umstrittener Bundesgenosse gegenüber dem Ehepartner zu dienen.
4. Beide Eltern machen das Kind zum Sündenbock ihrer unbefriedigenden Beziehung. Richter (1970) spricht in diesem Falle von einer "familiären Symptomneurose", bei der das Kind relativ isoliert, aber dennoch in das Beziehungsgeflecht fest eingesponnen ist.

Da die Aufrechterhaltung dieser Rollenvorschriften, die den jeweiligen Partner "funktionalisiert" zum Zwecke der scheinbaren Konfliktbewältigung, zur Vermeidung von Angstdurchbrüchen absolut notwendig wird, entstehen charakteristische Beziehungsformen. Dabei ist die symmetrische Beziehungsform (Richter, 1972, S. 55 ff.) von wesentlicher Bedeutung, d.h. die Eltern und - mit zunehmender Integration des Nachwuchses in dieses verzerrte System - auch die Kinder in gleichem Maße halten an der bestehenden Rollenstruktur fest, um "sich kompensatorisch von intraindividuellen Konfliktspannungen zu entlasten" (Richter, 1969, S. 50).

In einem derartig verzerrten Familiensystem werden Art und Umfang der Autoritätsausübung durch die Eltern rigide und mehr oder minder verschleiert (da angeblich zum Wohle des Kindes) sein, d.h. in der Form der eine Pseudogemeinschaft kennzeichnenden "Mystifizierung" erfolgen. Eine Privatsphäre des Kindes kann es zwar geben, aber jeder daraus resultierende Schritt in Richtung auf Ablösung und Autonomie ruft bei allen Beteiligten so große Angst hervor, daß er (im Extremfall) sofort im Keime erstickt wird.

Sowohl Übertragungen (Ersatzobjekt für einen anderen Partner) als auch narzißtische Projektionen (Ersatzobjekt für einen Aspekt des

eigenen Selbst) kommen unter den Ehepartnern und zwischen Eltern und Kindern in jeder "normalen" Familie vor. Zu einem pathologischen System kommt es erst, wenn der jeweilige Partner rigide in eine Rolle gedrängt, und dieses Rollenmuster mit Hilfe verschiedener Mechanismen - vor allem durch "Mystifizierung" (s. o. S.62ff.) - um jeden Preis aufrechterhalten wird.

Art und Umfang der Autoritätsausübung durch die Eltern (die Erziehungstechniken)bestimmen ganz allgemein die Motivation und die Fähigkeit des Nachwuchses, den elterlichen Erwartungen zu genügen bzw. sich später von den Erwartungen autonom zu distanzieren.[46]

Die Art der Erziehungstechniken läßt sich als ein Kontinuum begreifen zwischen zwei extremen Polen, von induktiven Techniken bis zur Herstellung von 'Double-Bind' Situationen: (s. Stimmer, 1978, S.88)

> Induktive Techniken (einfühlsames Überzeugen, Diskussion etc.) direkter, offener Zwang, physische Bestrafung, psychische Bestrafung (Erzeugen von Schuldgefühlen, Liebesentzug)[47]. "Mystifizierung" und "Double-Bind" (s. o. S.64ff.).

Alle Arten der Erziehungstechniken durch die Eltern werden sich in jeder "normalen" Familie finden. Das jeweilige Mischungsverhältnis (das flexibel sein sollte je nach Situation und Alter der Kinder) läßt Hypothesen zu über die Ausbildung identitätsfördernder Fähigkeiten bei den Kindern.

46) Auch bewußte und unbewußte Wertvorstellungen (Bild des wünschenswerten Erwachsenen) sind bedeutsam für die Erziehung des Kindes. Allerdings ist ungeklärt, inwieweit Erziehungsideale tatsächlich das Erziehungsverhalten bestimmen. Empirisch ist keine direkte Entsprechung nachweisbar zwischen differentiellen (nach Geschlecht) Erwartungen, differentiellen Verstärkungsmustern der Eltern und dem Aufbau von Geschlechtsidentität des Kindes (vgl. Schenk, 1979, S. 84 ff.).

47) Vgl. zu den negativen Auswirkungen dieser Technik auf die Bildung der kindlichen Autonomie: Green (1974).

Das Ausmaß der "Femininität" bzw. "Maskulinität" des Kindes ist nach Sears et al. (1965) abhängig von den Restriktionen der kindlichen Sexualität und der Häufigkeit der Bestrafung der kindlichen Aggressivität: restriktives und bestrafendes Erziehungsverhalten führt zur "Feminisierung" beider Geschlechter.[48)]

Die spezielle These für die vorliegende Arbeit lautet für diesen Problembereich:

> Psychische Bestrafung und "Mystifizierung" charakterisieren im wesentlichen die Art der Autoritätsausübung in der Herkunftsfamilie der späteren Alkoholabhängigen.

Das Zusammenwirken verschiedener Faktoren: Struktur der Ehebeziehung, Persönlichkeitsstrukturen und Erziehungsverhalten der Eltern kann zu einer ausschließlichen Mutter-Identifikation des Mädchens führen, die allerdings die Fixierung auf ein frühkindliches Beziehungsmuster, nämlich eine Abhängigkeitsbeziehung symbolisiert.

Setzt das Mädchen seine frühkindliche Mutterabhängigkeit fort, wird es die gegengeschlechtliche Rolle nicht virtuell beherrschen lernen, was von wesentlicher Bedeutung für spätere heterosexuelle Beziehungen ist. Gleichzeitig wird der Erwerb identitätsfördernder Fähigkeiten und instrumenteller Orientierungs- und Handlungsmuster gehemmt. Eine pathologische Geschlechts(rollen)identität der Frau wird deutlich manifest erst beim Eingehen einer Partnerbeziehung und vor allem mit dem durch die Geburt eines eigenen Kindes notwendigen Rollenwechsel vom Kind zur Mutter.

48) "Femininität" wird von den Autoren negativ definiert als verbunden mit negativer Selbstbewertung, Angst, Unsicherheit und Störung des intellektuellen Leistungsverhaltens.

Die spezielle Hypothese bezüglich des Aufbaus der geschlechtsspezifischen Identität lautet:

> Die spätere Alkoholabhängige gewinnt keine autonome geschlechtsspezifische Identität. Dies äußert sich entweder in einer einseitigen Identifikation mit dem Rollenmodell der Mutter oder in einer Gegenidentifizierung (Ablehnung um jeden Preis ohne autonome Alternative). In beiden Formen manifestiert sich eine Abhängigkeit von der Mutter.

7. Das gesellschaftliche Konfliktpotential

An dieser Stelle soll nicht näher eingegangen werden auf die allgemeine gesellschaftliche Situation in der Bundesrepublik Deutschland mit ihren spezifischen Belastungen und Herausforderungen für den einzelnen. Bolte und Aschenbrenner (1967, S. 24 ff.) heben folgende Charakteristika hervor: "sozialer Wandel", "innere Dynamik der Sozialstrukturen", "weiträumige soziale Verflechtungen", "Pluralität und Differenziertheit", "spezifische Spannungen zwischen erhöhten Freizeitchancen und gleichzeitigen Steuerungstendenzen" sowie eine durch "Konsumstreben und Freizeitorientierung" gekennzeichnete Lebenseinstellung. Diese Faktoren stellen vor allem das Gefühl der Kontinuität und Sicherheit in Frage; vom einzelnen ist gefordert, daß er "jederzeit in der Lage ist, sich zu informieren, zwischen Alternativen abzuwägen und sich zu entscheiden" (Bolte und Aschenbrenner, 1967, S. 57). Dies scheint jedoch eine erhebliche Überforderung zu sein, die sich in "Orientierungs- und Kommunikationsschwierigkeiten" (s. Behrendt in Bolte und Aschenbrenner, 1967, S. 56) manifestiert. Die versachlichten Beziehungen im gesellschaftlichen Raum, die jeweils nur bestimmte Rollensegmente berühren, kaum jedoch den ganzen Menschen, produzieren Angst vor der Vereinsamung.

Die oben kurz angedeuteten Faktoren setzen voraus, daß die Menschen, um diesen Herausforderungen standzuhalten, die beschriebenen identitätsfördernden Fähigkeiten in einem Ausmaß besitzen müßten, das empirisch gesehen nicht als "die Norm" unterstellt werden kann. Neben der (- vermutlich nur von wenigen realisierten -) Chance, die Lebensverhältnisse im gesellschaftlichen Raum mit ihren eigenen Bedürfnissen zu vermitteln, d.h. eine aktive Umgestaltung der sie umgebenden sozialen Bedingungen zu erreichen, bleiben zahlreiche mehr oder minder "gelingende" oder auch selbstschädigende Kompensationsmechanismen.

Das Ausweichen in die Alkoholabhängigkeit, weil eine subjektiv befriedigende Lebensbewältigung nicht erreicht wurde ("Gamma-Alkoholismus"), steigt - so wurde bereits mehrfach betont - gerade unter jungen Frauen der "gehobenen" Schichten in einem alarmieren-

den Ausmaße und überproportional im Vergleich zu Männern. Hier soll nun die Frage untersucht werden, mit welchen spezifischen Problemen Frauen in unserer Gesellschaft konfrontiert sind. Die aus diesen Problemen resultierende Konfliktspannung hat einerseits Einfluß auf die Beziehungsstruktur in der Herkunftsfamilie der späteren Alkoholabhängigen (vgl. dazu die Thesen zur Situation der Familie, oben S.52ff); auf der anderen Seite werden die Problembereiche bezeichnet, mit denen Frauen in unserer Gesellschaft umgehen müssen.

7.1 Zur Bedeutung der Geschlechtsrollenstereotypen

Die Arbeitsteilung nach Geschlecht, die Männern primär die berufliche Arbeit, den Frauen die "private Reproduktionsarbeit" (Hausarbeit und Kindererziehung) zuweist, hat sich mit der Industrialisierung entwickelt (Ostner, 1978, Rosenbaum, 1978). Sie stellt in der Ausprägung, wie sie sich derzeit in den hochtechnisierten Gesellschaften findet, ein relativ junges Phänomen dar. Als eine Widerspiegelung und gleichzeitig eine Legitimierung dieser Arbeitsteilung nach Geschlecht sind die Geschlechtsrollenstereotypen zu sehen sowie die damit verbundene gesellschaftliche Bewertung von Mann und Frau (Hausen, 1976).[49)]

49) Mit der beginnenden Industrialisierung vollzog sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Auflösung des "ganzen Hauses" als Produktions- und Reproduktionseinheit (Rosenbaum, 1974). Es entwickelte sich eine neue Form geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung: die Frau arbeitete reproduktiv im Haus, während der Mann im "öffentlichen Bereich" beruflich ("produktiv") tätig war (Bock und Duden, 1977). Etwa parallel zu dieser Entwicklung setzten sich Auffassungen durch, die eine psychische Polarität der Geschlechter konstruierten (Tornieporth, 1977). Das Wesen des Mannes war demnach gekennzeichnet durch folgende psychische Eigenschaften: Autonomie, Energie, Aktivität, Rationalität etc. "Weiblichkeit" wurde definiert als Abhängigkeit, Hingabe, Passivität, Emotionalität etc. (Hausen, in Conze, S. 363, 366 ff.). Diese polaren, aber sich eben ergänzenden Eigenschaften von Mann und Frau entsprechen den Anforderungen der nunmehr auseinandergerissenen Bereiche von "Privatheit" (Familie, menschliche Beziehungen) und "Öffentlichkeit", wodurch Männer und Frauen sozusagen "von Natur aus" für den jeweiligen Bereich bestimmt waren. (Zur Entwicklung der psychologischen Geschlechter-Forschung vgl. Bilden, 1980)

Für das einzelne Individuum entsteht das Gebot, sich wie ein Angehöriger seines Geschlechts verhalten zu müssen, zumindest deutlich zu machen, daß es seine Geschlechtsrolle kennt und beherrscht. Wenn wir davon ausgehen, daß Männlichkeit und Weiblichkeit keine sich ausschließendem Gegensätze sind, sondern daß Männer und Frauen potentiell zum Sozialverhalten auch des anderen Geschlechts fähig sind[50], dann bedeutet es für den einzelnen in seiner Entwicklung eine zusätzliche Aufgabe, seiner Geschlechtsrolle zu entsprechen.

Die Geschlechtsrollenstereotype umreißen den Bereich dessen, was als wünschenswertes und typisches und was als abweichendes Verhalten bei dem jeweiligen Geschlecht anzusehen ist. Dabei sind jedoch die Regeln der Verhaltensinterpretation, nach denen Verhalten in konkreten Interaktionssituationen als angemessen oder abweichend eingestuft und sanktioniert wird, nur allgemein und auch uneindeutig: "Das Merkmal Geschlecht enthält also unspezifizierte Komprimierungen kultureller Bedeutungen ...". Wesentlich dabei ist die weitgehend "unbewußte normative Gewalt", die von den kulturellen Stereotypen von Weiblichkeit und Männlichkeit ausgeht (Neuendorff-Bub, 1979, S. 78/79).

Das positive (Auto)-Stereotyp der Frau umfaßt den Faktor "Wärme und emotionale Ausdruckskraft" als zentralen Bestandteil: d.h. bei der Frau steht eine positive soziale Orientierung, verbunden mit sozialer Abhängigkeit und einer Orientierung an körperlicher Attraktivität im Vordergrund.[51] Das positive (Auto)-Stereotyp des

50) Maccoby und Jacklin (1975) berichten in ihrer umfassenden Übersicht nur wenige gesicherte Geschlechtsdifferenzen. Lehr (1972, S. 911) stellt keine "angeborenen" psychischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern fest. Vgl. dazu den zusammenfassenden Überblick in Schenk, 1979, S. 61 f.

51) Siehe Schenk 1979, S. 110

Mannes ist dagegen zentriert um den Faktor "Kompetenz". Im einzelnen beinhaltet dies eine primär neutrale soziale Orientierung, verbunden mit sozialer Unabhängigkeit, zum anderen eine sekundäre, positive soziale Orientierung sowie eine instrumentelle Orientierung, die die zum Berufserfolg notwendigen sachlichen und psychischen Kompetenzen umfaßt (vgl. Literaturüberblick in: Neuendorff-Bub, 1979, S. 82).

Während die männliche (personale und soziale) Identität primär an die Berufsrolle geknüpft ist, bezieht sich die weibliche Identität deutlich auf die familialen Rollen der Ehefrau, Hausfrau und Mutter. Dies hat zur Konsequenz, daß der Mann Berufsrollen übernimmt, die inkompatibel sind mit seinen innerfamilialen Rollen, während eine eventuelle Berufstätigkeit der Frau ihren familialen Rollen untergeordnet bleibt: die weibliche "Normalbiografie" (Levy, 1977) ist charakterisiert durch Heirat, sodann durch Mutterschaft, die in der Mittelschicht in der Regel mit der Berufsaufgabe verknüpft ist.

Die unspezifische und von beiden Geschlechtern geteilte gesellschaftliche Höherbewertung der Eigenschaften, die das männliche Stereotyp ausmachen (vgl. Schenk, 1979, S. 116), schafft eine Reihe von Problemen für die Frau. Diese sollen im folgenden kurz umrissen werden.

7.2 Weibliches Geschlechtsrollenstereotyp und gesellschaftliche Bedingungen

Die negativen, problematischen Seiten der weiblichen Rolle in unserer Gesellschaft werden in diesem Abschnitt einseitig hervorgehoben, um die Konflikte zu verdeutlichen, die Frauen handhaben müssen.

7.2.1 Probleme der "Nur-Hausfrau-und-Mutter"

Das Schlagwort von der "Geringschätzung" der Hausarbeit ist allgemein bekannt: diese gesellschaftliche Niedrigbewertung geht einher mit relativ einförmigen, sich täglich wiederholenden Tätigkeiten, die Zeit und Tatkraft beanspruchen, aber nur wenig Möglich-

keiten der Selbstbestätigung bieten (vgl. Pross, 1975). Hausarbeit wird nicht als "Arbeit" im gesellschaftlichen Sinne gewertet (Ostner, 1978).

Die Mutterrolle nimmt an Bedeutung zu, doch weist auch diese Rolle trotz aller darin enthaltenen Möglichkeiten der Befriedigung und Bestätigung für die Mutter eine Reihe von problematischen Elementen auf. Zum einen ist die Mutterrolle eine zugeschriebene (keine erworbene) Rolle,[52] was zur Folge hat, daß schlechte Rollenleistungen negative Sanktionen nach sich ziehen, während gute Leistungen auf neutrale, ja selbstverständliche Akzeptierung stoßen; zudem sind die Bewertungsstandards unklarer als bei erworbenen Rollen (Sarbin und Allen, 1968, zit. in: Schenk, 1979, S. 164). Zum anderen wird die Mutterrolle gesellschaftlich als eine "totale" Rolle definiert, d.h. von der Mutter wird erwartet, daß sie ihre ganze Person - und Zeit -[53] ausschließlich der (Klein-) Kindererziehung widmet bzw. daß sie allen Bedürfnissen und Anforderungen auch der heranwachsenden Kinder entsprechen kann. Die Mutterrolle mit ihren Anforderungen bedingt eine mehr oder weniger große Isolation von der Außenwelt, wirtschaftliche Abhängigkeit und einen vom Ehemann "abgeleiteten" Status, was "Statusunsicherheit" bei der Frau hervorruft (König, 1967).

7.2.2 Probleme der berufstätigen Frau

Für Mädchen entsteht eine "Inkongruenz" zwischen ihrer formalen Sozialisation in einem weitgehend an den Grundsätzen der Gleichheit orientierten Schul- und Ausbildungssystem und dem, "was sie als ihre zukünftige determinierende Rolle anzusehen lernen - die Rolle als Ehefrau und Mutter" (Schenk, 1979, S. 161).

52) Die Mutter-Rolle kann zwar bewußt übernommen werden - besteht sie jedoch einmal, kann sie nicht wieder abgelegt werden; die Berufsrolle ist eine erworbene Rolle.

53) Vgl. dazu die kontroverse und letztendlich ergebnislose Diskussion zur Mütter-Erwerbstätigkeit (Zusammenfassung in: Lehr, 1974.

Darley (1976) betont die Inkompatibilität von Berufs- und Mutterrolle, die jedoch nicht dadurch entstehe, daß Frauen berufsspezifische Eigenschaften nicht ausbilden könnten. Die Problematik resultiert aus der Tatsache, daß berufs- bzw. familienspezifische Dispositionen als stabile Persönlichkeitsmerkmale angesehen werden.

Die berufstätige Frau ist mit der gesellschaftlichen Forderung konfrontiert, ihre "Weiblichkeit" durch Ehe und vor allem durch Mutterschaft unter Beweis zu stellen. Frauen, die beide Rollen übernehmen, die Rolle der Berufstätigen und der Ehefrau und Mutter, laufen Gefahr, körperlich und seelisch überlastet zu werden. Zum einen bauen das Berufsleben wie das Erziehungssystem darauf auf, daß ein Elternteil sich hauptberuflich dem Haushalt und der Kindererziehung widmet. Zum anderen entsteht eine psychische Überlastung dieser ("Doppelrollen"-) Frauen aus dem Gefühl, keiner der Rollen gleichzeitig voll gerecht werden zu können (vgl. dazu Prokop, 1976).

Frauen sind hinsichtlich ihrer schulischen und beruflichen Ausbildung wesentlich geringer qualifiziert, haben aber auch bei gleicher Qualifikation größere Schwierigkeiten in ihrem beruflichen Aufstieg als Männer.[54] Gleichzeitig sind sie aber - ebenso wie die Männer - mit den in unserer Gesellschaft zentralen Werten konfrontiert: Einkommen und Karriere. Da Frauen in der Regel wesentlich weniger Mittel zur Verfügung haben als Männer, diese zentralen gesellschaftlichen Ziele zu erreichen, befinden sie sich in einer anomischen Situation im Sinne Mertons (1968, S. 185). Unter den vier Arten der Reaktion auf eine Situation des Ziel-Mittel-Widerspruchs, die Merton nennt, wählen Frauen typischerweise die Anpassungsformen Ritualismus und Rückzug: sie klammern sich strikt an legitime Mittel unter Hintansetzen der Ziele oder verwerfen Ziele und Mittel und fliehen in die psychische Abweichung, in Krankheit und Sucht.[55] "Rebellion" sowie "Innovation", (im Sinne von Kriminalität) sind für Frauen untypisch; dies zeigt u.a. die sogenannte "kriminelle Unterbilanz" der Frauen (Rausch, 1979, S. 123).

7.2.3 Die Rollenverunsicherung der Frau als "Identitätskrise"

Die soziale Stellung von Männern und Frauen bezüglich ihres Selbstbildes, ihrer Lebensplanung und der Beziehungen zwischen den Geschlechtern ist durch "Konstanz und Wandel zugleich" gekennzeichnet (Beck-Gernsheim, 1979, S. 168). Auf der einen Seite besitzen die oben beschriebenen Geschlechtsrollenstereotypen Geltung: in der Regel findet sich die typische geschlechtsspezifische Aufgabenteilung in der Familie - selbst bei berufstätigen Frauen, die wiederum allgemein im Vergleich zu Männern unterprivilegiert sind, was Ausbildung und Karrierechancen angeht. Gleichzeitig aber offenbart sich in den Geschlechtsrollen ein tiefgreifender Kulturwandel. Verschiedene kulturelle Traditionen mit unterschiedlicher Durchsetzungskraft bestehen nebeneinander (Helle, 1980).

Vor allem Frauen weichen zunehmend stärker von der gesellschaftlich definierten, traditionellen Geschlechtsrolle ab: sie entziehen sich z. T. der Mutterschaft, die Geburtenrate sinkt; dagegen nimmt die Zahl der Scheidungsanträge, die überwiegend von Frauen gestellt werden, laufend zu. Die Einstellung vor allem junger Frauen zu Berufsausbildung und Berufstätigkeit hat sich gewandelt: Berufstätigkeit wird häufig als "Langzeit-Perspektive" in den Lebenslauf eingeplant.[56]

Dieser Wandel vollzieht sich nicht nur auf der Ebene des individuellen Verhaltens sondern auch auf gesellschaftspolitischer Ebene: Das neue Ehe- und Familienrecht (von 1977) überläßt die innerfamiliale Aufgabenverteilung nunmehr völlig der Entscheidung der Ehepartner.

54) Genaue Angaben finden sich in: Hegelheimer, 1977.

55) Vgl. Psychologinnengruppe München, 1978.

56) Siehe: Weltz u. a. 1978, Hofbauer, 1978, zit. in: Beck-Gernsheim, 1979, S. 199.

In Gesellschaften wie die Bundesrepublik Deutschland, die im Begriff stehen, sich der veränderten wirtschaftlichen und juristischen Position der Frau anzupassen, entsteht eine Diskrepanz zwischen Institutionen (Gleichstellung der Frau etc.) und kulturellem Leben (z.B. traditionelle geschlechtsspezifische Aufgabenteilung). Mit diesen Änderungsprozessen müssen sich zwar die Individuen beider Geschlechter auseinandersetzen - jedoch ist der These von Richter zuzustimmen, wonach vor allem die Frau die psychischen "Kosten" dieses Geschlechtsrollenwandels zu tragen hat:[57] "Ihr Dilemma besteht zur Zeit darin, daß der Mann aus äußeren und inneren Gründen nicht mehr zu der hergebrachten Beschützerrolle und in der Regel noch nicht zu einer ebenbürtigen Teilhaberrolle in Haushalt und Kindererziehung taugt." (Richter, 1973, S. 301) Die Frau besitzt nicht mehr ihre alte, aber auch noch keine klar umrissene, neue Rollenidentität, sie befindet sich - auf gesellschaftlicher Ebene - in einer "Identitätskrise" (ebenda, S. 299).

Aufgrund der zwischen Mann und Frau üblichen Arbeitsteilung kann unterschieden werden zwischen einer männlichen und einer weiblichen "Normalbiografie" (Levy, 1977). Die Normalbiografie der Frau ist im Gegensatz zu derjenigen des Mannes durch häufigere "biografisch unausweichliche Konfigurationsveränderungen"[58] gekennzeichnet: Eintritt ins Berufsleben, Heirat (ohne wirkliche Alternative und mit rigide festgelegtem Heiratsalter), Geburt(en) (verbunden mit der Aufgabe des Berufs), Nachkindphase (die der Pensionierung des Mannes als Einschnitt vergleichbar ist), u. U. erneute Berufstätigkeit (mit der erforderlichen Neuorientierung), Witwenschaft (aufgrund der höheren Lebenserwartung erleidet die

57) Gesellschaftliche Veränderungen in Richtung einer Angleichung der Geschlechterrollen finden z.B.: Schenk, 1979, S. 198 ff., Tornie porth, 1977, S. 420.

58) Unter "Konfigurationsveränderungen" versteht Levy, 1977, S. 35, dem Alter zugeschriebene Auf- oder Abgabe von Partizipation an gesellschaftlichen Statusbereichen und somit auch von Positionen und Rollen.

Frau häufiger als der Mann den Verlust des Partners[59]. Dabei markieren diese häufigen Phasenübergänge die "Krisen" im Leben der Frau, zu deren Bewältigung Ich-Identität in besonderem Maße erforderlich ist.

Versuche junger Frauen, vom traditionellen weiblichen Rollenbild abzuweichen, wecken Angst, ihre Grundidentität als Frau zu verlieren (vgl. Moeller-Gambaroff, 1977). Die Frau befindet sich derzeit in einer Phase des Übergangs vom traditionellen zum neu zu definierenden Rollenbild, wobei ihr die gesellschaftliche Bedingtheit ihrer zwiespältigen Lage selten bewußt ist; statt dessen neigt sie in der Regel zu dem Gefühl eines persönlichen Versagens, wenn sie es nicht schafft, eine individuelle, befriedigende Rollendefinition zu finden und zu verwirklichen oder allen potentiellen Anforderungen an die weibliche Geschlechtsrolle zu genügen.

Der Konflikt des Geschlechtsrollenwandels spielt sich in den verschiedenen Altersgruppen und Sozialschichten unterschiedlich ab. Traditionell machen sich Änderungsprozesse, wie die oben geschilderten, am ehesten und schärfsten bemerkbar in den jüngeren Altersklassen und in mittleren und gehobenen Schichten: um eben diese gesellschaftliche Gruppe geht es in der vorliegenden Arbeit.

Der obige Abschnitt verdeutlicht folgende zentrale Hypothesen im Hinblick auf die Entstehungsbedingungen der Alkoholabhängigkeit (des Gamma-Typs nach Jellinek) bei Frauen:

1. Die gegenwärtigen Änderungsprozesse des weiblichen Rollenbildes lassen sich als Identitätskrise der Frau auf gesellschaftlicher Ebene verstehen.
2. In dieser neuartigen Situation benötigen Frauen zu einer befriedigenden Lebensbewältigung ein Maß an Autonomie, d.h. an identitätsfördernden Fähigkeiten, die der vergleichbare Mann nicht braucht aufgrund der (noch) relativ klar umrissenen männlichen Geschlechtsrolle, die im Einklang mit den zentralen gesellschaftlichen Werten steht, nämlich Einkommen und Karriere.

59) Vgl. Levy, 1977, S. 55 ff.

3. Frauen in unserer Gesellschaft befinden sich in einer Situation des Ziel-Mittel-Widerspruchs. Die Gefahr ist groß, daß sie mit Flucht in körperliche und seelische Krankheiten und/oder Sucht reagieren.

4. In diesem Zusammenhang ist von wesentlicher Bedeutung die psychopharmakologische Wirkung des Alkohols und die Einstellung zum Alkoholkonsum bei Frauen in der Bundesrepublik Deutschland. Beide Faktoren ermöglichen eine 'Selbstmedikation' mittels Alkohol, ja legen eine derartige Verwendung der Droge sogar nahe. Als weitere wesentliche Bedingungsgröße für einen Prozeß hin zur Abhängigkeit kommt die spezielle Sozialisation bezüglich Alkohol hinzu.

Viertes Kapitel
EIN VERLAUFSMODELL ZUR ENTSTEHUNG DER ALKOHOLABHÄNGIGKEIT BEI FRAUEN

Die hier vorgestellte Fallstudie ist im Einklang mit den im vorigen Kapitel ausgeführten theoretischen Konzepten vorbereitet worden; diese Konzepte werden jedoch nicht mit jedem Detail in der Falldarstellung wiederholt. Der im dritten Kapitel erarbeitete Bezugsrahmen soll dazu dienen, den Bereich der erfaßten Phänomene und die Begriffe, in denen diese abgehandelt werden, deutlich zu machen.

1. Überblick

Eine umfassende Theorie der Genese der Alkoholabhängigkeit gibt es bislang nicht; dies gilt vor allem für das spezielle Thema dieser Arbeit, der Analyse der Entstehung von Alkoholabhängigkeit bei Frauen.
Im folgenden wird ein Verlaufsmodell[60] vorgestellt, in das bestimmte Hypothesen eingegangen sind, die anhand einer Fallstudie verdeutlicht werden. Die einzelnen Phasen des Modells können nur als analytische Grobeinteilung dienen - sie sind nicht als scharf voneinander getrennt zu verstehen und stellen keinesfalls eine deterministische Abfolge dar. Die Kernfrage lautet: Wie sieht der Aufbau von Identitätsfähigkeit sowie der Umgang mit rollenspezifischen Konflikten während des Lebenslaufs bei den Frauen aus, die über Alkoholkonsum und übermäßigem Trinken schließlich in die Alkoholabhängigkeit geraten?

Dieses Modell zur Entstehung der Alkoholabhängigkeit ist anwendbar auf junge Frauen (aus "gehobeneren" Schichten" in der Bundesrepublik, soweit es sich um 'Konflikttrinkerinnen' (Gamma-Typ nach Jellinek) im eingangs definierten Sinn handelt. Für ältere Frauen sowie für Frauen aus der Unterschicht sind u. U. andere Entstehungsgründe sowie ein unterschiedlicher Verlauf bis hin zur Abhängigkeit charakeristisch.

60) Vgl. Stimmer, 1978, S. 67 ff., der ein Drei-Phasen-Stufenmodell für männliche Jugendliche in der Bundesrepublik Deutschland konstruiert.

Die einzelnen Phasen stellen keine in sich abgeschlossenen Vorgänge dar, sie bauen jedoch zeitlich aufeinander auf, so daß eine Lebenslaufanalyse entsteht. Vor allem die Phase II ist gekennzeichnet durch die Möglichkeit verschiedener Entwicklungsrichtungen. Treffen eine Reihe bestimmter Faktoren zusammen, führt die Entwicklung in die Phase III, an deren Endpunkt die eigentliche 'Patientenkarriere' steht.

Das Modell soll klären, welche spezifischen Prozesse die später alkoholabhängige Frau veranlaßt haben, die während des Lebenslaufs auftretenden Probleme und Spannungen mittels Alkoholkonsum (scheinbar!) zu lösen.

Bei der Konstruktion des Modells hat nicht die Droge Alkohol bzw. der Konsum von Alkohol den Parameter angegeben für die Unterscheidung der Phasen sondern die spezifischen Konflikte sowie die Art der Lösungen - und in diesem Kontext die Entstehung der Trinkmotivation.

Wegen der besseren Übersichtlichkeit sollen die im dritten und vierten Kapitel erarbeiteten Hypothesen in Form eines Katalogs vorangestellt werden. Der für die Untersuchungsgruppe als typisch erachtete Fall "Doris I." wird mit charakteristischen Zitaten ausführlich in allen drei Phasen dargestellt. Es handelt sich bei dieser Fallstudie um die Wiedergabe der Beschreibung und Beurteilung sozialer Prozesse durch die Befragte selbst.

2. Hypothesenkatalog

Die Hypothesen beziehen sich auf junge Frauen (um die dreißig Jahre) aus "gehobeneren" Schichten, die eine Alkoholabhängigkeit des Gamma-Typs (Konflikttrinkerin) nach Jellinek aufweisen.

Zentrale Hypothese I: (Identitätsbildung)

BEI DER ALKOHOLABHÄNGIGEN FRAU BESTEHT VOR BEGINN DER ABHÄNGIGKEIT EINE STÖRUNG IHRER GESCHLECHTSSPEZIFISCHEN IDENTITÄT. (s.o.S. 79)

Die geschlechtsspezifische Identität umfaßt die soziale Identität (Geschlechtsrolle der Frau), die personale Identität (der typisch weibliche Lebenslauf) und die sexuelle oder Körperidentität. In allen drei Dimensionen der Identität befinden sich die sozialen Erwartungen, d.h. die Normen und Werte im Wandel. Die für die Erreichung von Ich-Identität notwendige Balance-Leistung zwischen den verschiedenen Dimensionen der Identität und den eigenen Bedürfnissen gelingt der späteren Alkoholabhängigen nur unzureichend.

1. Die Biografien der Eltern und die Gefährdungen der Familie in der Bundesrepublik Deutschland tragen als komplexes Bedingungsgeflecht zu der Entstehung einer Pseudogemeinschaft in der Herkunftsfamilie der späteren Alkoholabhängigen bei; vor allem der Mechanismus der Mystifizierung findet in der Herkunftsfamilie in großem Umfang Verwendung.

2. Diese pseudogemeinschaftlichen Beziehungen in der Herkunftsfamilie bewirken, daß die familialen Strukturprobleme in einer Art gelöst werden, die die Bildung identitätsfördernder Fähigkeiten bei der späteren Alkoholabhängigen nur unzureichend gewährleistet.

3. Für die Entwicklung der späteren Alkoholabhängigen in der Latenzperiode, die durch einen altersangemessenen, schrittweisen Ablösungsprozeß vom nahezu totalen Einflußbereich des Elternhauses gekennzeichnet sein sollte, wird unterstellt:
- daß die bisher erworbenen Grundqualifikationen des Rollenhandelns sich als unzureichend erweisen,

- daß die wesentlichen entwicklungsfördernden Wirkungen der Gleichaltrigengruppe zum größten Teil entfallen,
- daß sich statt dessen das bereits vorhandene Gefühl von Minderwertigkeit verstärkt, daß dies die Beziehungen zu Gleichaltrigen belastet und zu einer Außenseiter-Rolle führt.

4. Bezüglich der Entwicklung der späteren Alkoholabhängigen in der Adoleszenz bis ins frühe Erwachsenenalter werden folgende spezielle Hypothesen aufgestellt:

- Die Integration aller Identifikationen aus den durchlebten Krisen der Kindheit in die neue Qualität der Ich-Identität - und damit der notwendige Erwerb einer neuen Qualität der identitätsfördernden Fähigkeiten - scheitert.
- Die bereits bestehende Interaktionsstörung wird vertieft und manifestiert sich in unbefriedigenden Beziehungen zur Gruppe der Gleichaltrigen, speziell zu heterosexuellen Partnern, in einer unbefriedigenden Lösung des Problems der Vorbereitung auf die Berufsrolle und vor allem in der mißlingenden inneren Ablösung vom familialen Beziehungssystem und dabei wiederum insbesondere von der Mutter.
- Die scheiternde geschlechtsspezifische Identitätsbildung zeigt sich in einer unkritischen Übernahme bzw. Ablehnung des mütterlichen Rollenvorbildes - oder in einem Pendeln zwischen diesen beiden Schein-Lösungen der Adoleszenzkrise. Dabei verhindert die gestörte geschlechtsspezifische Identität die Integration der körperlichen Reife in ein neues Selbstbild sowie die angstfreie Besetzung der eigenen Sexualität. Diese Störung und die sie begleitenden Spannungsgefühle zeigen sich in aller Deutlichkeit erst später bei dem Versuch, heterosexuelle Liebesverhältnisse einzugehen - im hier vorgelegten Verlaufsmodell in der Phase III.
- Die aus einer pseudogemeinschaftlichen Familie stammende Jugendliche wird keine autonome und flexible Einstellung zum Alkoholkonsum entwickeln. Die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß sie eine Prägung bezüglich des Alkohols erhält, die es ihr nahelegt, Probleme durch eine Selbstmedikation mit Alkohol zu lösen.

Zentrale Hypothese II: (Gesellschaftliches Konfliktpotential)

DIE FRAU IN UNSERER GESELLSCHAFT IST WIDERSPRÜCHLICHEN ERWARTUNGEN AUSGESETZT, DENEN SIE GLEICHZEITIG NICHT VOLL ENTSPRECHEN KANN. VERSCHÄRFT WIRD DIESES SPEZIFISCHE GESELLSCHAFTLICHE KONFLIKTPOTENTIAL DURCH DIE PROZESSE DES GESCHLECHTSROLLENWANDELS.

1. Die gegenwärtigen Änderungsprozesse des weiblichen Rollenbildes lassen sich als Identitätskrise der Frau auf gesellschaftlicher Ebene verstehen.

2. In dieser neuartigen Situation benötigen Frauen zu einer befriedigenden Lebensbewältigung ein Maß an Autonomie, d.h. an identitätsfördernden Fähigkeiten, die der vergleichbare Mann nicht braucht aufgrund der (noch) relativ klar umrissenen männlichen Geschlechtsrolle, die im Einklang mit den zentralen gesellschaftlichen Werten steht, nämlich Einkommen und Karriere.

3. Frauen in unserer Gesellschaft befinden sich in einer Situation des Ziel-Mittel-Widerspruchs. Die Gefahr ist groß, daß sie mit Flucht in körperliche und seelische Krankheiten und/oder Sucht reagieren.

4. Die Verwendung der Droge Alkohol als passiver und individueller "Konfliktlöser" wird durch die konvivial-utilitaristische Einstellung zum Alkoholkonsum zunehmend auch Frauen geradezu nahegelegt.

Zentrale Hypothese III: (Droge Alkohol)

DIE VON DEN GESELLSCHAFTLICHEN TRINKNORMEN OFFEN 'ABWEICHENDE' FRAU GERÄT IN EINEN TEUFELSKREIS VON STIGMA, NEGATIVER SELBSTDEFINITION UND KÖRPERLICHEN REAKTIONEN AUF DIE DROGE ALKOHOL.

1. Die soziokulturelle Bedeutung und die psychopharmakologische Wirkung der Droge Alkohol legen die Verwendung des Alkohols als Mittel der Spannungslösung geradezu nahe; beide Faktoren erlauben es, einen lange Zeit unsichtbar bleibenden Alkoholmißbrauch ohne negative Sanktionen zu betreiben.

2. Die nach außen sichtbar von den gesellschaftlichen Trinknormen 'abweichende' Frau wird als "Alkoholikerin" stigmatisiert; dieses Stigma trifft die Frau in unserer Gesellschaft besonders hart.

3. Das Stigma "Alkoholikerin" geht Hand in Hand mit einer negativen Selbstdefinition der betroffenen Frau: sie zieht sich zunehmend aus ihren sozialen Rollen zurück. Beide Faktoren werden in ihrem Einfluß auf die Entstehung einer Abhängigkeit verstärkt durch die körperlichen Reaktionen auf die Droge Alkohol.

3. Phase I des Modells: Die mangelhafte Ausbildung von identitätsfördernden Fähigkeiten in der familialenInteraktion.

Es wird davon ausgegangen, daß die Ehebeziehung der Eltern der späteren Alkoholabhängigen als Pseudogemeinschaft zu bezeichnen ist.[61] Die Entfaltung der notwendigen identitätsfördernden Fähigkeiten ist gebunden an den Prozeß des Erwerbs der Generations- und Geschlechtsrolle. Dieser Prozeß ist wiederum abhängig von der Struktur der elterlichen Ehebeziehung, die ihrerseits das Eltern-Kinder-System mitbestimmt. Eine pseudogemeinschaftliche Ehebeziehung gestattet dem Kind nicht die notwendige Identifikation mit beiden Eltern und damit ebenfalls nicht die virtuelle Übernahme beider geschlechtsspezifischer Verhaltensmodelle als Voraussetzung für den Erwerb der Grundqualifikationen des Rollenhandelns und einer gesicherten geschlechtsspezifischen Identität

Es wird nicht unterstellt, daß pseudogemeinschaftliche Familienbeziehungen zur Alkoholabhängigkeit führen müssen; sie können auch zu anderen 'Erkrankungen' führen (in ihrer extremsten Ausprägung zur Schizophrenie laut Bateson et al., 1975), oder - im günstigsten Falle - durch intervenierende Prozesse aufgefangen werden.

Im folgenden soll - speziell an einem typischen Fall - nachgezeichnet werden, welche Beeinträchtigungen derartig gestörte Familienbeziehungen für die psychosoziale Entwicklung des Kindes beinhalten. Zur besseren Übersichtlichkeit der Darstellung des Fallbeispiels "Doris I." in den drei Phasen des Modells wird der Lebenslauf in knapper Form vorangestellt.

61) Die Drei-Generationen-These von L. Hill (1955), wonach drei oder mehr Generationen erforderlich sind, damit es zum Ausbruch einer psychischen Erkrankung (in dem Falle: Schizophrenie) kommt, wird hier nicht berücksichtigt. In diesem Sinne ist die gestörte Elternbeziehung als der Beginn des Prozesses hin zur 'Erkrankung' willkürlich festgesetzt.

Lebenslauf von Doris I.

Alter	Jahr	
	1944	Geburt (Vater fällt im selben Jahr)
4	1948	Wiederheirat der Mutter
5	1949	Geburt des Halbbruders; Einzug in ein Einfamilienhaus; Erziehung beider Kinder durch die Mutter des Stiefvaters.
	1950	Einschulung in L. (DDR)
	1953	Flucht nach W-B. (Lageraufenthalt)
Ende 9	1953	Einzug in eine Sozialwohnung in M. (räumliche Beengung); Doris führt z. T. den Haushalt, betreut den Halbbruder; die Eltern bauen ein eigenes Geschäft auf.
11	1955	Übertritt ins Gymnasium von M. (Anpassungs- und Lernschwierigkeiten)
13	1957	erster selbständiger (heimlicher) Alkoholgenuß
15	1959	Beginn einer kaufmännischen Lehre
16	1960	erster Kuß: mehrere Monate Angst, schwanger zu sein
	1962	erfolgreicher Abschluß der Lehre
	1963	ein Haushaltsjahr im Ausland
Ende 19	1963	Rückkehr ins Elternhaus; Eintritt ins elterliche Geschäft, Kennenlernen des späteren Ehemannes. Beginn des starken Alkohol-Konsums (4 l Wein bzw. Bier periodisch an einem Abend)
20	1964	Schwangerschaft und überstürzte Heirat
Ende	1964	Geburt eines Sohnes; Wiederaufnahme der Arbeit im elterlichen Geschäft. Führung des Haushalts, Betreuung des Kindes und volle Berufstätigkeit im elterlichen Geschäft (Einsamkeits- und Versagensgefühle) Starker Alkoholkonsum ohne Rauschzustände
26	seit 1970	zunehmender Alkoholmißbrauch
28	1972	Selbsteinsicht in die bestehende Alkoholabhängigkeit sowie Aufnahme und wiederholter Abbruch der einschlägigen ärztlichen Behandlung.
	1975/76	Aufgabe der Berufstätigkeit im elterlichen Geschäft. Intensive und erfolgreiche Suche nach Hilfe wegen der bestehenden Alkoholabhängigkeit.

33 seit Ende 1977 "trocken", räumliche Trennung vom Ehemann, Fortsetzung der erfolgreichen Gruppentherapie

Sommer 1979 und Winter 1980 Zeitpunkte der Interviews

3.1 Die Mutter

Die Mutter ist eine willensstarke, äußerst disziplinierte Frau, deren Schönheit und untadelige Kleidung die Bewunderung ihrer Umwelt seit jeher weckten. Wie ihr Vater (Vertreter in L., DDR) tritt sie eher unterwürfig auf, eine Art, die zusammen mit ihrer blonden, zarten Erscheinung ihre starke Durchsetzungsfähigkeit verdeckt.

> "Sie ist auch eher der unterwerfende Typ, obwohl sie es überhaupt nicht ist... Meinem (Stief-) Vater ist sie in vieler Hinsicht überlegen, aber das würde sie nie zugeben. Da finde ich, ist ein Widerspruch; sie würde nicht sagen, die Frau muß die Sklavin ihres Mannes sein, aber das spielt sie irgendwie. Sie unterwirft sich auf der einen Seite total und versucht aber durch ihre hinterschwelligen, unterschwelligen Manöver, ihren Mann dahin zu kriegen, wo sie ihn haben muß.
>
> Also, schon eine eigene Meinung haben, die anders ist als die des Mannes, macht ihr ein schlechtes Gewissen. Die Meinung wird aber trotzdem irgendwie an den Mann gebracht; das ist das höllisch Schwierige, wo ich keine gerade Linie verfolgen kann; sie weiß, sie hat recht, aber es wird nichts offen ausgesprochen, sie geht nichts direkt an, das wird alles so mit Winkelzügen gemacht: streiten darf man ja nicht."

Ihre eigene Mutter (die Großmutter von Doris), deren einziges Kind sie blieb, war ein "eher schlampiger, lässiger Typ".

> "Meine Mutter wollte was erreichen und da war die Art, wie es meine Großmutter angegangen ist, einfach nicht richtig. Sie wollte nicht so werden wie ihre Mutter, schrieb ihr aus Pflichtgefühl, nicht aus Bedürfnis und besuchte sie nie."

Das oberste Ziel der Mutter scheint der soziale Aufstieg gewesen zu sein, dem sie alles andere unterordnete.

Nach kurzer Ehe bringt sie mit 24 Jahren (1944) Doris zur Welt und verliert noch im selben Jahr den Ehemann im Krieg. Als kaufmännische Angestellte verdient sie den Lebensunterhalt für sich und

ihre Tochter bis zu ihrer Wiederverheiratung (1948). Ein Jahr darauf bringt sie einen Sohn aus dieser zweiten Ehe zur Welt.

Sie ist eine kühle, überkorrekte Frau, die an sich selbst und andere sehr große Anforderungen stellt und der es schwer fällt, Gefühle zu zeigen. Den äußeren Schein und das ideale Bild von sich selbst stellt sie über die eigenen Bedürfnisse, die es eigentlich gar nicht geben darf.

> "Sie hat so ein Idealbild von der Frau: Immer lächeln, auf jeden Fall, charmant sein, weich, einfach ein Fernsehbildchen. Die Frau ist nicht angepaßt an den Mann - die Frau hat die gleichen Wünsche wie der Mann. Ein ideales Paar hat die gleichen Wünsche und Vorstellungen - überall, ob es um gelb oder grün geht oder um den Lebensweg.
>
> Das Ideal meiner Mutter ist nicht nur hoch, ich halte es für fast unmenschlich. Sie ist überperfekt in sehr vielen Dingen und erreicht auch nach außen hin sehr viel. Sie war immer gepflegt, immer erstklassig gekleidet, selbst während der Fluent hat sie noch nachts ihre Kleider gewendet und sah also immer aus wie die Königin. Also, ich wünschte, ich hätte nur die Hälfte davon als Selbstdisziplin. Sie würde nie zugunsten von einer Vergnügung eine Arbeit beiseite gelegt haben; das hat sie nie gesagt, aber ich hab's gesehen. Entspannung war schon verboten fast, alles fürs Geschäft, alles für die Familie! Ihr Äußeres war auch nur so gepflegt, um die Familie nicht zu blamieren."

Schon früh (im Alter von 4 oder 5 Jahren) vermittelte sie der Tochter Doris das Gefühl, daß alles, was mit Körperlichkeit und Sexualität zusammenhängt, ihr unangenehm ist, ja Angst verursacht.

> "Für mich war meine Mutter immer wie die Jungfrau Maria, also die mit dieser Sache, nämlich Sex, ganz bestimmt nichts zu tun hat."

Die Mutter von Doris empfand intensive Schuldgefühle, da sie ihrem Idealbild einer Mutter nicht genügen konnte. Der gemeinsame Geschäftsaufbau mit dem zweiten Ehemann befriedigte und bestätigte sie offensichtlich in ihrem Selbstwertgefühl. Jedoch befand sie sich ihrem Mann gegenüber in einer dauernden verdeckten Angriffshaltung durch Hinweise auf ihre Liebe zum ersten Ehemann. Von ihrem Mann erhielt sie kaum Anerkennung, von ihren beiden Kindern wurde ihr "eine Art Pflichtliebe" entgegengebracht. Nach Jahrzehnten noch hält sie an dem Traum vom Glück fest, das die erste Ehe ihr hätte bringen können:

"Ich glaube, meine Mutter trauert immer noch meinem richtigen Vater nach, das Gefühl habe ich ganz stark - noch am letzten Wochenende. Irgendwie schwebt ihr vor, mit ihrem ersten Mann hätte sie vielleicht ein ganz anderes, ideales Familienglück aufbauen können - so daß sie das sogar an die erste Stelle setzen würde - vor den geschäftlichen Erfolg -, aber immer mit diesem 'Wenn' und 'Aber'. Mein Stiefvater spielte die zweite Geige, ich hatte schon als Kind das Gefühl; es kamen ja auch immer Äußerungen, wie toll mein Vater war, also mein richtiger Vater; nur kam dann immer gleich: wir müssen ja dankbar sein, daß mein Mann uns zwei genommen hat!"

Die Mutter hat keine gesicherte Identität als Frau erreicht. Ihr Idealbild von einer Frau, ihr tatsächliches Verhalten und ihre eigenen Bedürfnisse sind nicht miteinander vermittelt (siehe oben S.47 , die Definition von Identität). Ihren Bedürfnissen entsprechend widmet sie sich vor allem der Berufstätigkeit - die ihr daraus erwachsende Befriedigung wird stark dadurch beeinträchtigt, daß sie ihrem Idealbild einer Mutter nicht genügt.

"Sie hat so ein bestimmtes Bild von sich als Mutter, daß sie sich aufopfert und alles für die Kinder tut. Und das stimmt eben nicht. Sie hat sich zum Beispiel niemals Zeit für die Kinder genommen, irgendwoanders abgezwickt und Spielchen gemacht, sondern sie hat ihr Leben gelebt, ihr Beruf war ihr wichtig, das heißt mit ihrem Mann ein Geschäft aufbauen und die Kinder liefen irgendwie mit, das hat ihr aber ein schlechtes Gewissen gemacht.

Immer diese ständigen Entschuldigungen, wir tun das ja alles für euch, das Geschäft aufbauen usw. Durch diese ständigen Entschuldigungen, irgendwie täglich, dadurch hat man gemerkt, das könnte ja ganz anders sein. Aber sie hatte gar keine Lust, sich mit uns zu beschäftigen."

Es gelingt der Mutter nicht, die unterschiedlichen Ansprüche, die aus ihren Rollen als Berufstätige und Mutter resultieren, bewußt wahrzunehmen und nach einer angemessenen Kompromißlösung zu suchen; ebensowenig kann sie Unterschiede zwischen den eigenen Bedürfnissen und Erwartungen und denen der anderen akzeptieren. Die versäumte Lösung des Konflikts zeigt sich in dauernden Schuldgefühlen.

In ihrer Rolle als Ehefrau finden sich ebenso Widersprüche zwischen Idealbild, Verhalten und eigenen Bedürfnissen. Sie versucht, ihrem Idealbild der völligen Übereinstimmung zwischen Mann und Frau dadurch zu entsprechen, daß sie sich ihrem Mann total unterordnet; gleichzeitig lehnt sie sich verdeckt gegen diese Unterordnung auf.

Sie gibt vor, eine Frauenrolle zu verkörpern, die in direktem Widerspruch steht zu ihrer aktiven und erfolgreichen Mithilfe beim sozialen Aufstieg nach dem Kriege. Die versäumte Auflösung dieser Diskrepanz zeigt sich in täglichen subtilen Manövern, durch die sie den Ehemann ihre innere Ablehnung spüren läßt. Die Mutter von Doris verfügt kaum über die Fähigkeit zu Ambiguitätstoleranz und zu Rollendistanz. Dieser Mangel hat erhebliche Folgen für die Ehebeziehung und die Eltern-Kinder-Beziehung.

3.2 Der Vater

Über die Vergangenheit des Stiefvaters bis zu seiner Verheiratung mit der Mutter sowie über seine Familie ist Doris so gut wie nichts bekannt.
Wesentlich ist, daß die Mutter "seine erste große Liebe" war und er mit seiner späteren Frau befreundet war, bevor der erste Ehemann auftauchte. Diesen Mann beneidete er um sein gutes Aussehen, seinen dunkelhaarigen, "männlichen" Typ, der er selbst gerne gewesen wäre. Er litt zu Beginn der Ehe unter Minderwertigkeitsgefühlen wegen seines jungenhaften Aussehens: jahrelang wirkte er "wie der kleine Bruder" seiner sehr gut aussehenden, zwei Jahre älteren Frau.

> "Er behauptete immer, er bekommt doch, was er will. Also seine erste große Liebe, auch wenn die geheiratet hat, er kriegt sie doch irgendwie. Er erwartet immer noch - bis heute - daß meine Mutter sagt: mein erster Mann war nicht die große Liebe, in Wirklichkeit bist du das."

Der Stiefvater hat ein autoritäres, gebieterisches Auftreten; die selbstgesteckten Ziele, an erster Stelle den sozialen Aufstieg, verfolgt er zäh, aber "mit Holzhammermethoden". Seine größte persönliche und berufliche Stütze ist seine Frau. 1952 erlitt er in L. (DDR) "eine Art Nervenzusammenbruch", das bereits erarbeitete Einfamilienhaus, Einzelhandelsgeschäft und Auto werden der Familie vom Staat genommen, der Entschluß zur Flucht nach W-B. wird gefaßt. Jedesmal, wenn die Mutter einen Flugtermin in die Bundesrepublik organisiert hat, bricht der Vater wieder zusammen, er wird monatelang immer wieder flugunfähig.

Innerlich weich und selbstunsicher, versucht er sich gegen seine verdeckt dominierende, starke Frau durch Zynismus durchzusetzen. Er hat große Schwierigkeiten, Gefühle zu zeigen, vor allem sich zärtlich seiner Frau zuzuwenden, die ihn ihrerseits auf der erotischen (und vermutlich auch sexuellen) Ebene "verhungern" ließ, ohne ihn jedoch jemals offen abzulehnen. Seit Beginn der Ehe und noch Jahrzehnte danach bohrt er regelmäßig in seiner alten Wunde, dem Gefühl, der erste Ehemann seiner Frau sei ihm überlegen gewesen.

> "Mein Stiefvater weiß, daß sie meinen Vater geliebt hat und er ist eifersüchtig auf das, was darum läuft und was da mal gelaufen ist. Daß sie meinen Vater geliebt hat, das verteidigt sie selbst vor meinem Stiefvater. Das ist das einzige, wo sie nie um des lieben Frieden willen klein beigegeben hat. Aber mein Stiefvater, der forderte das immer wieder heraus: na ja, der R. war ja besser als ich. Und das immer bei Gelegenheiten, wo es um was ganz anderes ging, aber er bohrte immer wieder und da hat meine Mutter meistens den Mund gehalten. Aber wenn er dann zu stark gebohrt hat - also man hat gemerkt, jetzt will er das Thema mal wieder auf den Tisch bringen -, dann hat sie ihre erste Liebe verteidigt. Aber sie hat ihm nie vorgeworfen, daß er die zweite Geige sozusagen nur ist."

Auch der (Stief-) Vater hat offensichtlich Probleme mit seiner geschlechtsspezifischen Identität. Das Zusammenwirken beider Elternpersönlichkeiten führt zu einer gestörten Ehebeziehung, die im folgenden näher charakterisiert werden soll. Beide Eltern erscheinen - zumindest nach außen - als sozial gut angepaßte Menschen, die ein gemeinsames Ziel verbindet: das Streben nach wirtschaftlichem Aufstieg und Prestige.

Es wird hier keineswegs unterstellt, daß das Fehlen des leiblichen Vaters bzw. eine zweite Ehe zu pseudogemeinschaftlichen Familienbeziehungen führen muß. Der Stiefvater von Doris behandelt seinen leiblichen Sohn ebenso wie die Stieftochter.

3.3 Die Ehebeziehung der Eltern

Die Geschlechtsrollenidentifikation beider Eltern von Doris ist nur mangelhaft gelungen. Psychoanalytisch gesehen zeigt die Mutter verdrängte phallisch-aggressive Tendenzen:[62] Durch ihre überkorrekte, disziplinierte Art, ihren bis zur Selbstaufopferung gehenden Fleiß und ihre unterschwellige Ablehnung des Ehepartners als Mann dominiert sie 'de facto' in der Ehebeziehung.

> "Dominierend war meine Mutter, wenn auch so unterschwellig, nicht so, daß man es gleich gemerkt hätte, wenn man in die Familie kommt, daß die Mutter die Hosen anhat - aber sie hatte sie an. Was sie wollte, wurde gemacht. Ich wußte, daß Mutter doch erreicht, was sie will und daß das auch richtig ist. Also das Gefühl, daß sie recht hat, das hatte ich auf jeden Fall."

Diese für die Mittelschicht atypische Autoritätsverteilung wird von beiden Ehegatten nach innen und außen verschleiert. Die beruflichen Erfolge der Frau, z.B. die Erreichung eines neuen Kredits für eine Geschäftserweiterung, verbucht der Ehemann offiziell als seine eigene Leistung. Gleichzeitig gestattet sie ihm eine totale Kontrolle über alles, was sie tut.

> "Mein Vater bestimmte, was Mutter privat machen sollte. Abends stricken durfte sie nicht, weil er keine strickende Frau wollte. Mutter hat sich dem untergeordnet; sie hätte schon gerne mal eine Freundin gehabt zum Kaffee-Trinken gehen, sagte sie manchmal. Das gab's also und gibt es überhaupt nicht. Vater ist immer dabei."

Seine "weiblich-abhängigen Bedürfnisse" (Vgl. dazu: Lidz, 1969) verdeckt der Vater durch ein betont herrisches Auftreten, das Unterlegenheitsgefühl seiner Frau gegenüber durch zynische, unsachliche Äußerungen, die verletzen sollen. Die Beziehung zwischen den Ehegatten ist gekennzeichnet durch eine kühle Atmosphäre und gegenseitiges "Auf-der-Hut-sein", das heißt durch innere Distanz; diese wiederum wird von beiden Ehegatten als völlige Übereinstimmung in allen Lebensfragen mystifiziert. Die in dieser Ehebeziehung herrschende Rollen-Ideologie würde, einmal ausgesprochen, folgendermaßen lauten: Bei uns gibt der Mann aufgrund seiner Stärke beruf-

62) Siehe dazu: Lidz, 1969, S. 292 f.

lich und in der Familie den Ton an; die Frau anerkennt diese seine Überlegenheit und ist in allen Fragen einer Meinung mit ihm.

Die in Wirklichkeit stattfindenden dauernden Auseinandersetzungen gipfeln in Trennungsdrohungen, welche aber niemand ernst nimmt.

> "Von Anfang an wurde immer von Scheidung geredet; ich war da 5 oder 6 Jahre alt und wäre so froh gewesen; ich habe mir da Hoffnungen gemacht. Das wär' mir egal gewesen, wer verschwindet, ich fand den Zustand so schlecht und Scheidung stellte ich mir also toll vor. Später habe ich mich an die dauernden Kräche gewöhnt, an diese Drohungen, da wußte ich sowieso, ich brauche gar keine Hoffnungen zu haben. Während der Flucht, da gab's ja auch handfeste Probleme, da lief die Sache ganz gut - da wurde nicht gestritten. Mein Vater war total schwach durch die Krankheit. Das war eigentlich noch die beste Zeit, auch für mich. Die schlimmen Zeiten waren vor der Flucht, als es relativ gut ging und dann wieder, als man hier absehen konnte, jetzt sind wir aus dem Dreck raus."

Unterschiedliche Bedürfnisse und Erwartungen zwischen den Ehegatten werden nicht zugelassen; sie machen sich bemerkbar in beinahe täglichen verletzenden Auseinandersetzungen, die jedoch nicht die eigentlichen Konflikte betreffen und die zudem für gar nicht vorhanden erklärt werden.

> "Meine Eltern haben sich pausenlos gestritten über komische Sachen - das tun sie jetzt immer noch - aber sie würden sagen, sie streiten nie! Und sie streiten also über Nichtigkeiten und das jeden Tag. Es geht schon beim Frühstück los: Liebling, gib mir doch mal das Gelee. Mutter: Liebling, das ist Marmelade. Vater: Das ist doch egal. Mutter: Nein Liebling, wenn Du Gelee willst, dann kann ich in die Küche gehen... Aber immer alles in Liebling verpackt, alles in nettem, lieben Ton, bis meine Mutter irgendwann heult und der Vater zynisch sagt: Das sind ja Züge Deines Vaters, die ich an Dir entdeckt habe. Das ist z. B. ein Punkt, das geht ihr bis ins Mark, wenn mein Stiefvater über seinen Schwiegervater herzieht. Es ging immer eigentlich um nichts: immer Gelees oder sowas, diese Sachen, die dann aufgeblasen werden und zum Schluß auf das gegenseitige Zerfleischen hinausliefen. Das ging so bis spät in die Nacht und am nächsten Morgen wurde nicht mehr drüber gesprochen."

Eine gegenseitige Anerkennung von Identität ist zwischen den Eltern von Doris nicht möglich; die Ehegatten sind sich jedoch in einem Ziel einig, dem Streben nach gemeinsamem sozialen Aufstieg und äußerem Prestige durch geschäftlichen Erfolg. Diese Bemühungen um finanziellen Erfolg beherrschen die Ehe- und Familienbeziehungen.

Nach der Flucht aus L. (DDR) zieht die Familie in eine Sozialbauwohnung in M. von insgesamt 55 qm. Dort teilt Doris ein Zimmer von 12 qm mit ihrem Bruder, bis sie mit 18 Jahren als Haustochter ins Ausland geht. Es gelingt den Eltern recht bald, ein Einzelhandelsgeschäft zu eröffnen, das sie laufend vergrößern, bis sie schließlich ein zweites Geschäft gründen. Die "Sachorientierung" (vgl. oben, S.53f.), das Streben nach finanziellem Erfolg, beherrscht die gesamte Lebensführung und die Freizeit der Eheleute - andere persönliche Neigungen haben keinen Raum. Die Kinder werden früh in dieses System miteinbezogen.

> "In der Freizeit haben die Eltern nur übers Geschäft geredet und über ihre Ziele; sie waren ständig auf der Suche nach neuen Möglichkeiten, Geld zu verdienen oder Geld anzulegen. Hobbies - sowas gab's überhaupt nicht: mein Vater hat absolut nichts, meine Mutter liest ab und zu ein Buch.
>
> Ich fand das damals gefühlsmäßig ganz richtig, daß meine Eltern sich hocharbeiten wollten, um was Besseres zu werden. Nur die Kinder, wir wurden halt links liegen gelassen: Familie, ja da wurde nicht geplant, die hatte halt zu laufen und zu funktionieren."

Obwohl die Eltern schon nach wenigen Jahren sich eine größere Wohnung finanziell hätten leisten können und sich in der Sozialbaugegend durchaus nicht wohl sondern "richtig fehl am Platze" fühlten, blieben sie jahrzehntelang aus Sparsamkeitsgründen in den beengten Wohnverhältnissen und in einer sozialen Umwelt, die sie innerlich und äußerlich total ablehnten. Das Ehepaar schließt sich völlig von der Umwelt ab. Sie haben keine Freunde, es existieren nur ein paar spärliche Kontakte zu Verwandten in der DDR; sie sind aus der Kirche ausgetreten und gehören keinem Club, Verein oder dergleichen an: "das lehnen sie total ab". Die unmittelbare soziale Umwelt wird als völlig andersartig und feindlich empfunden.[63)]

> "Die Eltern sagten immer, man darf ja niemanden in die Familie reinschauen lassen, man darf ja nichts aus der Familie hinaustragen, irgendwas erzählen draußen.
>
> Sie haben mir immer das Gefühl gegeben, wir sind was Besseres. Es war immer sehr wichtig, daß die Bekannten mindestens einen Doktor-Titel hatten oder einen Adelstitel: das war was Besseres. Aber meine Eltern kannten niemanden; sie haben keinen Zugang zum Adel, obwohl sie ihrer Meinung nach eben dorthin

63) Vgl. die "angstneurotische" Familie nach Richter.

gehörten. Also, wenn sie jetzt mal jemanden einladen, ist das immer sehr zweckgerichtet geschäftlich."

Das von beiden Eltern vertretene primäre Lebensziel wird voll erreicht; die fehlende Wärme und Nähe in der Beziehung, die fehlende gegenseitige Anerkennung als autonome Personen wird als vollständige Übereinstimmung in allen Fragen verschleiert.

"Jetzt haben sie ihr Ziel erreicht, haben vor ein paar Jahren ein Riesenhaus gebaut, dem man schon an den Türklinken ansieht, daß da Geld dahinter ist und das ist für meine Eltern sehr wichtig gewesen, vor allen Dingen der äußere Schein."

3.4 Die Lösung der Strukturprobleme der Familie und die kindliche Entwicklung der späteren Alkoholabhängigen.

Die Beziehungen in der Herkunftsfamilie von Doris sind charakterisiert durch eine "entfremdete Instrumentalisierung", d.h. dem Streben nach sozialem Aufstieg werden die Bedürfnisse der Intimgruppe Familie völlig untergeordnet: die im öffentlichen Bereich geltenden Leistungsnormen beherrschen die Familienbeziehungen, in die die Kinder miteinbezogen werden. Es dominiert in dieser Familie die "Sachorientierung" bzw. die "funktionale" gegenüber der "personalen" Beziehungsdefinition (siehe oben S.75).

"Als Kinder durften wir weder schmutzig noch vorlaut sein. Eigentlich durften wir gar keine Kinder sein sondern wie funktionsfähige Erwachsene. Ich war ja auch Mutter für meinen kleineren Bruder und habe keine Streiche gemacht; ich zankte mich auch nie mit einer Freundin."

Die mangelnde Nähe zwischen den Eheleuten wird im Rahmen ihrer Pseudogemeinschaft verschleiert, wie im obigen Abschnitt dargestellt. Auch die Beziehung zwischen Doris und beiden Eltern ist durch emotionale Distanz gekennzeichnet.
Doris leidet unter dem Mangel an Wärme und Anerkennung; sie scheitert in ihrem Wunsch nach Liebe und Aufmerksamkeit. Als einzigen Menschen, der ihr in früher Kindheit das Gefühl bedingungsloser Liebe vermittelte, nennt sie den Großvater; der Vater ihrer Mutter war allerdings nur selten am Wochenende zu Gast in der Familie.

Unterschiede in Bedürfnissen und Neigungen zwischen Mutter und Kind werden als nicht vorhanden erklärt.

> "Meine Mutter ist überzeugt, das Kind ist das gleiche Fleisch und Blut, also reagiert es genauso. Das Kind ist wie die Mutter. Sie hat versucht zu unterdrücken, was anders war bei mir, denn das empfand sie sicher als falsch. Solange ich mich Mutters Wünschen entsprechend benahm, kümmerte sie sich nicht weiter um mich. Also dachte ich: nur nicht auffällig werden, weder in der Familie noch nach außen hin, auf gar keinen Fall."

Bei Doris wurden schon sehr früh - psychoanalytisch gesprochen in der analen Phase - der sich entwickelnde kindliche Wille und die kindliche Aggressivität unterdrückt, jede Trotzreaktion bereits im Keime erstickt. Sie wird "übermäßig selbstkritisch" und entwickelt ein "frühreifes Gewissen"; anstelle des Gefühls der Autonomie erwirbt sie Gefühle der Scham und des Zweifels (siehe Erikson, 1971, S. 81).

> "Wenn die Eltern abends nach Hause kamen, habe ich mich nicht gefreut, ganz im Gegenteil, am liebsten hätte ich sie überhaupt nie gesehen. Weil, ich hatte immer das Gefühl, ich hab' was falsch gemacht, es war sehr bedrückend. Ich freute mich dann erst immer, wenn ich im Bett war und es war beim Abendessen glimpflich abgegangen. Ich hatte ständig ein schlechtes Gewissen. Man wußte ja nie, ob man was falsch gemacht hat oder was vergessen hat.
>
> Die haben sich auch nicht gefreut, zu uns nach Hause zu kommen. Ich hatte immer das Gefühl, die haben so darauf hingearbeitet, uns möglichst wenig zu sehen, weil wir störten ja mehr oder weniger."

Die mangelnde liebevolle und warme Zuwendung sowie die Nichtwahrnehmung einer sich entwickelnden kindlichen Eigenständigkeit führten bei Doris als kleinem Kind zu einer Sterbe-Phantasie von bemerkenswerter Intensität und Dauer.

> "Ich habe mich abends ins Bett drapiert, die Hände gefaltet mit einem schönen, friedlichen Gesichtsausdruck und in dem Bewußtsein, heute nacht stirbst du, und dann werden sie aber mal sehen! Ich hatte diese Vorstellung, solange ich denken kann. In der einen Wohnung, da war ich 4 Jahre alt, da fing ich an, mich zum Tode darnieder zu legen und wollte über Nacht sterben aus Zorn und Haß; ich stellte mir dann immer vor, daß meine Mutter an meinem Bett zusammenbricht und weint: das arme, liebe Kind. Aufgehört hat das mit ungefähr 10 Jahren. Ich wollte ja nur diese Trauer, daß meine Eltern sagen, sie

war doch ein gutes Kind. Danach habe ich mich kalt gemacht, daß ich nicht mehr so auf Zuneigung angewiesen war."

Im Rahmen der pseudogemeinschaftlichen Familienbeziehungen wird diese gefühlsmäßige Distanz zwischen Doris und den Eltern verschleiert.

"Als Kind hatte ich immer schon den Eindruck, die Eltern sagen ganz was anderes, als sie meinen; sie handelten auch oft anders als das, was sie sagten. Ich hatte immer das Gefühl, sie wollen mich abwimmeln, immer taten sie so als ob. Sie haben nie gesagt, laß mich heute in Ruhe, wir sind überlastet oder schlecht gelaunt - das nicht; dann haben sie immer noch gelächelt, man wußte aber genau, daß sie gar nicht zuhören, gar nicht auf mich eingingen.

Ich fühlte mich ausgeschlossen von den Eltern als ein Kind, was man ja im Grunde nicht ernst nehmen kann - ich weiß nicht, ob sie mich heute ernst nehmen. Was sie machen,ist richtig und was dem widerspricht, ist auf jeden Fall falsch, egal wie alt man ist. Wenn ich Sorgen gehabt hätte, dann ist das schon ein Fehler."

Die ödipale Phase (siehe unten S.138), in der die Grundlagen für eine gelingende Geschlechtsrollenidentifikation entstehen sollten, ist bei Doris gekennzeichnet durch verschiedene traumatische Geschehnisse: die Wiederheirat der Mutter, die Geburt des (Stief-) Bruders, vor allem aber durch das dauernde Erleben der (verschleierten) elterlichen Auseinandersetzungen und der kühlen Familienatmosphäre. Die Mutter verhindert eine gefühlsmäßige Nähe zwischen Doris und ihrem Stiefvater durch ständige Hinweise auf die Pflicht der Tochter zur Dankbarkeit und zum Gehorsam.

"Ich fühlte mich schon als Kind verpflichtet, das auch bezahlen zu müssen, daß der Mann das für uns getan hat. Aber mein Vater hat das an und für sich nicht merken lassen. Nur hatte ich dadurch schon diesen Abstand, weil ich ja ständig gewarnt wurde."

Aus den oben geschilderten Gründen fällt der Vater als männliche Identifikationsfigur mehr oder minder aus; die frühkindliche Abhängigkeitsbeziehung zur Mutter bleibt bei Doris weiter bestehen. Auf das Problem der Geschlechtsrollenidentifikation wird in der Phase II des Verlaufsmodells erneut eingegangen.

Die Eltern von Doris duldeten keine Abweichung von dem Bild, das sie von der Tochter festgelegt hatten; allerdings war dieses Bild widersprüchlich, was für Doris eine Double-Bind-Situation im oben definierten Sinne herstellte.

"Ich folgte auf's Wort, ich traute mich nicht mal aufzumucken, aber meine Eltern waren nicht mit mir zufrieden. Das Bewußtsein hatte ich ganz stark. Sie wollten schon ein ruhiges, liebes Kind, aber auch ein freches, lautes Kind - also immer diese Widersprüche. Und wenn ich mal hätte frech werden wollen, nur in Andeutungen, dann kriegte ich also gleich eine gewischt. Aufmucken gab es nicht, man mußte sich wirklich unterordnen. Aber Hinweise, die oder die haben wirklich eine nette Tochter - und das sind immer die lebhaften Kinder gewesen, das hätte ich sein sollen. Es war schwierig herauszubringen, was die Eltern wollten; ich habe immer aufgepaßt, wie man's richtig macht!

Und als ich größer war, hätten meine Eltern beide haben wollen, daß ich mich durchsetze, in jeder Richtung. Und das konnte ich nicht: ich habe mich immer anderen untergeordnet, ich traute mich nicht den Mund aufzumachen."

Als Folge dieser Double-Bind-Situation sagt Doris gar nichts, widerspricht nicht und versucht, durch Überanpassung dem Dilemma zu entgehen: "Ich brachte echt keinen Ton über die Lippen". Zudem sind die Generationsrollen in dieser Familie starr definiert: die Eltern haben immer recht.

"Da war einfach in unserer Familie dieser vorgeschriebene Weg, da hat es gar keine Mißverständnisse geben dürfen. Es gab kein Gespräch über irgendwas, das gab es einfach nicht, es durfte sowieso nicht widersprochen werden. Und ich habe immer gemeint, daß sie recht haben, mit jeder Art von Forderung: sie hatten recht. Ich hätte schon Strafe in Kauf genommen, das habe ich aber nie gemacht, weil ich immer dachte, das, was sie sagen, ist das Richtige."

Beide Eltern behandelten die Kinder streng autoritär; sie straften mit Hausarrest und vor allem mit Hinweisen auf die kindliche Pflicht zur Dankbarkeit. Dabei vermittelten sie Doris das Gefühl ihrer Gleichgültigkeit; denn "solange alles funktionierte, war's in Ordnung."

Gleichzeitig wird die rigide Autoritätsausübung von seiten der Eltern verschleiert: es findet sich auch in diesem Bereich - ebenso wie bei den Geschlechtsrollen - eine Diskrepanz zwischen der realen Ausgestaltung der Rollen und der verkündeten Rollen-Ideologie.

"Eine eigene Meinung mußten, sollten wir haben, aber es mußte die gleiche wie die der Eltern sein, über alles: über Freunde, Bekannte, einfach alles. Es mußte auf jeden Fall die Meinung der Eltern sein. Aber immer mit dem Hinweis, bildet ihr euch nur euere eigene Meinung. Wir mußten unwahrscheinlich anständig sein. Anständig hieß einfach die richtige Meinung haben, d.h. die gleiche Meinung wie die Eltern, das gleiche Ziel, also nach oben kommen; die gleichen edlen Menschen lieben, alles so verschwommen. Meine Eltern legten Wert auf Vornehmheit, Titel, immer Äußerlichkeiten."

Die Grenze dessen, was Doris an Erfahrungen außerhalb der Familie sammeln darf und kann, ist relativ eng gezogen. Auf keinen Fall dürfen eigene Erfahrungen außerhalb oder innerhalb der Familie zu einer autonomen Meinungsbildung, die ja Kritik an den Eltern beinhalten könnte, benutzt werden.

"Meine Eltern wollten mich ganz allgemein von der Außenwelt lieber fernhalten, damit ich nichts von der Familie nach außen trage. Ich habe immer gefragt, was soll ich denn da erzählen; damals stand ich ja voll zu allem dazu, was meine Eltern wollten und taten. Aber das ist eben ein Grundzug meiner Eltern, auch heute noch: sag aber nichts. Als Kind habe ich das hingenommen, es war mir nur unklar, was das sollte - ich habe mich sowieso anderen nicht anvertraut oder gar mich über die Eltern beklagt; ich fand ja, sie haben recht."

Im Rahmen der oben geschilderten Familienbeziehungen kann Doris die für gelingende Interaktionen notwendigen identitätsfördernden Fähigkeiten nicht in ausreichendem Maße erwerben.

4. Phase II des Modells: Die mißlungene Lösung phasenspezifischer Rollenprobleme

4.1 Überblick

Die vorliegende Arbeit geht davon aus, daß die notwendigen identitätsfördernden Fähigkeiten nicht ein für allemal in der ersten Lebensphase erworben werden, die primär gekennzeichnet ist durch die Auseinandersetzung des Kindes mit den Eltern im Rahmen der Generations- und Geschlechtsrollen. Diese Grundqualifikationen müssen ihre Tragfähigkeit in den Lebensabschnitten erweisen, in denen das Kind den Familienbeziehungen als primärem Lern- und Einflußfeld zunehmend entwächst, nämlich spätestens mit dem Schuleintritt. Die im primären Sozialisationsprozeß erworbenen Fähigkeiten werden den altersgemäßen Anforderungen und Möglichkeiten entsprechend vertieft und erweitert - oder auch in Frage gestellt. Für das Kind, das die notwendigen identitätsfördernden Fähigkeiten in der familialen Interaktion nicht in ausreichendem Maße erwerben konnte, besteht die Möglichkeit, diesen Mangel auszugleichen. Es geht an dieser Stelle darum zu prüfen, welche Wirkung die jetzt größere Bedeutung erreichenden Sozialisationsfaktoren der Gleichaltrigengruppe, der Schule und des Berufslebens bzw. der Ausbildung im Prozeß der Identitätsbildung entfalten. Zugleich bedeutet dies die Frage nach dem zunehmenden Ablösungsprozeß von den Eltern.

Die Phase II des vorliegenden Modells ist gekennzeichnet durch die Möglichkeit verschiedener Entwicklungsrichtungen. Erst wenn eine Reihe im Rahmen dieser Phase II zu untersuchenden Faktoren zusammentreffen, führt die Entwicklung in die Phase III, an deren Endpunkt die eigentliche 'Patientenkarriere' steht.

Zunächst soll die Bedeutung der unterschiedlichen Lebensphasen des Kindes und des Heranwachsenden für den Prozeß der Identitätsbildung anhand des erweiterten Modells von Erikson (1971) dargestellt werden. Die Verdeutlichung der in der Phase II ablaufenden charakteristischen Prozesse bei der späteren Alkoholabhängigen geschieht durch die Fallstudie.

4.2 Die Bedeutung der unterschiedlichen Lebensphasen für den Prozeß der Identitätsbildung

Das umfassende sozialpsychologische Modell der Persönlichkeitsentwicklung von Erikson (1971) ist (mit Einschränkungen) gut geeignet, das in dieser Arbeit verwendete interaktionistische Konzept der Identitätsentwicklung näher zu differenzieren. Erikson baut auf dem Freudschen Modell der psychosexuellen Entwicklung des Kindes auf, das er auf ein lebenslanges Modell der Sozialisation ausweitet und um den Anspruch modifiziert, eine Verbindung herzustellen "zwischen der Theorie der infantilen Sexualität und unserer Kenntnis des physischen und sozialen Wachstums des Kindes innerhalb seiner Familie und der Sozialstruktur" (S. 58 f.).

Grundannahme ist bei Erikson wie bei Freud, daß die Persönlichkeitsentwicklung jedes Individuums nach einem biologisch festgelegten körperlichen Reifungsprozeß verläuft, d.h. jede Phase wird durch physiologische Entwicklungsschübe eingeleitet. Charakteristisch für jede Entwicklungsphase ist ihre Krisenhaftigkeit, d.h. in jeder Phase geht es um den Konflikt zwischen gegensätzlichen sozialen Modalitäten. Die gesunde Entwicklung hängt davon ab, inwieweit diese Krisen bewältigt wurden: "... wenn die Waagschale sich mehr zum Positiven neigt, sind die Chancen für eine Überwindung späterer Krisen und eine unbehinderte Gesamtentwicklung günstiger" (S. 69).

Ähnlich wie das interaktionistische Modell geht Erikson davon aus, daß die jeweils erreichten Fähigkeiten nicht ein für allemal erworben sind, sondern daß in den einzelnen Phasen "ein relatives Gleichgewicht zwischen positiv und negativ" erreicht werden kann (S. 69). Das in der jeweiligen Phase zentrale Problem besitzt Vorformen in früheren Phasen und tritt auch in späteren Phasen in anderer Gestalt wieder auf.

Dieser Entwicklungsprozeß führt jedoch bei Erikson schließlich zu einer relativ gefestigten Identitätsstruktur; an diesem Konzept kritisiert Krappmann (1975, S. 92) aus interaktionistischer Sicht die fehlende Konfliktfähigkeit des Individuums, dessen Identität nur im Zusammenhang mit ihrer Eingliederung in die "kollektiven Lebenspläne und Realitätsdefinitionen einer Gruppe" betrachtet werde; Eriksons Identitätskonzept laufe letztendlich auf "Unterwerfung unter die herrschenden Verhältnisse hinaus". In diesem "normativen" Modell werden "gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsaspekte" ((Griese, 1977, S. 68) ausgeklammert.

Auch der interaktionistisch orientierten Konzeption der sozialen Grundqualifikationen Rollendistanz und Ambiguitätstoleranz, die in den Auseinandersetzungen des Kindes mit den Eltern im Rahmen von Generations- und Geschlechtsrollen erworben sind, ist vorgeworfen worden, diese Fähigkeiten dienten letztlich nur der Anpassung. Diese Fähigkeiten dürfen jedoch nicht als Endpunkt in der Entwicklung identitätssichernder Grundqualifikationen mißverstanden werden (vgl. Krappmann, 1980, S. 451).

Die ersten drei Phasen des Modells von Erikson (orale, anale und ödipale Phase) entsprechen der Entwicklungsperiode, in der das Kind primär von den familialen Interaktionen im Rahmen der Generations- und Geschlechtsrollen geprägt wird. Dieser Entwicklungsabschnitt wurde bereits in der Phase I des in dieser Arbeit vorgelegten Verlaufsmodells behandelt.

4.2.1 Die orale, anale und ödipale Phase

Die erste Phase ("orale Phase") des Entwicklungsmodells von Erikson, die das Säuglingsalter betrifft, ist gekennzeichnet durch das Gegensatzpaar Ur-Vertrauen gegen Ur-Mißtrauen. Das Ur-Vertrauen als ein Gefühl des Sich-Verlassen-Dürfens auf die Glaubwürdigkeit anderer und die Zuverlässigkeit seiner selbst ist der "Eckstein der gesunden Persönlichkeit" (S. 62) und wird über die Beziehung zur Mutter und die Einflüsse der Umwelt (d.h. also sozial) vermittelt. In der Fallstudie wird auf diese Frühphase kein Bezug genommen, da die Befragten keine deutliche Erinnerung an diesen Lebensabschnitt besaßen.

In der zweiten Phase ("anale Phase"), die das Kleinkindalter, etwa das 2. und 3. Lebensjanr umfaßt, geht es um die sozialen Modalitäten von Autonomie gegen Scham und Zweifel. Das immer noch sehr abhängige Kind beginnt, größten Wert auf seinen autonomen Willen zu legen. Dieses Stadium ist entscheidend "für das Verhältnis zwischen Liebe und Haß, Bereitwilligkeit und Trotz, freier Selbstäußerung und Gedrücktheit. Aus einer Empfindung der Selbstbeherrschung ohne Verlust des Selbstgefühls entsteht ein dauerndes Gefühl von Autonomie und Stolz; aus einer Empfindung muskulären und analen Unvermögens, aus dem Verlust der Selbstkontrolle und dem übermäßigen Eingreifen der Eltern entsteht ein dauerndes Gefühl von Zweifel und Scham" (S. 79). Das Selbstgefühl und das Gefühl persönlicher Unabhängigkeit, das die Eltern aus ihrem eigenen Leben beziehen, ist ausschlaggebend für das Ausmaß an Autonomie, das sie ihren Kindern gewähren können. Vermitteln sie dem Kind nicht die allmähliche Erfahrung der autonomen und freien Wahl, oder wenn das Kind bereits durch einen frühen Vertrauensverlust geschwächt ist, kann sich sein natürlicher Drang, die Dinge zu erforschen, gegen sich selber richten. "Es wird übermäßig selbstkritisch und entwickelt ein frühreifes Gewissen." (S. 81) Das Kind lernt in diesem Falle, anderen auszuweichen und windet sich "immer beschämt, um Vergebung bittend und Verstecke suchend durchs Leben" - oder aber es zeigt nach außen hin "eine Art trotziger Scheinautonomie".

Auf diese Erscheinungen wurde bereits auf S.*132* der vorliegenden Arbeit hingewiesen.

In der psychosozialen Krise des dritten Stadiums ("ödipale Phase", etwa 4. und 5. Lebensjahr) geht es um die sozialen Modalitäten: Initiative gegen Schuldgefühl. In diesem Stadium einer frühen geschlechtlichen Neugier identifiziert sich das Kind mit den Eltern, d.h. es möchte so mächtig und schön werden wie die Eltern.

Ebenso wie Freud verweist Erikson auf die Kastrationsängste und Schuldgefühle, die durch die mit den kindlichen Sexualregungen verbundenen ödipalen Phantasien entstehen. In der Interpretation

des "Penisneides" geht Erikson über Freud hinaus, indem er ihn als sekundären begreift: Kleine Mädchen werden entdecken, daß sie sich in bezug auf das körperliche, geistige und soziale Eindringen in die Welt ebenso wie die Buben entwickeln können, "daß ihnen aber doch eines fehlt: der Penis und damit in manchen Kulturen und Klassen wichtige Privilegien" (S. 91).

Zur Erklärung der Geschlechtsrollenübernahme ist das Modell von Erikson jedoch wenig geeignet; er konstatiert schlicht: "Beim Knaben bleibt der Akzent des Machens auf dem direkten Angriff ...; das Mädchen geht früher oder später dazu über, ihren Weg dadurch zu machen, daß sie sich anziehend und lieb macht. So entwickelt das Kind die Vorbedingungen für die männliche bzw. weibliche Initiative, d.h. für die Wahl der sozialen Ziele und deren ausdauernde Verfolgung" (S. 92). Erikson weist lediglich darauf hin, daß in weniger komplexen Gesellschaften, in denen die spezifischen Aufgaben und Rechte von Mann und Frau deutlich erkennbar sind, "diese frühen Mißgefühle über die sexuellen Unterschiede leichter in das Kulturschema der verteilten Geschlechtsrollen" integriert werden.

Wir leben jedoch in einer hochkomplexen Gesellschaft, in der die Differenzierung von "männlichen" und "weiblichen" Kompetenzen in einer simplen Polarität dysfunktional wäre.
In unserer Gesellschaft ist das Kulturschema der verteilten Geschlechtsrollen in einem tiefgreifenden Änderungsprozeß begriffen, der an die beteiligten Individuen verstärkte Anforderungen in bezug auf den Prozeß der Identitätsbildung stellt.

Aus dieser "ödipalen Krise" wird das Kind im positiven Falle, d.h. im Falle einer gelingenden Identifikation mit den Eltern, "mit einem Gefühl ungebrochener Initiative als Grundlage eines hochgespannten und doch realistischen Strebens nach Leistung und Unabhängigkeit hervorgehen" (S. 88). In diesem Stadium beginnt die Herrschaft des "Lenkers der Initiative, nämlich des Gewissens" (S. 94). Genau in diesem Punkt liegt die große Gefahr für die weitere Entwicklung des Kindes, wenn diese psychosoziale Krise

nicht bewältigt wird. Wenn die Eltern durch massives Eingreifen und Verbote eine "Abschnürung aller kindlichen Triebe" durchsetzen, kann das Gewissen des Kindes "primitiv, grausam und starr" werden (S.94).

Erikson betont, daß die Folgen der in diesem Stadium entstehenden Schuldgefühle sich oft erst viel später zeigen. Diese Schuldgefühle können im Erwachsenenalter zu Konflikten bezüglich der eigenen Initiative, zu einer "Selbsteinschränkung" des Individuums führen, was bis zu "relativer Impotenz und Frigidität" gehen kann (S. 95). Dies wiederum kann überkompensiert werden in einer "Schaustellung unermüdlicher Initiative", die bei vielen Erwachsenen soweit übertrieben wird, "daß sie sich überhaupt nicht mehr entspannen können, da sie das Gefühl haben, ihr menschlicher Wert bestehe allein in dem, was sie leisten, oder mehr noch in dem, was sie demnächst alles machen werden, und nicht in dem, was sie als Menschen sind." (S. 96)

Diese Haltung führt zu einer dauernden Überbeanspruchung, zu einer Belastung durch fortwährende Anspannung, die unerträglich werden kann. Da ein in seiner Entwicklung derartig geschädigter Mensch nicht die Fähigkeit besitzt, den Anspruch an sich selbst, der ja die Schuldgefühle produziert, an der Realität zu prüfen und mit seinen individuellen Bedürfnissen zu vermitteln (Ambiguitätstoleranz), kann es zu einer selbstschädigenden (Schein-) Lösung des Konfliktes kommen: beispielsweise zum gezielten Einsatz der als spannungslösend und leistungssteigernd empfundenen Droge Alkohol - mit der damit verbundenen Gefahr einer Entwicklung hin zur Abhängigkeit.
Auf diese sich später zeigenden Störungen wird in der Phase III des Verlaufsmodells Bezug genommen.

4.2.2 Die Latenzperiode

In der vierten Phase ("Latenzperiode", die Zeit zwischen Kindheit und beginnender Reife: etwa 5 bis 10 Jahre) geht es um die Modalitäten: Werksinn gegen Minderwertigkeitsgefühl. Wenn die Handhabung der Dingwelt erfolgreich und richtig gelenkt ist, gewinnt das Kind Freude an der Meisterung der Spielsachen sowie an der Bewältigung der damit verbundenen Konflikte; dabei gewinnt es Selbst-

gefühl, den "Werksinn", d.h. das Bewußtsein, "etwas machen zu können und es sogar gut und vollkommen zu machen ..." (S. 102). In dieser Phase der "Ruhe vor dem Sturm der Pubertät" treten die die "ödipale" Phase kennzeichnenden heftigen Triebe normalerweise in den Hintergrund. Die Gruppe der Gleichaltrigen kann in der Latenzperiode helfen, ödipale Ängste und Schuldgefühle zu überwinden und einen schrittweisen Ablösungsprozeß aus der Familie einleiten.

Dieses Stadium ist gekennzeichnet durch "das Tun mit und neben anderen" und es entwickelt sich ein Gefühl für "Arbeitsteilung und gerechte Chancen" (S. 106). Mißlingt jedoch die Beteiligung an den sozialen Prozessen unter den Gleichaltrigen, so entwickelt sich ein Minderwertigkeitsgefühl, das sich in Rückzug und in einer Außenseiterrolle oder in Form der Unterdrückung anderer durch rigide Normvorstellungen manifestieren wird.

Der Erwerb grundlegender Fähigkeiten geschieht durch 'Verinnerlichung' von Konfliktkonstellationen und Lösungen; diese erfährt das Kind in seinen Beziehungen zu den Eltern, zu Gleichaltrigen und zu anderen Personen. In jeder Entwicklungsphase ändert sich der Stellenwert der obigen Beziehungsfelder. Die Beziehungen zu Gleichaltrigen - ebenso wie die Familienbeziehungen - haben selbstverständlich in jeder Entwicklungsphase ihre Bedeutung. Zu Beginn des Lebens steht die Mutter-Kind-Beziehung im Vordergrund, in der analen Phase die Eltern-Kind-Beziehung, in der ödipalen Phase der Mutter-Vater-Kind-Konflikt, in der darauf folgenden "Latenzperiode" sind die Beziehungen zu den Gleichaltrigen von zentraler Bedeutung.

Das Modell von Erikson in bezug auf die Bedeutung der Gleichaltrigen in der Latenzperiode wird durch die These von Krappmann (1980) sinnvoll erweitert: durch die Mitgliedschaft in einer Gleichaltrigengruppe können entscheidende Entwicklungsschritte in den Grundqualifikationen der Heranwachsenden bewirkt werden. Auch in der Gruppe der Gleichaltrigen entsteht ein Beziehungskonflikt, dessen Lösung einen Zuwachs an Handlungsfähigkeiten erfordert, nämlich

die Fähigkeit zu gemeinschaftlicher Erarbeitung von konsensfähigen Normen: "In der Sozialisationsphase, in der die Gleichaltrigengruppe den nächsten Entwicklungsschritt abnötigt, wird die bisherige Handlungsstruktur durch eine neue Qualifikation ergänzt und überformt, die die aktive Beteiligung des Kindes an der Vereinbarung von Normen herausstellt." (Krappmann, 1980, S.451) In dieser Phase spricht Erikson (1971, S. 102) von der Entwicklung von "Werksinn", wobei allerdings die hinzugekommene soziale Grundqualifikation nicht deutlich wird.

Im Beziehungssystem der Peers fallen die durch Alter und Geschlecht gesetzten Grenzen in der Familie als Handlungsbereich weg: Nun muß sich die Tragfähigkeit der bisher erworbenen Grundqualifikationen erweisen. In den früheren Phasen, die durch die Beziehungen des Kindes zu den Eltern beherrscht waren, ging es darum, die Fähigkeiten der Rollendistanz und der Ambiguitätstoleranz im Rahmen der nach Alter und Geschlecht strukturierten Interaktionen in der Familie auszubilden. In den Beziehungen der Gleichaltrigen untereinander können die Kinder lernen, befriedigende "Absprachen von Normen und Erwartungen" (S.451) zu treffen, die dann allerdings in dem Rahmen verpflichten und die früher gelernten Grundqualifikationen wieder notwendig machen.

Institutionell ist diese Phase durch den Eintritt in die Schule charakterisiert; die größte Gefahr liegt darin, "daß das Kind in den vielen langen Schuljahren niemals die richtige Arbeitsfreude und den Stolz erlebt, wenigstens eine Sache gut zu machen." (Erikson, 1971, S. 105)

Was die Situation des Kindes im Schulunterricht angeht, so ist davon auszugehen, daß dieser durch institutionalisierte Ziele vorstrukturierte soziale Handlungsraum kaum geeignet ist, bislang unzureichend erworbene identitätsfördernde Fähigkeiten zu entwickeln. (Siehe dazu ausführlich: Wellendorf, 1973) Keinesfalls kann die Unterrichtssituation die Beziehungen zu den 'Peers' in ihrer entwicklungsfördernden Funktion ersetzen. Im Gegenteil: die gelingende Mitgliedschaft in der Gleichaltrigengruppe setzt das

Kind in die Lage, sich mit den Erwartungen der Schule erfolgreicher auseinanderzusetzen.

In diesem Entwicklungsabschnitt muß sich das Kind verstärkt mit der sozialen Realität der Geschlechtsrollen auseinandersetzen, die häufig von der Gruppe der Gleichaltrigen sehr stereotyp und rigide befolgt und vertreten werden. Allerdings ist hier wesentlich, daß bei Mädchen erheblich weniger "Selbstsozialisation" in Gleichaltrigengruppen stattfindet als bei Knaben (Maccoby und Jacklin, 1974, S. 257). Mädchen spielen eher in Zweiergruppen - sie bleiben auch stärker unter der Kontrolle von Erwachsenen.

Ausgehend von der Tatsache, daß die vorangegangene Sozialisation in der Familie ausschlaggebend ist für die weitere Entwicklung des Kindes in der Latenzperiode, werden folgende spezielle Hypothesen für die Situation der späteren Alkoholabhängigen in diesem Entwicklungsabschnitt aufgestellt:

1. Die bisher erworbenen Grundqualifikationen erweisen sich als unzureichend.

2. Die wesentlichen entwicklungsfördernden Wirkungen der Gleichaltrigengruppe, nämlich:

2.1 einen schrittweisen, allmählichen Ablösungsprozeß aus dem nahezu totalen Einflußbereich der Familie einzuleiten;

2.2 die Fähigkeit zur aktiven Beteiligung an der Vereinbarung von Normen zu entwickeln -

entfallen zum größten Teil für die spätere Alkoholabhängige.

3. Statt dessen verstärkt sich das bereits vorhandene Gefühl von Minderwertigkeit, belastet die Beziehungen zu Gleichaltrigen und führt zu einer Außenseiter-Rolle der späteren Alkoholabhängigen.

4.2.3 Die Adoleszenz

Nach Erikson (1971) muß das wachsende Kind aus jedem Schritt "ein belebendes Realitätsgefühl" gewinnen, das "Selbstgefühl" muß am Ende jeder der Hauptkrisen erneut bestätigt sein. Die eigentliche Identitätsbildung - die ein lebenslanger Prozeß ist! - beginnt in der Phase der Adoleszenz, in einer Zeit, "in welcher der Körper seine Proportionen radikal ändert, die geschlechtliche Reifung Körper und Vorstellungswelt mit allerlei Trieben überschwemmt, der Umgang mit dem anderen Geschlecht herannaht ... und in der das Leben mit einer Vielfalt von widersprechenden Möglichkeiten vor ihm liegt, unter denen er wählen soll." (S. 111) Es geht - psychologisch gesehen - darum, sowohl die "Anarchie der Triebe" als auch die "Autokratie des Gewissens", d.h. die grausame Gewissensstrenge durch eine allmählich sich anreichernde Ich-Identität in den Griff zu bekommen. In Termini des Symbolischen Interaktionismus gesprochen geht es um die Balanceleistung des Individuums zwischen Handlungserwartungen in aktuellen Interaktionen sowie an den biografischen Ablauf und zwischen den eigenen Bedürfnisdispositionen (siehe oben S.47). Diese Ich-Identität entwickelt sich aus einer "gestuften Integration aller Identifikationen" (Erikson, 1971, S. 108), aller "Selbst-Vorstellungen, die aus den durchlebten Krisen der Kindheit stammen ..." (S. 190). Allerdings hat das Ganze eine andere Qualität als die Summe seiner Teile. Erikson weist ausdrücklich auf die relative Offenheit der Identität hin, die im Laufe des Lebens immer wieder neu hergestellt werden muß. Er betont die Leistung des Individuums, in seiner Identität sowohl die verschiedenen Erwartungen der Umwelt als auch die unterschiedlichen Selbst-Interpretationen im Laufe der eigenen Biografie miteinander in Einklang zu bringen, sich als Einheit zu begreifen und darzustellen: "Es stünde dann dem Ich als der organisierenden Zentralinstanz im Laufe des Lebens ein veränderliches Selbst gegenüber, das jeweils verlangt, mit allen zurückliegenden und in Aussicht stehenden Selbsten in Übereinstimmung gebracht zu werden." (S. 191) Ich-Identität "ergäbe sich aus all denjenigen Erfahrungen, in denen ein Gefühl von vorübergehender Selbst-Diffusion in einer neuen und realistischeren Selbst-Definition und der entsprechenden sozialen Anerkennung aufgefangen wurde." (S. 191)

Die Gefahr der Adoleszenz liegt darin, daß die Krise nicht gelöst wird und es zu einer Identitätsdiffusion kommt. Diese ist gekennzeichnet durch ein "schmerzhaft gesteigertes Gefühl von Vereinsamung; Zerfall des Gefühls innerer Kontinuität und Gleichheit; ein generelles Gefühl der Beschämung; Unfähigkeit, aus irgendeiner Tätigkeit Befriedigung zu schöpfen; ein Gefühl, daß das Leben geschieht, statt aus eigener Initiative gelebt zu werden; radikal verkürzte Zeitperspektive und schließlich Ur-Mißtrauen ..." (S. 158)

Wesentlich ist dabei, daß sich die Identitätsdiffusion primär als Intimitäts-Problem zeigt, d.h. die Schwäche der Identität wird oft erst bei dem Versuch deutlich, "sich in eine intime Freundschaft oder Rivalität oder auch in sexuelle Intimität und Liebesverhältnisse einzulassen ..." (S. 156) Identitätsdiffusion ist gekennzeichnet durch die Angst vor dem Verlust der Identität, resultierend in krankhafter Selbstbezogenheit: aus der Unfähigkeit zur Intimität ebenso wie zur Distanzierung, aus der Unfähigkeit, die Grenzen der eigenen Identität eindeutig zu bestimmen, kommt es zu einem Pendeln zwischen den Extremen "totale Symbiose" und "totale Distanz". Es kann keine "wahre Zweiheit" geben, "bevor man nicht selber eine Einheit ist." (S. 115)

Die Entwicklungsphase der Adoleszenz ist - in Rollentermini gesprochen - dadurch gekennzeichnet, daß sich das Rollensystem, mit dem der Jugendliche konfrontiert ist, ausweitet und zugleich die eigene Rolle eine qualitative Veränderung erfährt. Zum dominanten Bezugssystem wird zunehmend die Gruppe der Gleichaltrigen, die ersten heterosexuellen Beziehungen werden aufgebaut, das Problem der Vorbereitung auf die Berufsrolle ist zu lösen: die Adoleszenz steht unter dem Motto der Ablösung von den Eltern und einer Neu-Orientierung in der Erwachsenenwelt.

Bei Erikson erscheint Identität vor allem als Entwicklung individueller Fähigkeiten (Autonomie, Initiative) und als Fähigkeit zur Anpassung an die soziale Realität. Habermas (1976, S. 69) differenziert dieses Konzept, indem er im Prozeß der Identitätsbildung zwei unterschiedliche Abschnitte hervorhebt: Zunächst bildet sich

Identität durch Integration des Individuums in den gesellschaftlichen Zusammennang, vor allem der Familie; - eine Emanzipation aus dieser gesellschaftlichen Abhängigkeit durch Individuierung kann erst mit der Adoleszenz erfolgen.

In diesem Sinne ist auch nach Döbert/Nunner-Winkler (1975) das optimale Resultat der Adoleszenzkrise (13 bis 25 Jahre) die Umwandlung "der strikt rollengebundenen Identitätsformation der vorangehenden Periode in eine stärker individualisierte, relativ rollenunabhängige Form der Integration des Persönlichkeitssystems" (S. 41). In diesem Prozeß sind "die dogmatischen Gehalte der alten Rollenidentität von ihren partikularen Bindungen an die elterliche Autorität endgültig zu befreien ..." (S. 44) Identität ist dann nicht menr an konkrete gesellschaftliche Normen und Rollen gebunden sondern an "universelle Prinzipien", die zugleich Intersubjektivität und individuelle Autonomie garantieren. Damit ist nach dem Kohlbergschen Phasenmodell der Entwicklung des moralischen Bewußtseins die Stufe der postkonventionellen Moral erreicht. Der Aufbau dieser "flexiblen, prinzipiengeleiteten Ich-Identität" (S. 41) entspricht ziemlich präzise den oben dargestellten identitätsfördernden Fähigkeiten. Diese Fähigkeiten werden nicht ein für allemal erworben sondern müssen in jeder Entwicklungsphase - ebenso wie in den Krisen des Erwachsenenalters - ihre Tragfähigkeit erweisen und erhalten damit eine jeweils neue Qualität.

Die Lösung der psychosozialen Aufgaben (vgl. Ausubel, 1974; Van Onna, 1976), nämlich:

> die Integration der körperlichen Reife in das Selbstbild,
> die Vorbereitung auf die Berufsrolle und die Ablösung von den Eltern -

alle diese in unserer Gesellschaft während der Adoleszenz zu bewältigenden Prozesse stehen unter dem Imperativ der Entwicklung einer geschlechtsspezifischen Identität in Auseinandersetzung mit den kulturellen Geschlechtsrollen. Inwieweit das Mädchen ihre eigene körperliche Entwicklung in ein neues Selbstbild integrieren kann, ist abhängig von den Vorstellungen über Sexualität und Frau-Sein, die sie bislang vor allem durch das Vorbild der

eigenen Mutter, durch die Art ihrer Beziehung zum Vater sowie in der Auseinandersetzung mit den Gleichaltrigen erworben hat. Die Bedeutung und Vorbildfunktion der Mutter in diesem Prozeß ist bisher wenig empirisch erforscht. Die Mutter-Kind-Beziehung ist abhängig von den psychosozialen Bedingungen, denen die Mutter ausgesetzt ist: die Ehebeziehung und ökonomische Lage, die eigene Kindheit und vor allem die Beziehung zur eigenen Mutter sowie das daraus entstehende Mutterrollenstereotyp. Diese sich gegenseitig beeinflussenden Faktoren sind primär ausschlaggebend für das Verhalten der Mutter dem Kind gegenüber und für das Gelingen bzw. Mißlingen einer gestuften Ablösung des Kindes von der Mutter. Wesentlich dabei ist, inwieweit die Mutter eine stabile Identität als Frau gefunden hat und auf der Grundlage dieses Selbstbewußtseins ihre Tochter aufklären und durch ihr eigenes Vorbild eine positive Einstellung zum Körper und zur Sexualität vermitteln kann.

Moeller-Gambaroff (1977) weist aufgrund ihrer klinischen Erfahrung aus psychoanalytischer Sicht darauf hin,"wie sehr eine unbewältigte Bindung an die Mutter zu gravierenden Schwierigkeiten in der Autonomiebildung" (S. 4) und damit in der Identitätsentwicklung führen kann. Je nachdem in welcher Phase der Konflikt ungelöst blieb, zeigen sich unterschiedlich schwere Störungen in der Entwicklung. Dabei bilden die Auseinandersetzungen auf den frühen Entwicklungsstufen die Grundlage für spätere Ablösungsprozesse. Die entscheidende Ablösung erfolgt in der Adoleszenz, in einer Lebensphase, in der das Problem der geschlechtlichen Identität akut wird. Ziel einer geglückten Ablösung von der Mutter ist die "angstfreie Besetzung der eigenen Sexualität" (Moeller-Gambaroff, 1977, S. 20), die verbunden ist mit der Bereitschaft, auch die eigenen Ansprüche auf die Mutter aufzugeben. Sexuelle Autonomie bedeutet "das Wagnis, die Rolle der Tochter ganz zu verlassen und selbst eine weibliche Position einzunehmen ..." (ebenda, S. 12). Gelingt diese Ablösung von der Mutter nicht, besteht die große Gefahr, daß der gesamte ungelöste Konflikt auf die Beziehung zum Mann verschoben wird (S. 20). Die mangelhafte Ablösung wird sich vor allem in einer übertriebenen Abhängigkeit von der Anerkennung eigener Leistungen durch die Mutter bzw. durch den (Ehe-) Mann äußern und

in einer Unterdrückung sexueller Bedürfnisse, die bis zur Frigidität reichen kann.

Aufgrund der Tatsache desselben Geschlechts, das Mutter und Tochter verbindet, hat das Mädchen spezifische Schwierigkeiten, die Bindung an die Mutter aufzulösen. (Vgl. dazu: Chasseguet-Smirgel, 1974) Dabei ist die spezielle Situation des Mädchens während der Adoleszenz in unserer Gesellschaft dadurch gekennzeichnet, daß sie in der Regel einer verstärkten elterlichen Kontrolle und Behütung ausgesetzt ist und daß ein verschärfter Druck in Richtung auf ein geschlechtsrollenkonformes Verhalten ausgeübt wird.

Jedoch wird zunehmend auch für Mädchen die Suche nach einer eigenständigen Identität in der Adoleszenz zum zentralen Anliegen und gesellschaftlich gesehen zum Erfordernis. (Siehe dazu: Savier/ Wildt, 1978) Die Geschlechtsrollenidentität (die die sexuelle Identität mit umfaßt) beeinflußt alle anderen Aspekte der Identität. Auf der Grundlage der im Elternhaus vorgelebten Geschlechtsrollen kann nun die Auseinandersetzung mit den gesellschaftlich definierten Geschlechtsrollenstereotypen stattfinden.

Die Tatsache des sich ändernden weiblichen Rollenbildes stellt an die Frau eine besondere Herausforderung bezüglich einer autonomen geschlechtsspezifischen Identität. Die Verbindlichkeit gesellschaftlicher Normen beeinflußt die Art der Lösung der Adoleszenzkrise: "Ist die verpflichtende Kraft dieser Normen gelockert, wie wir es heute beobachten, so ist der Heranwachsende an dieser biografischen Nahtstelle vor die Wahl 'gestellt', dem Vorbild seiner Eltern und den durch sie verkörperten Werten zu folgen, sie zu negieren oder aber kritisch abzuwandeln (Parow et al., 1976, S. 14). Eine Synthese zwischen gesellschaftlichen Normen und eigenen Bedürfnissen und Vorstellungen würde von der Fähigkeit zu einer balancierenden Ich-Identität zeugen. Das Erreichen der "postkonventionellen Moral" (nach dem Kohlbergschen Phasenmodell) bzw. die Fähigkeit zu einer balancierenden Ich-Identität ist auch für Frauen eine objektive gesellschaftliche Notwendigkeit. Die Erwar-

tungen und Anforderungen an die erwachsene Frau variieren nicht nur je nach Situation sondern auch je nach dem biografischen Abschnitt, in dem sie sich gerade befindet.
In Anlehnung an die drei Hauptstufen der Kohlbergschen Theorie der kognitiv-moralischen Entwicklung wird neuerdings von einigen Autoren die Entwicklung von Geschlechtsrollenidentität als 3-phasiger nicht-linearer Prozeß gesehen.[64] Nach diesem Modell wird im Jugendalter die 3. Stufe der Geschlechtsrollen-Transzendenz von Erwachsenen erreicht, d.h. die Grenzen der Geschlechtsrollenstereotypen werden zugunsten einer individuellen Synthese von als "männlich" bzw. als "weiblich" definierter Verhaltensweisen überschritten. Schon Mischel (1970) unterscheidet zwischen dem Erwerb von Verhaltenskompetenzen und der Ausführung von Verhaltensweisen. Er geht davon aus, daß zwar von beiden Geschlechtern weitgehend dieselben Kompetenzen erworben, aber situationsspezifisch und das bedeutet (aufgrund der nach Geschlecht differierenden Erwartungen) geschlechtsspezifisch ausgeübt werden.

Der eine pseudogemeinschaftliche Ehe- und Familienbeziehung kennzeichnende Mechanismus der "Mystifizierung" beeinträchtigt bzw. verhindert (je nach Intensität) die notwendigen Identifikationsprozesse des Kindes. In einer pseudogemeinschaftlichen Familie wird die von der Mutter verkörperte weibliche Geschlechtsrolle der Tochter ein unlösbares Identifikationsproblem - und das bedeutet in dieser Entwicklungsphase Identitätsproblem - aufgeben. Die Tochter kann entweder das von der Mutter verkörperte Rollenmodell übernehmen und wird in diesem Falle die inneren Spannungen reproduzieren, die durch die "mystifizierte" Diskrepanz zwischen real gelebter Geschlechtsrolle und verkündeter Rollen-Ideologie entstehen. Oder es kommt bei der Tochter zu einer negativ bestimmten Identität, d.h. sie lehnt das Rollenmodell der Mutter ab. Ein derartig negativ bestimmtes Selbstkonzept wird sich in der Ablehnung der eigenen Person äußern, in Unzufriedenheit und einem - innere Spannungen auslösenden - Schwanken zwischen Akzeptieren und Ablehnen der eigenen Identität. Das uneindeutige, durch

64) Siehe dazu Block, 1973, Hefner et al., 1975, Pleck, 1975, Parsons, 1978; siehe Bilden, 1980.

"Mystifizierung" gekennzeichnete Wertesystem (hier die Geschlechtsrollen betreffend) der pseudogemeinschaftlichen Familie kann der Tochter in der Adoleszenz keine Orientierungshilfe geben, kein Fundament sein für die zur eigenen Identitätsbildung notwendige Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Normen. Die Ablösung von der Mutter und eine eigenständige weibliche Identität kann die Tochter in diesem Falle nicht erreichen. Die daraus resultierenden sexuellen Probleme wie auch die unbefriedigenden Interaktionen mit Menschen beiderlei Geschlechts zeigen sich deutlich v.a. beim Eingehen heterosexueller Beziehungen, in denen eine Lösung all dieser Konflikte gesucht wird (Phase III des hier vorgetragenen Verlaufsmodells).

Die erforderlichen identitätsfördernden Fähigkeiten werden im Falle pseudogemeinschaftlicher Beziehungen in der Herkunftsfamilie auch in der Phase der Adoleszenz nicht ausgebildet: Die Tochter bleibt abhängig vom pseudogemeinschaftlichen familialen Interaktionssystem, das jedoch per definitionem Abhängigkeitswünsche nicht wirklich befriedigen kann. Parow et al. (1976) weisen zu Recht darauf hin, daß sich 'Sucht' so direkt wie kein anderes Symptom auf das Thema der Abhängigkeit bezieht: "... die Abhängigkeitsbedürfnisse, die in sozialen Beziehungen nie befriedigt werden konnten, werden stellvertretend von der Droge befriedigt" (S. 61). Die nicht befriedigten Abhängigkeitswünsche und die dadurch mitbedingte scheiternde Ablösung von der Herkunftsfamilie zeigen sich u. a. in Versuchen, von zu Hause wegzulaufen oder in den entsprechenden Phantasien.

Die Phase II des Verlaufsmodells ist gekennzeichnet durch die Möglichkeit verschiedener Entwicklungsrichtungen: gelingende Beziehungen zu Gleichaltrigen bzw. zu Erwachsenen außerhalb des Elternhauses oder eine gezielte Therapie könnten die bestehende Interaktionsstörung beheben. Es ist ferner möglich, daß es nicht zu einer Alkoholabhängigkeit kommt sondern zu anderen Prozessen, deren späteres Ergebnis als 'abweichendes Verhalten' bezeichnet wird (z.B. Diebstahl, Mißbrauch anderer Drogen usf.). Die Kernfrage lautet jedoch hier, welche Prozesse die in ihrer Identitätsfähigkeit gestörte Jugendliche veranlassen, mittels Alkohol eine Selbstmedikation zu versuchen.

Ich gehe davon aus, daß die interaktionsgestörte Jugendliche unfähig ist, die in der Adoleszenz neu auftretenden sozialen Probleme durch aktive Teilnahme an Interaktionen und im Sinne der Entwicklung von Identität zu lösen. Da in dieser Entwicklungsperiode bereits eigene Lösungen erwartet werden, wählt sie mit zunehmender Deutlichkeit einen anderen Weg: den der passiven Problemlösung. Hier bietet sich nun in unserer Gesellschaft der Alkohol an, einmal aufgrund seiner pharmakologischen Wirkung und zum anderen aufgrund der vorherrschenden Einstellung zum Alkoholkonsum; die gesellschaftlichen Trinknormen, die einen lange Zeit unentdeckt bleibenden Alkoholmißbrauch geradezu fördern, gelten zunehmend ebenso für Frauen, vor allem für jüngere Frauen aus gehobeneren Schichten.

Die Wirkung des Alkohols, ebenso wie die gesellschaftlich definierten Trinksitten, werden dem Nachwuchs im Verlauf der speziellen Sozialisation bezüglich Alkohol vermittelt. Bei Mädchen ist davon auszugehen, daß der spezielle Einfluß der Gleichaltrigengruppe relativ gering ist, vor allem auch aufgrund der spärlichen Beteiligung der späteren Alkoholabhängigen an Freizeitgruppen. Die Repräsentativuntersuchung von Wieser (1973) hat gezeigt, daß "in der Bundesrepublik Deutschland die Familie als die wichtigste Übermittlerin der Trinkkultur" wirkt (S. 180). Häufiger noch als für männliche Alkoholiker wird in der Literatur über Alkoholprobleme in der Herkunftsfamilie alkoholabhängiger Frauen berichtet (Zahlenangaben: siehe oben S.34ff). Die schichtspezifische Untersuchung

von Wanberg und Horn (1973) zeigt, daß sich Alkoholabhängigkeit bei den engsten Familienangehörigen überwiegend bei alkoholabhängigen Frauen aus den unteren bis niedrigsten Schichten findet.

Wesentlich ist für die vorliegende Arbeit die Frage, ob die aus einer pseudogemeinschaftlichen Familie stammende Jugendliche eine balancierende Identität gegenüber dem Alkoholkonsum entwickeln kann. Sie wird aller Wahrscheinlichkeit nach in der Herkunftsfamilie die Erfahrung machen, daß bereits mäßiger Alkoholkonsum, beispielsweise bei Familienfesten, zu einer wohltuenden Lockerung der sonst durch Rigidität gekennzeichneten Beziehungen führt. Die Bedeutungszuschreibungen bezüglich Alkohol, denen die Heranwachsende innerhalb und außerhalb der Familie begegnet, ebenso wie die pharmakologische Wirkung dieser Droge, legen eine utilitaristische Verwendung im Sinne einer Selbstmedikation nahe. Zudem beeinflußt das 'mystifizierte' und dadurch ambivalente Wertesystem einer pseudogemeinschaftlichen Familie ausschlaggebend die Haltung des heranwachsenden Mädchens auch gegenüber dem Alkoholkonsum, mit dem sie in dieser Lebensphase auch außerhalb der Familie normalerweise konfrontiert ist.[65] Auf dieser Basis wird sie keine autonome und flexible Einstellung zum Alkoholkonsum entwickeln, sondern sie ist der pharmakologischen Wirkung ebenso wie der gesellschaftlich vorherrschenden Bedeutungszuschreibung des Alkohols orientierungslos ausgeliefert.

Die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß die aus einer pseudogemeinschaftlichen Familie stammende Jugendliche eine Prägung bezüglich des Alkohols erhält, die ihr nahelegt, Probleme durch eine Selbstmedikation mit Alkohol zu lösen. Damit wird in der Phase II die Grundlage gelegt für den zunehmend gezielten Einsatz des Alkohols, wenn aufgrund der Interaktionsstörung vor allem mit der Aufnahme intimer heterosexueller Beziehungen die Spannungszustände, die Gefühle des Versagens und der Minderwertigkeit subjektiv unerträglich werden. Im hier vertretenen Modell beginnt dann die Phase III, an deren Ende die Alkoholabhängigkeit steht.

65) Zum Alter des ersten öffentlichen Alkoholkonsums siehe Wieser, 1973, S. 49.

Bezüglich der Entwicklung der späteren Alkoholabhängigen in der Adoleszenz werden folgende spezielle Hypothesen aufgestellt:

1. Die Integration aller Identifikationen aus den durchlebten Krisen der Kindheit in die neue Qualität der Ich-Identität - und damit der notwendige Erwerb einer neuen Qualität der identitätsfördernden Fähigkeiten - scheitert.
2. Die bereits bestehende Interaktionsstörung wird vertieft und manifestiert sich in unbefriedigenden Beziehungen zur Gruppe der Gleichaltrigen, speziell zu heterosexuellen Partnern, in einer unbefriedigenden Lösung des Problems der Vorbereitung auf die Berufsrolle und vor allem in der mißlingenden inneren Ablösung vom familialen Beziehungssystem und dabei wiederum insbesondere von der Mutter.[66]
3. Die scheiternde geschlechtsspezifische Identitätsbildung zeigt sich in einer unkritischen Übernahme bzw. Ablehnung des mütterlichen Rollenvorbildes - oder in einem Pendeln zwischen diesen beiden Schein-Lösungen der Adoleszenzkrise. Dabei verhindert die gestörte geschlechtsspezifische Identität die Integration der körperlichen Reife in ein neues Selbstbild sowie die angstfreie Besetzung der eigenen Sexualität. Diese Störung und die sie begleitenden Spannungsgefühle zeigen sich in aller Deutlichkeit erst später bei dem Versuch, heterosexuelle Liebesverhältnisse einzugehen - im hier vorgelegten Verlaufsmodell in der Phase III.
4. Die aus einer pseudogemeinschaftlichen Familie stammende Jugendliche wird keine autonome und flexible Einstellung zum Alkoholkonsum entwickeln. Die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß sie eine Prägung bezüglich des Alkohols erhält, die es ihr nahelegt, Probleme durch eine Selbstmedikation mit Alkohol zu lösen.

66) Die hier genannten Faktoren sind zugleich Ursachen und Manifestationen der Interaktionsstörung bzw. der mangelnden Identitätsfähigkeit.

4.3 Die Gleichaltrigengruppe

Die Entwicklung in der oralen, analen und ödipalen Periode ist im Rahmen der Fallstudie bereits in der Phase I des Verlaufsmodells geschildert worden. Es geht an dieser Stelle um die Darstellung wesentlicher Entwicklungsfaktoren in der Latenzzeit und der Adoleszenz.

In der Latenzperiode und verstärkt in der Adoleszenz gewinnen die Beziehungen zu den Gleichaltrigen an Bedeutung für die Entwicklung. Jetzt müssen die bisher im Elternhaus erworbenen Grundqualifikationen ihre Tragfähigkeit erweisen und eine altersgemäße Vertiefung und Ausweitung erfahren.

Für Doris I. ist es nicht möglich gewesen, den Rahmen der Familienbeziehungen ihrem Alter entsprechend schrittweise durch intensive und gelingende Kontakte zu Gleichaltrigen zu überschreiten. Einmal hinderten sie die Eltern durch äußeren Zwang daran und zum anderen belastete ein Gefühl der Ängstlichkeit und Unzulänglichkeit den Kontakt zu Gleichaltrigen.

> "Ich bin nie gerne in die Schule gegangen ... Aber bis zur 5. Klasse Grundschule, da flog mir alles zu; da hatte ich, ohne was Großartiges zu tun, Erfolge - allerdings nur Lernerfolge; denn in der Schule, so mit Cliquen, da war ich auch immer außerhalb. Ich bin nicht mitgegangen, war eben eher Außenseiter schon in der Grundschule. Ich hatte schon - ja Freunde kann man nicht sagen, ich war eher Außenseiter. Ich habe mich immer so schrecklich linkisch gefühlt. Die anderen durften nach der Schule ein bißchen rumtrödeln und ich mußte pünktlich zu Hause sein, auf die Minute ... Auch in der Oberschule war ich nie in einem harten Kern. Die Mädchen, die so auf Streiche aus waren, die fand ich zwar toll und hab' das auch bewundert - aber da fühlte ich mich gar nicht so hingezogen, also ich wollte gar nicht dabei sein. Ich durfte auch sowieso nie jemanden mit nach Hause bringen ..."

Doris wurde schon als Kind ständig vor "schlechtem Umgang" gewarnt; ihr war allerdings nicht klar, was die Eltern damit meinten. Aus ihrer Unsicherheit heraus reagiert sie mit Rückzug.

"Ja, da war ein großer Unterschied, was in der Familie akzeptiert war und was draußen. Nur traute ich mich nie, irgendwo was anderes zu äußern - da habe ich dann immer gar nichts gesagt."

In der Adoleszenz leidet Doris zunehmend unter dem Gefühl der Minderwertigkeit, der Beziehungslosigkeit, unter ihrem "linkischen Auftreten" - ein Gefühl, das ihr äußere Erfolge nicht mehr nehmen können.

"Während der Lehrzeit fing ich an mit der Tanzschule und Turniertanz und merkte schon, daß mich alle nett fanden und die Jünglinge mir nachrannten ... Ich fand mich selber zwar nicht vollwertig, aber ich konnte meine Wirkung da so abschätzen. Aber mir war immer bewußt, daß ich wenig Bildung hatte, ich litt richtig unter meinem Bildungsmangel. Wenn dann so über Bücher gesprochen wurde, die ich alle nicht kannte, stand ich total daneben. Da habe ich am meisten unter meiner Ehrgeizlosigkeit gelitten, daß ich mich nicht aufraffen konnte ... Vor allem habe ich in der Zeit, so mit 16/17 Jahren stark darunter gelitten, daß ich keinen richtigen Bezug zu irgend jemand hatte, zu dem ich hätte richtig reden können oder der mit mir spricht."

In der Gruppe der Gleichaltrigen findet Doris trotz der Bewunderung, auf die sie stößt, keine Möglichkeit, die bestehende Interaktionsstörung zu mildern oder gar zu beheben. Im Gegenteil - ihr Gefühl der Unzulänglichkeit wächst.

4.4 Die Ablösung vom Elternhaus

Doris wird als Heranwachsende von den Eltern bevormundet wie ein kleines Kind; jeder Ansatz eigenständigen Handelns oder einer eigenen Meinungsbildung wird im Keime erstickt; die Unterdrückung im Rahmen der fortbestehenden pseudogemeinschaftlichen Beziehungen wird gleichzeitig verschleiert. Doris reagiert mit totaler Anpassung und einem eher unbewußten und unklaren Gefühl innerer Auflehnung.

> "Es war ganz strikt festgelegt in der Familie, was erlaubt ist und was verboten ist, ja ohne die geringste Ausweichmöglichkeit. Es gab auch keine Entschuldigung, wenn man z.B. um 9 Uhr nicht zu Hause war, da hätte der Bus verunglücken können, das zählte nicht. Widerspruch war bei meinen Eltern einfach nicht möglich. Wenn ich ausgehen wollte, mußte ich heimlich abhauen, auch mit 16 oder 17 Jahren noch. Eine Diskussion war unmöglich; da gab's keine Diskussion drüber: was richtig ist, das stand fest - von oben!
>
> Als Kind hatte ich das Gefühl, ich werde ungerecht von den Eltern behandelt - als Jugendliche wurde ich einfach unterdrückt, weil ich ja nie meine Meinung mal sagen durfte. Und wenn ich sie mal gesagt habe, wurde ein Theater gemacht, weil die ja falsch war. Ich verteidigte weder meine Freundinnen, die ich haben wollte, noch sonst was. Nur meinen Mann später, aber ohne Erfolg. Ich fand das auch nutzlos, warum soll ich mit jemandem debattieren, der von seiner Meinung auf jeden Fall so 100 %ig überzeugt ist, daß er dem anderen nicht mal zuhört. Aber immer hieß es: bildet ihr euch nur euere eigene Meinung ... Dabei hätte ich meine Eltern immer verteidigt bis aufs Messer, alles und jedes, daß sie recht haben, obwohl ich gewußt habe innerlich irgendwie, daß es nicht stimmt ..."

Die bei Doris immer wiederkehrenden Gedanken ans 'Weglaufen' können als verzweifelter Versuch einer Ablösung verstanden werden, einer Ablösung durch abrupten Rückzug. Diese Phantasien des Weglaufens lösen bei Doris die intensiven 'Sterbephantasien' ab, die ihre Kindheit beherrschten. Derartige Vorstellungen deuten auf die unbefriedigte Suche nach Liebe hin, auf ein Bedürfnis nach Abhängigkeit, das in der Kindheit von den Eltern nicht gestillt wurde und nun umschlägt in trotzige Phantasien von sofortiger und völliger Unabhängigkeit. Sie fühlt sich zu Hause nicht geborgen und findet Trost in der Vorstellung, eigenes Geld zu verdienen, um Unabhängigkeit zu erreichen.

"Wenn ich irgendwas über die Eltern erzählt hätte, vielleicht gar nichts Schlechtes, dann hätte ich ja irgendwo gegen dieses Gesetz, nichts aus der Familie raustragen, hätte ich ja gesündigt. Es war aber überhaupt kein Zusammenhalt da, in Wahrheit. In der Not wäre ich nie zu meinen Eltern gegangen, bei finanziellen oder irgendwelchen anderen Problemen. Das wäre für mich der letzte Ausweg, auch heute noch. Ich hatte immer das Gefühl, ich möchte weg. Darum bin ich ja auch mit 14 Jahren in die Lehre, weil ich gemeint habe, wenn ich berufstätig bin ... mit Geld kann ich ja weg. Geld spielte bei uns eine große Rolle. Mir wurde immer vorgehalten, was ich alles koste ... Ich wollte immer weg und selbständig wohnen - hatte immer das Gefühl, du mußt hier raus. Ich bin nie weggelaufen, aber ich hatte immer den Gedanken; hab' mehr dabei an meine Eltern gedacht, wie sie dann wohl reagieren, denen eins auszuwischen, die sollten dann mal sehen, was sie an mir haben!"

Eine den eigenen Neigungen entsprechende und subjektiv befriedigende Berufswahl ist als Ausdruck von wachsender Autonomie und gelingender Ablösung von den Eltern zu werten. Bei Doris ist zwar der Beginn einer Lehre von dem Wunsch bestimmt, sich von den Eltern zu lösen - um eine Berufswahl auf der Grundlage persönlicher Neigungen handelt es sich jedoch nicht. Mit dem Beginn einer von den Eltern gewünschten Lehre zum Einzelhandelskaufmann werden die Weichen gestellt für den späteren Eintritt ins elterliche Geschäft und damit für eine Abhängigkeit von den Eltern bis weit ins Erwachsenenalter hinein. Der elterliche Druck wird auch in diesem Punkt verschleiert: die 14-jährige Doris hat gar nicht die Chance, einen selbständigen Berufswunsch zu entwickeln und bei der Entscheidung positiv mitzureden.

"In der 3. Klasse Oberschule sollte ich sitzen bleiben und da habe ich gedacht, dann gehe ich lieber in die Lehre. Ich wollte nämlich immer Geld verdienen, um von zu Hause wegzukommen. Was ich dann gelernt hab', haben im Endeffekt meine Eltern bestimmt. Für mich gab's nur drei Berufe: Frisöse, Stenotypistin und Verkäuferin. Mehr kannte ich gar nicht. Da hieß es also, Frisösinnen sind leichte Mädchen. Darunter konnte ich mir damals gar nichts vorstellen, und Stenotypistin wollte ich nicht werden. Also blieb nur noch Verkäuferin - und das war also das, was meine Eltern meinten und wollten. Sie waren ja immer sozusagen 'einer' Meinung - und es wurde auch überhaupt nicht drüber geredet, ob es außer diesen drei Berufen noch eine andere Möglichkeit gibt. Heute würde ich sagen, sie hätten meine handwerklichen Fähigkeiten sehen müssen - aber so weit ging das Einfühlungsvermögen nicht ... Unsere Eltern hätten uns das Recht, jeden Beruf zu wählen, schon zugestanden. Nur haben sie selber erst mal die Möglichkeit dazu verbaut. Wir

hatten die freie Wahl, vorausgesetzt, wir sind ihrer Meinung ... Heute würde ich sagen, ich hätte einen ganz anderen Beruf erlernt, ich war nämlich immer schon handwerklich begabt."

Die hoffnungsvolle Vorstellung, das Elternhaus zu verlassen, begleitet Doris während ihrer ganzen Lehrzeit, die sie mit dem Ziel absolviert, Geld zu verdienen, um endlich weggehen zu können. Nach beendeter Lehre sucht sie sich eine Stelle als Haustochter im Ausland. Aber diese äußerliche Trennung, die von den Eltern im Grunde nicht zur Kenntnis genommen wird, setzt keinen inneren Ablösungsprozeß in Gang. Nach einem Jahr kehrt Doris ins Elternhaus und zugleich in eine noch stärkere Abhängigkeit zurück: sie beginnt, im elterlichen Geschäft zu arbeiten.

"3 Tage nach meinem 18. Geburtstag habe ich eine Stelle als Haustochter im Ausland angetreten. Komisch, meine Eltern haben das ohne Kommentar akzeptiert. Ich habe nie gehört, bleib' doch hier, Du tust Dich leichter. Dort im Ausland hatte ich die totale Freiheit: ausgehen, tanzen ... Auf meine begeisterten Briefe reagierten die Eltern erst gar nicht und dann nahmen sie meine Erlebnisse nicht zur Kenntnis ..., einfach gleichgültig. Als ich nach einem Jahr zurückkam, ging die Abhängigkeit einfach weiter ..."

Bald darauf überstürzen sich die Ereignisse, die Doris in der Folge noch stärker ans Elternhaus fesseln. Die starke innere Abhängigkeit nimmt keineswegs ab und manifestiert sich mit zunehmender Deutlichkeit (in der Phase III).

"Ich habe alles versucht, um mir Liebe zu erkaufen. Das ging bis zum Schluß [1977] , indem ich das Geschäft meiner Eltern geführt habe für einen Mindestlohn ohne Aufzumucken und dann hören wollte, Du bist ja toll, wir sind Dir dankbar. Aber das kam ja nie... Das fing als Kind an mit noch mehr gepflückten Blümchen ..."

4.5 Die Mutter-Tochter-Beziehung und die Entwicklung von geschlechtsspezifischer Identität

Die eigene Geschlechtsrolle im Sinne einer balancierenden Identität übernehmen und ausfüllen, bedeutet die gelungene Integration von personaler (auf den Lebenslauf bezogen), sozialer (auf die unterschiedlichen Rollen bezogen, wobei die Erwartungen nach Geschlecht differieren) und sexueller Identität. (Siehe oben S.79) Ohne diese Leistung ist eine Identitätsentfaltung - zumindest in unserer Gesellschaft - nicht denkbar. Mangelhaft entwickelte identitätsfördernde Fähigkeiten gehen folglich immer einher mit einer gestörten geschlechtsspezifischen Identität; konkret bedeutet dies, daß die betreffende Frau alltägliche Interaktionen nicht im Sinne einer Identitätsfindung bewältigen kann.

Identität - hier definiert als Balanceleistung zwischen sozialen Erwartungen in den obigen drei Dimensionen und eigenen Bedürfnissen - kann nicht vom eigenen Körper und damit von der Sexualität abstrahieren. Im Gegenteil - die vorliegende Arbeit geht davon aus, daß sexuelle Identität (psychoanalytisch ausgedrückt: die "angstfreie Besetzung der eigenen Sexualität", siehe oben S.148) wesentlicher Ausdruck für das Verlassen des Status einer Tochter ist und Symbol für die Übernahme der Erwachsenenrolle. Erst vom Erwachsenen wird im vollen Umfang eine balancierende Identität verlangt. Die notwendigen identitätsfördernden Fähigkeiten müssen schrittweise dem Alter entsprechend in jeder Entwicklungsphase eine neue Qualität erreichen. Die entscheidende Entwicklungsphase, die den Übergang zum Erwachsenenstatus mit sich bringt, ist die Adoleszenz (ca. 13 - 25 Jahre), die geprägt ist durch die Auseinandersetzung mit der körperlichen Reife und der Sexualität. Diese Auseinandersetzung baut auf den in früheren Abschnitten erworbenen spezifischen Prägungen auf und wird entscheidend beeinflußt durch die besondere Mutter-Tochter-Beziehung.

In der Fallstudie soll die Mutter-Tochter-Beziehung auf folgende Fragestellungen hin durchleuchtet werden:

1. die Einstellung der Mutter zur Frauenrolle und zur Sexualität - so wie sie in dieser Beziehung von der Tochter erlebt wird,
2. die sexuelle Aufklärung der Tochter,
3. die Übernanme der Frauenrolle durch die Tochter.

Für eine pseudogemeinschaftliche Familienbeziehung kann unterstellt werden, daß Korrektive von außen kaum Einfluß auf die Entwicklung der Tochter erlangen.

Die Persönlichkeit der Mutter von Doris wurde bereits geschildert. (Siehe oben S.123) Für den vorliegenden Abschnitt ist wesentlich, daß die Beziehung zur Mutter für die Tochter die Grundlage für alle späteren Beziehungen bildet, daß die Einstellung der Mutter zur eigenen Sexualität sowie auch zur körperlichen Entwicklung der Tochter wiederum die Basis für die sexuelle Identität der Tochter abgibt, und daß die Mutter die erste Vermittlerin der kulturellen Erwartungen an die weibliche Rolle ist. Klar definierte und offen gelebte (d.h. nicht mystifizierte!) Geschlechtsrollen in der Elternbeziehung sind wesentlich für eine gelingende Identifizierung der Tochter mit der Mutter. Ebenso wichtig ist jedoch die Art und Weise, in der die Mutter mit der eigenen Sexualität umgeht: sie vermittelt der Tochter die Grundlage für deren sexuelle Identität.

Der Mutter (und mit zunehmendem Alter auch dem Vater) kommt hier umso größere Bedeutung zu, als die in unserer Gesellschaft vorherrschende Bedeutungszuschreibung in Bezug auf Sexualität als äußerst ambivalent bezeichnet werden muß; auf dieses Problem kann jedoch an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden.

Die erste Erinnerung, die Doris an die Einstellung der Mutter zum weiblichen Körper hat, beinhaltete für sie eine Art Verbot, den eigenen Körper kennenzulernen und auch, sich mit Fragen dieser Art an die Mutter zu wenden.

> "Meine Mutter war immer schon so. Ich kann mich erinnern, in L. waren wir in einer Toilette zusammen, ich war noch ein ganz kleines Mädchen von 4 oder 5 Jahren. Und da ist so eine Klosterfrau abgebildet gewesen, heute weiß ich, Camelia oder ähnliches stand darunter; und ich fragte meine Mutter, was das zu bedeuten hat. Sie ist knallrot geworden und hat irgend-

> was gesagt; das ist mir heute noch bildlich vor Augen, ich wußte, da hatte ich eine verbotene Frage gestellt; das war für sie ein richtiger Schock, ich hab' das gefühlsmäßig mitgekriegt, daß das nicht richtig war, da zu fragen. Und später weiß man schon, mit sowas brauchst Du nicht zu deiner Mutter gehen, die fühlt sich da gestört. Ich hätte mich mit sexuellen Fragen niemals zu meiner Mutter gewagt - und da waren ja massiv welche vorhanden, als ich die Periode zum Beispiel gekriegt habe."

Im Laufe der Kindheit bekommt Doris den Eindruck, Sexualität sei etwas Schmutziges. Dieser Eindruck wird ihr durch Gleichaltrige vor allem im Lager vermittelt und im Elternhaus nicht aufgefangen sondern verstärkt.

> "Also so ein richtig gutes Verhältnis, wo der Sex einfach mit 'ne Rolle spielt - das hatten meine Eltern bestimmt nie. Das hat mir den Eindruck gegeben, Sex ist verboten, wenn nicht gar schmutzig. Wir kamen dann ja in ein Flüchtlingslager - da war ich 8 Jahre - wo entsprechende Zeichnungen an den Toiletten waren und an den Mauern, und dann hört man von den Kindern so Liedchen ... Und dadurch, daß man im Elternhaus keinen Vergleich hat, sondern daß es da auch totgeschwiegen wurde, kriegt man den Eindruck, also Sex schlechthin gehört sich überhaupt nicht."

Der Mutter von Doris ist es nicht gelungen, ihr eigenes Identitätsbewußtsein als Frau ausreichend zu festigen. Auch als die Tochter in die Pubertät kommt, schweigt sie über das Thema Sexualität. Sie spricht völlig unklare Warnungen aus, besorgt der Tochter aber weder ein Aufklärungsbuch noch veranlaßt sie den Vater zu einem Aufklärungsgespräch: sie ignoriert einfach die körperliche Reife der Tochter. Doris selbst hat nicht soviel Unabhängigkeit und Autonomie erreicht, um sich die notwendigen Informationen anderweitig zu beschaffen. Sie macht sich derartig falsche Vorstellungen vom eigenen Körper, daß sie im Alter von 16 Jahren glaubt, ein Kuß könne zur Empfängnis führen. Über ihre starken Ängste redet sie mit keinem Menschen. Als sie mit 19 Jahren Geschlechtsverkehr aufnimmt, begreift sie dessen Bedeutung und mögliche Folgen nicht, da sie nicht gelernt hat, autonom und verantwortlich für sich selbst mit der Sexualität umzugehen. Sie verheimlicht das Erlebnis vollständig - Sexualität bleibt etwas Verbotenes, das man einfach tut.

"Aufgeklärt hat mich nie jemand. Bei meinen Eltern wurde da nicht drüber gesprochen. Man wusch sich zwar untenrum, aber mein Körper, der existierte nur bis zum Hals bei mir und bei meinem Bruder bis zum Bauchnabel ... Meine Mutter hatte zwar immer gesagt, sei ja vorsichtig - aber ich wußte ja nicht wie und wieso. Und als mich ein Junge das erste Mal geküßt hatte - da war ich 16 oder 17 - und der küßte mich einmal auf der Bank; von da an mochte ich den überhaupt nicht mehr leiden, und hinterher habe ich dann monatelang gemeint, ich krieg' ein Kind. Das war entsetzlich: ich kriegte auch keine Periode mehr schlagartig und hatte wahnsinnig Angst. Da war ich noch in der Lehre und dachte immer, wie soll ich das denen allen sagen! Ich hab's niemandem gesagt, ich dachte: das verheimlichst Du solange Du es kannst. Es war ganz schlimm. Ich dachte auch immer, ich krieg' einen dicken Bauch und hatte wahnsinnige Angst ...

Aber als ich dann wirklich mit meinem späteren Mann ins Bett gegangen bin, da hab' ich mir nichts mehr gedacht. Ich war einfach zu naiv. Daß ich fähig wäre, ein Kind überhaupt zu bekommen, das konnte ich mir nicht vorstellen. Nach außen habe ich einfach alles verschwiegen. Meine Mutter hätte das nicht ahnen dürfen, ich hätte es auch nie einer Freundin erzählt ... Eine Zeitlang ging ja alles gut, bis ich dann tatsächlich ein Kind erwartete."

Aber nicht nur das unausgesprochene Verbot der Mutter, den eigenen Körper zu kennen, prägt Doris sondern auch eine andere Botschaft: eine Frau verfügt nicht über ihre eigene Sexualität sondern ihr Ehemann; Sexualität bedeutet nicht körperliche Freude sondern ist ein Mittel, ein Opfer für die Beziehung zum Ehemann. Diese Einstellung der Mutter ist mystifiziert, indem sie vorgibt, ihre Bedürfnisse seien mit denen des Ehemannes immer identisch. Doris lehnt diese Haltung zwar auf einer bewußten Ebene ab, jedoch reproduziert sie genau das Verhalten der Mutter in ihrer Beziehung zum eigenen Ehemann. (Siehe unten S.171ff.)

"Meine Mutter spricht das Wort Sexualität auch heute noch nicht aus. Wenn ich sie mit dem Thema jetzt provoziere, fängt sie sofort das Flüstern an, selbst wenn wir ganz alleine sind, und sie selber spricht es sowieso nicht aus. Sie windet sich geradezu, aber mit einem Lächeln im Gesicht. Sie sagt auch nicht, ich will über das Thema nicht reden, nein das geht auch nicht ... Ich hab' immer das Gefühl gehabt, daß meine Mutter eigentlich der Sexualität ablehnend gegenübersteht, was sie aber vor sich und anderen überhaupt nicht zugeben darf und kann. Im Gegenteil, sie hat sich immer so verhalten: eine Frau die muß, die muß auf jeden Fall und unter allen Umständen, also eine Frau, die muß in jeder Situation zärtlich sein können, darf den Mann nie ablehnen; denn das ist wohl der Kern der Ehe ..."

Die Mutter von Doris verfügt nicht über eine ausreichende Geschlechtsidentität; um sich überhaupt definieren zu können, klammert sie sich an die weibliche Geschlechtsrolle, mit der sie folglich nicht flexibel und im Einklang mit ihren persönlichen Bedürfnissen umgehen kann: sie kann nicht allen aus der Rolle ableitbaren Erwartungen entsprechen und leidet trotz aller großen Leistungen unter Schuldgefühlen; sie bekommt wenig Anerkennung von der Familie. Die objektiven Leistungen der Mutter, ihre Selbstdisziplin, ihr Charme haben Doris stark beeindruckt; sie übernimmt einerseits völlig unkritisch das mütterliche Vorbild:

> "In der Pubertät war sie als Frau mein Vorbild; ich wollte genauso perfekt sein. Ich wollte auch diese Selbstdisziplin erreichen, die meine Mutter hat. Dieses Sich-Nicht-Gehenlassen, in keiner Beziehung auseinanderfallen irgendwo. Sie erschien mir vom Aussehen, vom Auftreten und vom Wesen ideal. Gerade diese charmante Art, das drängt sich mir auf; sie hat wirklich Charme gehabt. Nur vieles war eben aufgesetzt, aber das konnte ich damals eben nicht beurteilen. Aber so wollte ich sein. Ich war viel schlampiger, viel schludriger im ganzen Wesen. Und das habe ich an ihr bewundert, daß sie mit einer Konsequenz da alle Sachen durchzieht; auch wenn es sie starke Überwindung, Nerven und Kraft kostet - sie schafft es mit einem Lächeln. Dieses Vorbild wollte ich schon erreichen, aber das ist mir nie gelungen. Und das hat mir Schuldgefühle gemacht. Gerade als ich selber dann schon verheiratet war - Kind, Mann und Geschäft, das kriegte ich einfach nicht unter einen Hut. Nur habe ich übersehen, meine Mutter kriegte es im Endeffekt auch nicht unter einen Hut, nur war mir das nicht klar."

Die unausgesprochene, aber offen vertretene Botschaft der Mutter lautet: eine richtige Frau setzt alle ihre Energien ein für ihre Aufgaben im Beruf und in der Familie; gleichzeitig ist sie charmant und von tadellosem Äußeren - sie hat keine eigenen Bedürfnisse und übt ständig größte Selbstdisziplin. Die Mutter gibt vor, auf diese Weise glücklich zu sein und in völliger Übereinstimmung mit ihren eigenen Bedürfnissen und ihrem Gatten zu leben. Trotz dieser "Mystifizierung" vermittelt sie Doris eine verdeckte andere Botschaft, nämlich das Gefühl, daß sie unglücklich ist, daß alle diese Anstrengungen ihr keine Liebe eintragen, daß vor allem ihre Beziehungen zum Ehemann unbefriedigend sind, und daß die verkündete Eintracht nicht der Realität entspricht.

Die Rolle der Mutter erscheint Doris gleichzeitig erstrebenswert und andererseits wieder total abschreckend, da sie das Resultat, nämlich unglücklich zu sein, nicht für sich selbst wünscht.

> "Die Aufgaben der Frau, wie ich's an meiner Mutter sah, das machte mir Angst, dem nicht gerecht werden zu können. Ich hatte aber gleichzeitig die Gewißheit, daß ich das alles viel besser selbst bewältigen würde als meine Mutter: ich hätte so komische Streitereien nicht nötig, und meine Kinder, die würden mich anhimmeln, obwohl ich es nie erwarte. - Was meine Mutter als Leistung vollbracht hat, das habe ich bewundert, aber in meinen Augen war es nicht ideal; das Ergebnis war nicht ideal für meine Mutter: denn ihr Mann lobte sie nicht - was bei dieser Frau selbstverständlich gewesen wäre - und ihre Kinder liebten sie nicht; das war so 'ne Pflichtliebe. Das Ergebnis war nicht so, wie sie hätte belohnt werden müssen. Und dann hätte ich das noch besser machen müssen, um auch nur annähernd ein bißchen Lob zu kriegen ... Und ich wollte nicht so eine Ehe, ich wollte mich nicht so von meinem Mann behandeln lassen, auf keinen Fall ..."

Die Diskrepanz zwischen Ideologie und Wirklichkeit wird im Rahmen der pseudogemeinschaftlichen Familienbeziehungen verschleiert - und eben diese Diskrepanz verinnerlicht Doris: sie schwankt zwischen völliger Übernahme und totaler Ablehnung des mütterlichen Vorbildes und versucht, auch beides in der eigenen Ehe zu verwirklichen; sie überträgt diesen Identifikationskonflikt auf ihre eigene Ehebeziehung, indem sie alle Erwartungen erfüllen will und gleichzeitig der festen Überzeugung ist, daß sie weder akzeptiert noch geliebt werden wird. Diese Überzeugung zeigt sich in ohnmächtigen Versuchen der Auflehnung gegen die von ihr selbst vertretene Rolle.

Doris ist von der Mutter nie wirklich angenommen worden; ihre Gefühlsbindung an die Mutter ist stark und gleichzeitig ambivalent. Doris kann weder ihre eigene Sexualität angstfrei besetzen noch ihre Tochterrolle aufgeben. Die Ablehnung der elterlichen Ehebeziehung geht Hand in Hand mit einer unzureichenden Identifizierung mit dem Vater. Sie leidet unter dem dauerhaft ungelösten Konflikt, der die pseudogemeinschaftliche Beziehung zwischen den Eltern kennzeichnet.

Den Kampf um Liebe und persönliche Unabhängigkeit führt sie weiter: einmal in ihrer weiterhin engen Beziehung zu den Eltern, vor allem

zur Mutter, und zum anderen überträgt sie den gesamten ungelösten Konflikt auf die Beziehung zum eigenen Ehemann. Es geht in diesen Auseinandersetzungen mit dem Ehemann um Sexualität und seine Erwartungen an sie als Hausfrau und Mutter, aber vor allem wünscht sie von ihm die Bestätigung ihres Wertes, ihrer Unabhängigkeit, die sie auch weiterhin von der Mutter erhofft.

An dem Fall der Doris I. läßt sich nicht alles illustrieren. Ich habe ihn ausgewählt, weil ihre Entwicklung besonders typisch ist. In anderen Fällen waren die späteren Alkoholabhängigen zwar nicht verheiratet, haben aber im selben Umfang ihre nicht gelöste Mutterbindung auf die Beziehung zum männlichen Partner verschoben.

4.6 Die Sozialisation in Bezug auf Alkohol[67)]

In der Familie von Doris wird Alkohol nach außen hin völlig unauffällig, "normal" gehandhabt.

> "Ja, in der Familie, da wurde zum Essen mal ein Bier getrunken und an Feiertagen gab's Wein. Also keine Trinkerfamilie sondern je nach Gelegenheit. Ab und zu mal einen Kirsch, aber eher selten, daß Alkohol auf den Tisch kam. Und mir hat's immer geschmeckt - als Kind, wenn ich so ein'Noagerl' erwischte, das war toll."

Die Einstellung der Eltern zum Alkoholkonsum der Kinder ist nach außen hin strikt verbietend; auf einer verdeckten Ebene herrscht Gleichgültigkeit: wesentlich ist die Wahrung des äußeren Scheins.

Mit 13 Jahren kauft sich Doris das erste Mal selbst heimlich Alkohol. Das Erlebnis erscheint insofern als typisch, als eine große Faszination von diesem ersten selbständigen Alkoholgenuß ausging, der zwar verheimlicht wurde, aber keinerlei schlechtes Gewissen auslöste; ebensowenig wie die späteren heimlichen Partybesuche. Gewisse Dinge waren zwar offiziell verboten in der Familie von Doris, aber verdeckt wurden sie dennoch getan: Zwischen dem äußeren Schein und der Realität bestand eine dauernde Diskrepanz, die einfach geleugnet wurde.

67) Siehe oben S.152f. die theoretische Erörterung dieses Punktes.

"Ja, das war sehr eigenartig, und zwar war mir Alkohol und gerade so dieser Kirschlikör ganz angenehm. Mit 13 so ungefähr, da hab' ich mir selbst eine Flasche gekauft von meinem Taschengeld und die hab' ich unterm Bett versteckt und davon getrunken. Gar nicht mit schlechtem Gewissen. Zwar, die Eltern sollten's nicht wissen, aber ich hatte nicht den Gedanken, daß das war Schlimmes wäre. Ich wollte mir halt mal was Gutes gönnen und da hab' ich mir keine Bonbons sondern diesen Kirsch da gekauft. So wie man Schokolade ißt und auch nicht überlegt, daß man dick wird. Ich hab' mich in keinster Weise bewußt berauscht. Also das war doch irre ..."

Anläßlich von Familienfesten, die bei Doris schon in der Erwartung eher Angst auslösten, weil "es so feierlich sein sollte", lernt sie die auflockernde Wirkung des Alkohols kennen. In der Pubertät nimmt sie die spannungslösende Wirkung des Alkohols, die die Familienatmosphäre erträglicher machte, bereits sehr bewußt wahr. Bei diesen Anlässen wurde auch ein Schwips toleriert:

"Lustigkeit kam bei meinen Eltern nie auf, so weit ging das schon gar nicht, aber ich fühlte mich da gelöster."

Mit 15, 16 Jahren geht Doris häufiger auf Parties; sie fühlt sich nicht wohl und richtig akzeptiert von den Gleichaltrigen, obwohl sie eine beliebte Tänzerin ist. Um keinen Preis will sie auffallen, macht von sich aus nie Vorschläge zur Gestaltung der Party - sie "arrangiert" sich mit allen und hält beim Alkoholtrinken mit, obwohl ihr das auf diesen Parties übliche Cola mit Rum "überhaupt nicht schmeckte". Bei einer solchen Gelegenheit hat sie dann das erste Mal einen Rausch, sie fällt aber dabei "nicht aus der Rolle".

"Ich hab' unheimlich viel vertragen - so, daß man im Lokal die Rechnung nicht hätte bezahlen können ... Und dann mit 19, da werd' ich bestimmt schon so vier Liter [Bier und Wein] an einem Abend getrunken haben ..."

Ganz unmerklich und ohne daß die Eltern etwas davon ahnten, ist Doris in einen übermäßigen Alkoholkonsum hineingeraten. Sie macht sich keinerlei Gedanken, wie es zu den immer größeren Trinkmengen kam und welche Gefahren damit verbunden sind. Der Alkohol ist ihr auch kein besonderer Genuß und - noch - kein dringendes Bedürfnis. Ihr Umgang mit dem Alkohol ist völlig naiv und unreflektiert. Sie konsumiert diese erstaunlich große Menge noch in großen Abständen (Wochen oder Monate) und "verträgt" die oben angegebene Menge (!) ohne offensichtlichen Rausch und ohne größere nachfolgende körperliche Beschwerden (Übelkeit etc.)

Mit 19 Jahren besitzt sie zum Alkoholkonsum keinerlei "balancierende" Einstellung, die soziale Erwartungen (die Party-Situation ist mit Alkoholtrinken verknüpft), eigene Bedürfnisse (eigentlich schmeckt es ihr nicht) und die möglichen Risiken (sie bemüht sich nur, nach außen nicht "aus der Rolle" zu fallen) berücksichtigen würde. Mit 19 Jahren war sie bereits mit ihrem späteren Mann befreundet, der sie beneidete, weil sie derartig große Mengen Alkohol vertrug.

Als sie ein Kind erwartet, überreden ihre Eltern den zukünftigen Mann und dessen Eltern zu einer überstürzten Hochzeit. Doris hat sich inzwischen keineswegs von ihrem Elternhaus lösen können. Durch die Verheiratung mit einem ebenfalls nicht von seinem Elternhaus gelösten jungen Mann und durch die weitere Berufstätigkeit im elterlichen Geschäft wird die Abhängigkeit eher größer. In alltäglichen Situationen zeigt sich nun deutlich der Mangel an identitätsfördernden Fähigkeiten bei Doris. Die Grundlage ist bereits gelegt für den Versuch, die daraus resultierenden Spannungen mit Alkohol zu beheben.

5. Phase III des Modells: Alkohol als Mittel zur Lebensbewältigung

In der Phase III des Modells, die sich auf die späte Adoleszenz und das frühe Erwachsenenalter (etwa 17 bis 27 Jahre) erstreckt, vollzieht sich der Prozeß hin zur Alkoholabhängigkeit. Bei der späteren Alkoholabhängigen ist während der Phase II der bereits vorhandene Mangel an identitätsfördernden Fähigkeiten noch verstärkt worden. Die notwendige innere Ablösung vom Elternhaus und dabei speziell von der Mutter ist nicht erreicht, eine gelingende geschlechtsspezifische Identität nicht gebildet worden. Dieser Mangel tritt nun in der Phase III als "Intimitätsproblem" auf, d.h. der im Elternhaus ungelöst gebliebene Identitätskonflikt wird insbesondere auf die Beziehung zum heterosexuellen Partner verschoben, wo wiederum ohne Erfolg eine Lösung versucht wird. Aufgrund der für unsere Gesellschaft typischen mädchenspezifischen

Sozialisation sind für das Selbstwerterleben jeder Frau gelingende Kontakte zu anderen Menschen, speziell zum anderen Geschlecht von großer Bedeutung. Die spätere Alkoholabhängige erlebt diese von ihr dringend gewünschten Beziehungen als äußerst belastend.

In alltäglichen Situationen gelingt ihr keine Konfliktlösung im Sinne einer Identitätsgewinnung. Während der Phase II ist bereits die Grundlage für den Versuch gelegt worden, die nun unerträglich werdenden Gefühle der Minderwertigkeit, des Versagens und der Ohnmacht mittels Alkohol zu beheben. Aufgrund der speziellen Wirkungsweise der Droge Alkohol und der in der Bundesrepublik Deutschland tolerierten, ja durch gezielte Werbung geförderten utilitaristischen Verwendung des Alkohols beginnt nun der Prozeß eines lange Zeit unentdeckt bleibenden Alkoholmißbrauchs. Das Ergebnis dieses Prozesses ist in dieser Phase III mit hoher Wahrscheinlichkeit eine Abhängigkeit von der Droge Alkohol.

Mit sozialen Erwartungen an ihre Rolle als Frau und auch als Berufstätige kann die spätere Alkoholabhängige aufgrund ihrer Identitätsstörung nicht balancierend umgehen. Die soziale Vermitteltheit ihrer Problematik bleibt ihr unbewußt. Sie befindet sich infolgedessen in der Situation einer dauernden subjektiven Überforderung, die sich in intensiven Spannungsgefühlen zeigt.

Die spätere Alkoholabhängige macht die Erfahrung, daß Alkohol - im subjektiven Erleben - Hemmungen im Umgang mit anderen Menschen löst, den freien Ausdruck von Aggressionen und anderen Gefühlen ermöglicht, daß neue Energien plötzlich verfügbar erscheinen und schließlich, daß eine mindestens zeitweilige Flucht aus der Realität gelingt.

Mit dem fortschreitenden Prozeß zur Abhängigkeit hin trinkt die junge Frau zunehmend allein, reduziert ihre Kontakte zur Umwelt und sucht vor allem die narkotisierende Wirkung des Alkohols. Der Alkoholmißbrauch hat bestimmte Auswirkungen auf körperliche Funktionen. Vor allem lerntheoretisch orientierte Arbeiten haben darauf hingewiesen, daß mittels erneuter Alkoholzufuhr diese aversiven Zustände sofort beseitigt werden können, was den im Gang befind-

lichen Lernprozeß in bezug auf die Verwendung von Alkohol noch verstärkt (siehe dazu: Mantek, 1979). Hinzu kommt ein wichtiger sozialer Prozeß, nämlich die Stigmatisierung als "Alkoholikerin", der verstärkt wird durch eine entsprechende Selbstdefinition. Diese sozialen Prozesse, die eine Abwertung der eigenen Person und verstärkte Spannungsgefühle bedeuten, werden unterstützt durch die Auswirkungen des Alkohols auf körperliche Funktionen. Beide Faktoren zusammen führen dazu, daß die junge Frau dem Alkohol zum Schluß ausschließlich die Bedeutung eines "Narkosemittels", eines Mittels zur Flucht aus der Realität zuschreibt und die Droge in diesem Sinne handhabt.[68] Überhaupt treten alle anderen Dinge und auch Menschen in diesem Stadium völlig in den Hintergrund: es geht nunmehr ausschließlich um den Konsum und die Beschaffung von Alkohol in jeder Form.

Ein entscheidender Schritt zur Durchbrechung dieses Prozesses ist die Selbsteinsicht in die bestehende Abhängigkeit und die damit einhergehende Suche nach Hilfe. Leider ist die Information über eine gezielte Hilfe in unserer Gesellschaft völlig unzureichend, ebenso wie die zur Verfügung stehenden therapeutischen Möglichkeiten: für einen Menschen in dieser Situation können längere Wartezeiten auf Hilfe zu einer Katastrophe werden.

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit interessieren vor allem die Entstehungsbedingungen für eine Alkoholabhängigkeit; daher wird der Verlauf der eigentlichen Patientenkarriere nicht mehr in die Betrachtung einbezogen.

Bei der späteren Alkoholabhängigen zeigt sich in der Phase III mit aller Deutlichkeit, daß es ihr nicht gelingt, den Weg von einer asymmetrischen (die Eltern-Kind-Beziehung anfänglich kennzeichnenden) Sozialbeziehung zu einer symmetrischen Beziehung (Helle, 1974, S. 91) zu finden. Dies zeigt sich vor allem in der Beziehung

68) Dieses Stadium wird auch allgemein heute noch in der Literatur als 'Kontrollverlust' bezeichnet im Sinne einer individuellen Unfähigkeit. Die vorliegende Arbeit geht jedoch davon aus, daß Menschen intentional handeln aufgrund der Bedeutung, die sie

zum Mann, von dem sie - unbewußt - Unmögliches erwartet, nämlich daß er ihr Autonomie und Identität gewährt. In der heterosexuellen Beziehung wird die mangelnde geschlechtsspezifische Identität zugleich deutlich in einer Unfähigkeit, mit sexuellen Bedürfnissen - eigenen und denen des Partner - befriedigend umzugehen. Der Alkohol wird mehr oder minder unbewußt zu einer Spannungslösung auch in diesem Bereich eingesetzt.

Die die Phase III des Modells kennzeichnenden Prozesse sollen anhand der Fallstudie auf der Grundlage folgender Kriterien erhellt werden:

1. Die Lösung des Problems der heterosexuellen Beziehung
2. Der Mangel an Identitätsfähigkeit in alltäglichen Situationen
3. Der 'Teufelskreis' von Stigma, Selbstdefinition und Wirkung des Alkohols auf körperliche Funktionen.

5.1 Die Lösung des Problems der heterosexuellen Beziehung

Als Doris ein Kind erwartet, überreden ihre Eltern den zukünftigen Ehemann und dessen Eltern zu einer Eheschließung; sie machen dabei Versprechungen in bezug auf eine finanzielle Unterstützung der jungen Leute, die sie später jedoch nicht einhalten. Der junge Mann hatte gerade das Abitur nicht bestanden und suchte nach einer Ausbildungsmöglichkeit. Der Verantwortung eines eigenen Kindes fühlte er sich nicht gewachsen, obwohl er Doris "wirklich gern hat". Beide Elternpaare überreden schließlich den jungen Mann zur Eheschließung, "um mich unter die Haube zu kriegen, wie sich das halt gehört".

Fortsetzung Fußnote [68]:

den Dingen zuschreiben. Alkoholabhängigkeit kann nicht erklärt werden aus der alleinigen Wechselwirkung zwischen Individuum und Droge. Zur soziologischen Diskussion um den Begriff des 'Kontrollverlustes' siehe Kube, in: Stimmer, 1979.

"Mein Mann war ein 20-jähriger Jüngling und ein Muttersöhnchen, er ist von der Mutterbrust weg an meine gesunken. Er hatte gerade so die ersten Flirts und dann kam eben unser Kind. Ich war ja immer eher die tröstende Mutter, aber das hat ihm auch wieder gestunken ... Und die Eifersucht von meinem Mann war wirklich schlimm, von Anfang an. Er wollte nicht, daß ich Freundinnen habe, da gab es Szenen: er befürchtete immer, daß er nicht alles von mir weiß."

Auch Doris hat keine Unabhängigkeit und Ablösung vom Elternhaus erreicht. Unmittelbar nach der Geburt des Sohnes arbeitet sie wieder im Geschäft der Eltern. Die Abhängigkeit wird dadurch noch größer; sie verstärkt ihre Bemühungen, den Eltern ihren Wert zu beweisen und Anerkennung zu erlangen.

"Ich führte das Geschäft voll verantwortlich in ihrer Abwesenheit und habe jede Freiheit gehabt, was das Geschäft betraf. Auf der anderen Seite wurde mir immer hingerieben, daß ich dankbar sein soll, diese Stelle überhaupt bekommen zu haben. Dabei kriegte ich einen Hungerlohn und konnte mich nicht dagegen wehren. Ich fand das ja damals ihr volles Recht, daß ich DM 600,-- krieg und sie bauen sich Ferienhäuser und sind nie da. Nachträglich hab' ich dann schon gedacht, das ist eigentlich eine Schweinerei - aber damals wollte ich wohl immer hören: Du bist gut. - Nun, das kam ja nicht ... Ich hab' noch mit 30 Jahren alles versucht, um es meinen Eltern zu beweisen; ich wollte zeigen, daß ich es gut machen kann und wollte das von ihnen bestätigt kriegen. Ich hätte nicht zugegeben, daß ich hören wollte, daß meine Mutter sagt: wie Du es machst ist ja richtig.

Damals hätte ich nicht die Stelle wechseln wollen: ich mußte denen immer beweisen, daß ich gut bin. Deswegen bin ich dageblieben und habe diese Arbeit meinem Mann gegenüber immer verteidigt. Auf Teufel komm raus hätte ich mich da nicht wegholen lassen, weil ich das Gefühl hatte, ich muß meinen Eltern helfen. Aber mein Mann hätte am liebsten gehabt, daß ich mit meinen Eltern breche. Er sah ja immer, wie ich unter dem Verhältnis leide. Er beobachtet mich heute noch mit großen Augen, wenn das Wort Eltern fällt, weil dann war ich ja früher zu Anfang unserer Ehe ganz abgeblockt und total gegen ihn."

Die mangelnde Ablösung und die unzureichend erworbene Geschlechtsidentität zeigt sich auch an der starren Fixierung auf die Geschlechtsrolle, die sie folglich nicht flexibel je nach Situation und im Einklang mit ihren persönlichen Bedürfnissen handhaben kann. Doris schwankt zwischen völliger Übernahme und totaler Ablehnung des mütterlichen Rollenvorbildes. Typisch ist, daß sie diesen Iden-

titätskonflikt auf die eigene Ehebeziehung überträgt: sie versucht, alle an sie gestellten Erwartungen zu erfüllen und ist gleichzeitig davon überzeugt, daß sie trotzdem von ihrem Mann weder akzeptiert noch geliebt werden wird. Diese Überzeugung zeigt sich in ohnmächtigen Versuchungen der Auflehnung gegen die von ihr selbst vertretene Rolle. In den weiter bestehenden engen Beziehungen zu den Eltern, ebenso wie in ihrer Beziehung zum Mann, führt sie den Kampf um Liebe und Unabhängigkeit fort. Das eher unbewußte Gefühl, nicht liebenswert und in asymmetrischen Beziehungen gebunden zu sein, führt zu großen inneren Spannungen, die Doris seit Beginn der Ehe mit Alkohol mehr oder minder bewußt zu lindern versucht. Die Bereitschaft, die Droge zur Bewältigung von Spannungsgefühlen einzusetzen, war bereits in der Phase II des hier vorgelegten Modells erworben worden.

"Das fing an mit dem Alkohol in den ersten Ehejahren. Ich hab' das Verhalten meiner Mutter nachgemacht, also alles dem Mann zuliebe und hab' mich damit überfordert. Ich fand mich auch ideal als Ehefrau, ich tat ja alles. Und ich wußte, ich kann nicht mehr tun. Ich hatte auch das Gefühl, ich bringe sehr viele Opfer und ließ das aber auch nicht raushängen - also ich war schon wirklich sehr gut. Meine Mutter hat's auch nicht raushängen lassen - aber ich hab's nur mit Alkohol erreicht. Eigentlich wollte ich's nie so wie meine Mutter - es ist mir auch immer wieder aufgestoßen, daß ich meinem Mann so oft hinten reinkrieche sozusagen. Und das hat mich wahnsinnig gewurmt; aber ich hab's nicht abstellen können und so genau hab' ich mir das auch nicht bewußt gemacht.

Außerdem hatte ich das Gefühl, so muß man es ja machen, so wie meine Mutter. Ich fand, ich bin 'ne gute Ehefrau, aber ich war so nicht zufrieden ... Ich wollte mehr eigene Persönlichkeit in der Ehe haben und das hab' ich sehr dickköpfig und verbissen vertreten. Das wollte ich auf gar keinen Fall so haben wie meine Eltern. Ich hatte einfach das Gefühl, so mache ich das nie ... Das ist dann auch bei uns zu einem gewissen Problem geworden, daß ich dann oft zu stark auf meiner Meinung beharrt habe - selbst wenn ich das Gefühl hatte, so ganz richtig ist das auch nicht. Das war dann meinem Mann gegenüber oft 'ne Trotzreaktion ...

Mich einkapseln, um mich ja nicht verletzen zu lassen, das war lange in der Ehe vorhanden. Auch diese Bereitschaft, daß ich sowieso verletzt werde, oder dieses Wissen - das war eigentlich immer da; und das hab' ich auch nicht übel genommen, jedenfalls nicht bewußt. Das war mir logisch, daß man mich nicht lieben kann ..."

Eigene Forderungen an den Mann durchzusetzen, ja überhaupt klar zu artikulieren, war Doris nicht möglich. Ob es sich nun um eine Entlastung im Haushalt handelte oder um die Art der Gestaltung von gemeinsamer Freizeit, sie ordnet sich unter: "ich hab' zwangsläufig klein beigegeben, ich hab' mich halt immer arrangiert." Sie hätte gerne mehr Kontakte zu anderen Menschen gehabt, Freundinnen, aber da ihr Mann eifersüchtig reagierte, schränkt sie die ohnehin nicht umfangreichen Außenbeziehungen mit Beginn der Ehe noch stärker ein. Obschon sie so hart um Autonomie kämpft, läßt sie sich jeden Schritt in diese Richtung untersagen, da ihr die zur Auseinandersetzung notwendigen identitätsfördernden Fähigkeiten fehlen.

> "Ja, da hab' ich mich gewehrt, aber hab' das halt eingeschränkt, weil ich dachte, da gehst Du lieber dem Steit zu Hause aus dem Weg, bevor Du da jetzt unbedingt hin mußt. Ich hatte da Schuldgefühle, weil ich ja wußte, was hinterher dann auf mich zukam."

Auch ihren Wunsch nach einem eigenen Zimmer unterdrückt Doris, da ihr Mann dies als Angriff auf seine Person versteht. Trotz Berufstätigkeit und Kind leidet sie in der Ehe unter Einsamkeitsgefühlen: weder echte Nähe noch eine notwendige Distanz kann sie in der Beziehung zu ihrem Mann herstellen. Sie versucht, durch totale Anpassung und Unterdrückung eigener Bedürfnisse allen Anforderungen einer 'Doppelbelastung' zu genügen.

> "Und ich hatte überall dann ein schlechtes Gewissen: die Arbeit im Geschäft, das Kind, mein Mann und der Haushalt ... nirgends konnte ich mich voll widmen. Damals habe ich das gar nicht gewußt, daß mich das alles belastet hat. Noch vor 2 Jahren [Therapiebeginn] hätte ich das abgestritten, daß mich das wohl gestreßt hat, so nach drei Seiten immer so jonglieren. Ich war eben sehr abhängig von Anerkennung und kriegte die nie - nie stimmt nicht, aber nicht nach jedem Essen brach meine Familie in Lobgeschrei aus. Und der geschäftliche Erfolg, das waren Selbstverständlichkeiten. Nur ich war da abhängig von Anerkennung und wenn man das nicht so oft kriegt, wie man's braucht, da resigniert man schon ..."

Unter dem Gefühl der Minderwertigkeit, der Unzulänglichkeit, das aus der Vielzahl nicht im Sinne einer Identitätsbildung gelösten Interaktionen entsteht, unter diesen Gefühlen leidet die später alkoholabhängige junge Frau seit ihrer Kindheit. Diese sich zu-

nehmend verstärkenden Spannungsgefühle lassen sich mit objektiv erbrachten Leistungen nicht mildern. Das berechtigte Gefühl der Überforderung (aufgrund der eigenen Ansprüche und ihrer sozialen Lage!) darf von ihr nicht wahrgenommen werden, weil in diesem Falle die immer vorhandenen Gefühle der Minderwertigkeit und des Versagens übermächtig würden.

> "Aber ich glaubte, mein Mann hat nicht das, worauf er Anspruch hat, eben eine gute Frau rundherum. In mir lag nicht all das, was ich sein wollte - ich glaubte, eine andere Frau kann's sicher ... Und es gab nichts Schlimmeres, als wenn ich mich deprimiert fühlte oder erschöpft; den Zustand mußte ich um jeden Preis überspielen, durfte ich mir selber gar nicht eingestehen."

Eine besonders starke Quelle von Spannungen lag in der sexuellen Beziehung zum Ehemann. Doris hat eine gestörte Beziehung zum eigenen Körper; sie ist nicht in der Lage, die eigene Sexualität "angstfrei zu besetzen", d.h. selbst eine weibliche Position einzunehmen, die Tochterrolle zu verlassen. Ähnlich wie die Mutter beugt sie sich den an sie herangetragenen Erwartungen, ohne sie mit den eigenen Bedürfnissen zu vermitteln. Sie ist auch hier nicht fähig, zu einer Erwartung 'Nein' zu sagen; die Konsequenz davon ist, daß sie auch nicht 'Ja' sagen kann - ebensowenig wie es ohne Distanz keine echte Nähe geben kann. Auch den in den siebziger Jahren propagierten gesellschaftlichen Erwartungen an die Sexualität der Frau kann sie nicht im Sinne einer balancierenden Identität gegenübertreten; sie macht die damals mehr oder weniger herrschende 'Sexideologie' unkritisch zu einer eigenen Erwartung an sich selbst und verstärkt so ihr bereits vorhandenes Gefühl des Unvermögens. Sexualität wird ohne eigenes Bedürfnis zu dem Zweck eingesetzt, die Beziehung zum Mann nicht zu gefährden. Ein offenes Gespräch darüber erscheint ihr unmöglich.

> "Das fing schon so an, daß ich aus erpresserischen Gründen mit meinem Mann ins Bett gegangen bin. Ich wollte mir damit die Liebe erkaufen. Weil ich auch Angst hatte, wenn ich dazu nicht bereit bin, sucht er sich das bei jemand anderem. Ich hab's noch auf keinen Fall bewußt gemacht und hätte es auch nicht zugegeben. Vor mir selber nicht, und vor anderen schon

gar nicht. Und die Liebe im Bett, die gehörte eben dazu: ich wär' mir ja vorgekommen, als tanze ich aus der ganzen Gesellschaft raus, wenn ich das nicht mit akzeptiere! Aber ich von mir aus hätte keine Lust gehabt, ich hätt's nicht gemacht - ich hatte auch keinen Spaß daran ... Auf den Geschlechtsakt hätte ich verzichten können - das hätte ich eigentlich während der ganzen Ehe können. Ich hab' ihm erst was vorgemacht und später bin ich so gut es ging dem aus dem Weg gegangen, so mit Tricks ...

Noch später dann habe ich mir von der Vernunft her gesagt, irgendwas stimmt nicht ganz: jeder sagt, das gehört dazu, jeder sagt, auch 'ne Frau muß was empfinden. Und ich konnte mit niemandem drüber sprechen. Ich wär' mir ja auch vorgekommen wie ein weißer Neger, der ganz anders empfindet als alle Welt. Es hieß ja immer, daß die Frau auch zeigen dürfe, was sie fühlt, nur ich fühlte nichts. Und das durfte ich nun auf gar keinen Fall zeigen oder sagen, schon gar nicht meinem Mann."

Dem Alkoholkonsum von Doris kommt in der intimen Beziehung zum Mann eine deutliche Funktion zu. Um seinen Erwartungen genügen zu können, um ihre eigene Hemmung und auch die des Mannes zu lösen, verwendet sie immer bewußter den Alkohol: es gelingt ihr nur unter Alkoholeinwirkung, den eigenen Körper und die Sexualität in ihre Identität zu integrieren.

"Also nach kurzer Zeit empfand ich dann das, was ich schon in der Kindheit immer empfand: es ist schmutzig. Das Thema war zwischen uns tabu, und da zog ich mich wieder ins Schnekkenhaus zurück. Es ging dann zum Schluß auch nur noch mit Alkohol. Nach ein paar Jahren Ehe ging das an, daß ich sexuell so gehemmt war, daß ich unbedingt vorher trinken mußte. Ich trank da schon regelmäßiger große Mengen und ich glaube, daß ich da zumindest unbewußt den Alkohol als Hemmungslöser eingesetzt hab'. Und der hat funktioniert, sogar bis zum Schluß; und mein Mann brauchte dann vor mir auch nicht so Angst zu haben, weil ich ja gar nicht so genau beobachten konnte. Dadurch nahm ich ihm ja auch alle Hemmungen ...

So wie ich mit Alkohol war, so wünschte er, wäre ich ohne. Ich mußte einsehen, daß ich mit Alkohol sexuell konnte und ohne nicht, das sah ich ja selber auch. Es steckte also irgendwas in mir, was immer nur mit dem Alkohol rauskam. Aber je stärker die Abhängigkeit wurde, umso mehr habe ich mich geschämt, wie ich im alkoholisierten Zustand bin, dieses Geschlechtliche."

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit kann nicht näher die Frage untersucht werden, inwieweit die Ehe von Doris wiederum als Pseudogemeinschaft zu bezeicnnen ist und welche Funktion dem Alkohol in der Rollenverteilung der Eheleute zukam.[69] Die unbefriedigende sexuelle Beziehung wurde zu einem Hauptproblem in der Ehe, nachdem Doris mit Erfolg an einer gezielten ambulanten Therapie am Max-Planck-Insitut in M. teilgenommen hatte. Zum Zeitpunkt des Interviews war sie seit über zwei Jahren 'trocken' und hegte die Hoffnung, nunmehr in der Therapie erfolgreich die Eheproblematik angehen zu können.

Das Fallbeispiel der Doris I. zeigt ganz typisch, wie die mangelhaft erworbene geschlechtsspezifische Identität als 'Intimitätsproblem' zu Tage tritt. An dieser Studie ist nicht unbedingt beispielhaft für andere Fälle, die Tatsache einer früh geschlossenen Ehe und die langdauernde Beziehung zu einem einzigen Mann. Charakteristisch für die untersuchten Fälle ist jedoch der Versuch, den ungelösten Identitätskonflikt in der Beziehung zu einem Mann lösen zu wollen und die entstehenden Spannungen und Konflikte mittels der Droge Alkohol - scheinbar - zu beheben.

69) Siehe zu dieser Fragestellung Kürn in: Soziologenkorrespondenz 1979.

5.2 Der Mangel an Identitätsfähigkeit in alltäglichen Situationen und der Einsatz der Droge Alkohol

Der Mangel an identitätsfördernden Fähigkeiten, vor allem an Rollendistanz und Ambiguitätstoleranz, führte bei Doris dazu, daß sie alle an sie herangetragenen Erwartungen übernahm, ohne eine Balance herzustellen zwischen diesen Erwartungen und ihren eigenen Bedürfnissen sowie ihren persönlichen Möglichkeiten. Die zwischen den gesteckten Zielen und vorhandenen Möglichkeiten dauernd bestehende Kluft versuchte sie mittels Alkohol auszugleichen, der ihrem subjektiven Erleben nach "die letzten Reserven mobilisiert".

> "Meine Mutter brachte es fertig, mit Mann und Kindern und Geschäft noch 'ne chice, charmante Frau zu sein. Das habe ich nicht geschafft. Auch nicht annähernd war ich so gut. Ich hatte immer das Gefühl, ich mach' alles nur halb oder noch weniger - was ja auch stimmte. Und mit Alkohol fiel mir das alles leichter. Ich weiß es nicht, ist es Tatsache, daß ich mehr geschafft hab' - ich glaub' schon, ich war länger aktiv, tatsächlich 18 Stunden - zumindest am Anfang, als ich noch nicht soff. So mit einigen Gläsern Wein, da konnte ich dann nach einem arbeitsreichen Tag noch den Sohn versorgen, ein bißchen Haushalt machen und hinterher mit meinem Mann auf 'ne Party gehen - topfit und am nächsten Morgen wieder ins Geschäft."

Unter Alkoholgenuß ist sie in der Lage, die quälenden Gefühle des Ungenügens und Nicht-Dazugehörens im Umgang mit anderen Menschen zu beseitigen.

> "Wir gingen immer viel auf Parties aus den beruflichen Kreisen von meinem Mann. Die Leute lagen mir nicht - so Schaumschläger. Und auf den Parties wurde viel Alkohol getrunken, nur um in eine Stimmung reinzukommen, so künstlich aufgemotzt. Aber mit Alkohol fühlte ich mich dann etwas dazugehöriger; gerade auf diesen großen Parties, wo ich die meisten Leute eigentlich überhaupt nicht mochte, die meisten nicht kannte. Das war dann auch viel lustiger, wenn ich einen sitzen hatte: den Stuß, den ich da geredet hab', wenn ich einen sitzen hatte, den fand ich ja ganz hervorragend ..."

Auch im Berufsleben läßt sich der Streß, der aus nicht gelingenden Interaktionen entsteht, mit Alkohol scheinbar mindern. Die Droge steigerte für den Augenblick die Fähigkeit, eigene Erwartungen und Einstellungen anderen gegenüber zu vertreten.

"Wenn ich getrunken hatte, konnte ich ja meine Mängel wunderbar in den Griff kriegen. Zum Beispiel Reklamationen im Geschäft, das brachte ich prima mit Alkohol, da konnte ich meine Meinung sagen. Ohne Alkohol ging das nicht, da war ich immer nur freundlich, auch wenn es in mir gekocht hat. Als es mich da manchmal übermannt hat, dieser Streß, da meinte ich nicht rauszukönnen. Das ging mit Alkohol dann alles leicht."

Das Verhalten von Doris ist geprägt durch ihre starke Neigung zu passiver Konfliktlösung.

"Ich glaubte immer, wenn ich Glück habe, schaffe ich es, wenn ich kein Glück habe, schaffe ich es nicht. Das Glück hatte nichts mit mir zu tun. Irgendwas passiert, dann geht's vielleicht, so wie mit einem Sechser im Lotto."

Das "Glück" von außen bot sich ihr an in Form von Alkohol. Die Droge gewährt ihr Zugang zu den eigenen Gefühlen. Unter Alkohol gestattet sie sich zu leiden unter der dauernden Überforderung; der Ausdruck von Aggressionen und von eigenen "egoistischen" Bedürfnissen wird möglich. Es wird eine Erleichterung vom Druck der eigenen Gefühle mit Alkohol erreicht, wenn auch in zerstörerischer Form.

"Ich mußte mich ja behaupten - koste es, was es wolle - in erster Linie vor mir selbst. Alle die Fehlschläge, die ich immer wieder sah: da hast Du doch nicht das Optimale erreicht und da auch nicht - es war nirgends optimal. Also unter Alkohol habe ich mich dann selbst bemitleidet, was ich sonst nie getan hätte - total verboten. Auch aggressiv war ich nüchtern nie ... Alles, was mir zum wirklichen Leben gefehlt hat, das war mir damals nur möglich mit Alkohol. Ich wußte damals schon, daß ich zu wenig egoistisch bin. Aber mit dem Alkohol, das war dann eher eine zerstörerische Aggressivität ..."

Die besondere Form, in der sich die Störung der geschlechtsspezifischen Identität zeigt, ist individuell natürlich je nach den näheren Lebensumständen unterschiedlich. Typisch ist jedoch der Versuch, mittels Alkohol von anderen und von der Betroffenen selbst erwartete Leistungen zu vollbringen sowie lang unterdrückten Gefühlen einmal freien Lauf zu lassen. Kurzfristig und subjektiv wird unter ständig steigendem Alkoholgenuß beides erreicht. Kann die ersehnte Spannungsminderung in diesen beiden Formen nicht mehr erzielt werden, wird der Alkohol als Mittel zur totalen

Flucht aus der Realität, als Narkotikum verwendet. Zu dem Zeitpunkt befindet sich die betroffene Frau bereits mitten in einem aus eigener Kraft nicht mehr zu lösenden 'Teufelskreis'.

5.3 Der Teufelskreis von Stigma, Selbstdefinition und Wirkung des Alkohols auf körperliche Funktionen

In der Phase III wird bei der späteren Alkoholabhängigen bzw. bei der bereits alkoholabhängigen jungen Frau[70] die Identitätsstörung, und das heißt die Interaktionsstörung durch den Alkohol noch erheblich verstärkt. Der Alkohol wird immer mehr bewußt als Narkotikum benötigt; die Beschaffung der Droge wird zu einem zentralen Anliegen. Die junge Frau erlebt, daß ihre Rauschzustände in ihrer sozialen Umgebung nicht toleriert werden: sie beginnt, ihren Alkoholmißbrauch zu verheimlichen. Von ihrer Umwelt wird sie als 'Alkoholikerin' definiert und entsprechend behandelt. (Siehe dazu: Wieser, 1973, S. 185) Dieses Stigma ist für eine Frau ganz besonders belastend; in diesem Punkt machen sich Unterschiede in den Trinknormen für Männer und Frauen in unserer Gesellschaft deutlich bemerkbar.

Die Alkoholabhängige versagt offen in allen sozialen Situationen, im Beruf und im Privatleben: sie entwickelt eine immer größere Angst vor der Begegnung mit anderen Menschen, was dazu führt, daß sie sich zunehmend aus ihren sozialen Rollen zurückzieht. Diese Tendenz ist bei Frauen aufgrund der stärkeren Stigmatisierung besonders ausgeprägt (siehe dazu: Gundel, 1972). Es erfolgt ein Rückzug aus der Realität; dadurch, daß sie fast nur noch allein in den eigenen vier Wänden trinkt, entfallen mögliche soziale Kontrollen.

Solange Doris noch im elterlichen Geschäft arbeitet, richtet sie die Trinkmenge tagsüber so ein, daß die Kunden bis Geschäftsschluß nicht merken, daß sie betrunken ist. Die Eltern und Angehörigen 'übersehen' ihren Alkoholmißbrauch. Zwei Jahre vor Beginn der erfolgreichen Therapie stellt sie die Berufstätigkeit ein. Einladungen

70) Eine genaue Unterscheidung ist in der Phase III nicht mehr möglich, der Übergang ist fließend.

nimmt sie nicht mehr wahr, da sie weiß, daß sie bis zur Trunkenheit Alkohol konsumieren wird. Auch von ihrem Mann zieht sie sich völlig zurück.

> "Ich wollte gar keine Zuwendung von ihm, Liebe, Hilfe, die wollt' ich überhaupt nicht haben. Es war mir am liebsten, ich war allein und mein Mann vielleicht auf Dienstreise. Ich wollte auch alles ihm gegenüber vertuschen ..."

In anderen Fällen beginnt nun typischerweise ein sozialer Abstieg - dieser erfolgt bei Doris nach außen hin nicht, da ihr Mann sie "nicht einfach rausschmeißt".

Verstärkt werden die oben beschriebenen sozialen Prozesse durch die Auswirkungen des Alkoholmißbrauchs auf körperliche Funktionen. Durch neurologische Schädigungen und Schädigungen der inneren Organe (siehe dazu Feuerlein, 1971) kommt es zu einem unerträglichen Zustand des Krankseins, der jedoch - im subjektiven Erleben - durch erneute Zufuhr von Alkohol sofort beseitigt werden kann. Bei Versuchen, mit dem Trinken aufzuhören, treten die typischen Abstinenzsyndrome auf (psychomotorische Unruhe bis zum Delirium tremens), die ohne ärztliche Hilfe lebensbedrohlich werden können. Die Alkoholabhängige ist nicht mehr in der Lage, den Alkoholkonsum aus eigener Kraft zu unterbrechen.

Einige Versuche, sich Hilfe bei einem praktischen Arzt zu holen, steht Doris nicht durch und es kommt zu sehr demoralisierenden Rückfällen.

> "Ich hatte vor mir dann die Einstellung, jetzt wo Du weißt, daß Du Alkoholikerin bist ... dann kannst Du auch richtig voll zuschlagen. Und da ging's an, daß ich mich dauernd betrank, also wirklich bis zum 'geht nicht mehr' und hatte Blackouts noch und nöcher."

Der jungen Alkoholabhängigen wird klar, daß der Gedanke an Alkohol ihr Leben völlig beherrscht, daß sie mitten in der Nacht noch in eine 'Kneipe' gehen muß, um Nachschub mit nach Hause zu nehmen, daß

sie unmittelbar nach dem Aufwachen wieder Alkohol benötigt, um ihren Zustand - körperlich wie seelisch - ertragen zu können. Die Selbstdefinition als 'Alkoholikerin' raubt ihr den letzten Rest an Selbstwertgefühl.

> "Alkoholtrinken heißt dann so viel wie die Augen zumachen, damit man nicht sieht, was man tut."

Da im Rahmen der vorliegenden Arbeit die Entstehungsbedingungen interessieren, die zur Abhängigkeit führen, wird die eigentliche 'Patientenkarriere' nicht mehr beschrieben. Bei Doris dauerte es weitere zwei Jahre, bis die Erkenntnis, ohne gezielte Hilfe ihre Abhängigkeit vom Alkohol nicht lösen zu können, zu einer mit Erfolg durchgehaltenen Therapie führte.

Das Ende der Phase III ist gekennzeichnet durch die Abhängigkeit vom Alkohol, als dem Endergebnis von sozialen Prozessen, die einander bedingen und verstärken. Die Droge Alkohol stellt in diesem Bedingungsgefüge nur einen Faktor unter anderen dar.

6. Zusammenfassung

Bei jungen alkoholabhängigen Frauen liegt vor Beginn der Abhängigkeit eine Störung der geschlechtsspezifischen Identität vor, die sich in Form unbefriedigender Interaktionen im Alltag zeigt. Die notwendigen identitätsfördernden Fähigkeiten wurden im primären Sozialisationsprozeß in der Herkunftsfamilie nur unzureichend ausgebildet.

Die Gefährdungen, denen die Familie in der Bundesrepublik Deutschland ausgesetzt ist, ebenso wie die besondere Biografie der Eltern haben zur Entstehung pseudogemeinschaftlicher Beziehungen in der Herkunftsfamilie der späteren Alkoholabhängigen beigetragen. Die Strukturprobleme, die jede Familie handhaben muß, wurden in der Herkunftsfamilie junger alkoholabhängiger Frauen in einer Weise gelöst, die die Ausbildung einer geschlechtsspezifischen Identität der Tochter nicht gestattete. In der späten Kindheit und der Adoleszenz gelingt es der späteren Alkoholabhängigen nicht, sich dem Alter entsprechend schrittweise von ihrem Elternhaus zu lösen; unter dem Einfluß der sekundären Sozialisationsinstanzen wird die bestehende Interaktionsstörung nicht behoben.

Die Störung der geschlechtsspezifischen Identität macht sich in der späten Adoleszenz bzw. im frühen Erwachsenenalter als 'Intimitätsproblem' bemerkbar. Bei dem Versuch, enge Beziehungen zu Gleichaltrigen und insbesondere zu heterosexuellen Partnern aufzunehmen, zeigt sich das ungelöste Identitätsproblem in aller Deutlichkeit und führt zu subjektiv unerträglichen Spannungen. Aufgrund der speziellen Sozialisation in bezug auf Alkohol sowie der Unfähigkeit, Konflikte befriedigend im Sinne einer Identitätsbildung zu lösen, versucht die junge Frau eine passive Problemlösung mittels Alkohol. Die psycho-pharmakologische Wirkung der Droge, ebenso wie die soziokulturelle Einstellung zum Alkoholkonsum in der Bundesrepublik Deutschland, ermöglichen einen lange Zeit verdeckt bleibenden Alkoholmißbrauch. Der äußere Lebenslauf der späteren Alkoholabhängigen weist bis dahin keine Auffälligkeiten auf.

Die Unfähigkeit, alltägliche Interaktionen - vor allem in der intimen Partnerbeziehung - im Sinne einer Identitätsbildung zu bewältigen, wird durch den Alkoholmißbrauch erheblich verstärkt. Es kommt zu einer Abhängigkeit von der Droge, deren Auswirkungen nicht länger verheimlicht werden können.
Die nun einsetzende soziale Stigmatisierung als "Alkoholikerin" trifft die Frau in unserer Gesellschaft besonders hart. Sie zieht sich immer stärker aus ihren sozialen Rollen zurück und trinkt zunehmend allein, und das bedeutet ohne soziale Kontrolle. Es beginnt ein Teufelskreis aus Stigma, Selbstdefinition und Wirkung des Alkohols auf körperliche Funktionen. In dem 'Bedingungsgeflecht' der Prozesse, die zur Abhängigkeit führen, ist der Alkohol nur ein Faktor unter anderen.

Der hier vorgelegte theoretische Bezugsrahmen für die Erklärung der Entstehung von Alkoholabhängigkeit bei jungen Frauen aus "gehobeneren" Schichten wird illustriert anhand einer detaillierten Fallstudie, die sich auf den ganzen Lebenslauf der betroffenen Frau stützt.

Literaturverzeichnis

Affemann, R.: Krank an der Gesellschaft, München 1975

Albus, A.: Neue psychoanalytische Theorien der weiblichen Sexualität, in: Maskulin - Feminin. Mit Beiträgen von A. Albus, Fr. Böckelmann u.a., München 1975, S. 169-200

Antons, K. und W. Schulz: Normales Trinken und Suchtentwicklung, Göttingen 1976

Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Reinbek bei Hamburg 1973

Ausubel, D. P.: Das Jugendalter, München 1974

Bacon, M., Barry, H., Child, J.: A cross-cultural Study of drinking II. Relations to other features of culture, Quart. J. of Stud. on Alcohol, Suppl. 3, 29-48, 1965

Bales, R. F.: Cultural differences in rates of alcoholism, in: Quart. J. Stud. Alc., 6, 1946, S. 480-499

Bales, R. F.: Attitudes toward drinking in the Irish culture, in: D. J. Pittmann und Ch. R. Snyder (Hrsg.): Society, Culture and Drinking Patterns, New York 1962, S. 157-187

Bandura, A.: Principles of Behavior Modification, New York 1969

Bateson, G.: The cybernetics of "self". A theory of alcoholism, in: Psychiatry, 34, 1971, S. 1-18

Bateson, G. u.a.: Auf dem Weg zu einer Schizophrenie-Theorie, in: Bateson u.a.: Schizophrenie und Familie, Frankfurt am Main 1975, S. 11-43

Bateson, G. u.a.: Schizophrenie und Familie, Frankfurt am Main 1975

Battegay, R.: Vom Hintergrund der Süchte. Zum Problem der Drogen- und Alkoholabhängigkeiten, Bern 1972

Bayerisches Staatsministerium des Innern (Hrsg.): Bekämpfung des Drogen- und Rauschmittelmißbrauchs in Bayern, 2. erweiterte Auflage, München 1973

Bayerisches Staatsministerium des Innern (Hrsg.): Drogen - Alkohol - Nikotin. Dokumentation über eine Repräsentativerhebung bei Jugendlichen in Bayern, München 1974

Beck-Gernsheim, E.: Der geschlechtsspezifische Arbeitsmarkt, Frankfurt 1976

Beck-Gernsheim, E.: Männerrolle, Frauenrolle - Aber was steht dahinter? Soziologische Perspektiven zur Arbeitsteilung und Fähigkeitsdifferenzierung zwischen den Geschlechtern, in: Eckert, R. (Hrsg.): Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung, München 1979

Beck-Gernsheim, E./Ostner, I.: Der Gegensatz von Beruf und Hausarbeit als Konstitutionsbedingung weiblichen Arbeitsvermögens, in: U. Beck, M. Brater (Hrsg.): Die soziale Konstitution der Berufe, Bd. 2, Frankfurt 1977, S. 25-53

Behrendt, R.F.: Der Mensch im Licht der Soziologie, Stuttgart 1962

Belfer, M. C., Shader R. J., Caroll, M. und Harmantz, J. S.: Alcoholism in Women, Arch. Gen. Psychiat., 25 (1971)

Bem, S. L.: Die Harten und die Zarten, in: Psychologie heute, 3, 1976, S. 54-59

Berndt, H.: Zur Soziogenese psychiatrischer Erkrankungen, in: H. Keupp: Verhaltensstörungen und Sozialstruktur, München - Berlin - Wien 1974, S. 156-181

Berner, P. und Kryspin-Exner, D.: Die Entwicklung des weiblichen Alkoholismus im Einzugsgebiet der Wiener Klinik seit 1954. Wien. med. Wschr. 115 (1965), 860

Bilden, H.: Geschlechtsspezifische Sozialisation, in: Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim und Basel 1980, S. 777-807

Block, J. H.: Conceptions of sex role: Some cross-cultural and longitudiual perspectives. American Psychologist 1973, 28 (6), 512-526

Blumer, H.: Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus, in:Arbeitsgemeinschaft Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Reinbek bei Hamburg 1973, S. 80-146

Bock, G./Duden, B.: Arbeit aus Liebe - Liebe als Arbeit, in: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hrsg.): Frauen und Wissenschaft, Berlin 1977, S. 118-199

Bolte, K. M. und K. Aschenbrenner: Die gesellschaftliche Situation der Gegenwart, in: K. M. Bolte u.a. (Hrsg.): Deutsche Gesellschaft im Wandel, Band 1, 2. überarbeitete Auflage, Opladen 1967, S. 21-66

Bolte, K. M. u.a.: Deutsche Gesellschaft im Wandel,
Band 1: 2.überarbeitete Auflage, Opladen 1967
Band 2: Opladen 1970

Bönner, K. H. (Hrsg.): Die Geschlechterrolle, München 1973

Bowen, M.: Die Familie als Bezugsrahmen für die Schizophrenieforschung,in: G. Bateson u.a.: Schizophrenie und Familie, Frankfurt am Main 1975, S. 181-220

Brandt, G. u.a.: Zur Frauenfrage im Kapitalismus, Frankfurt am Main 1976

Brede, K.: Die Pseudo-Logik psychosomatischer Störungen, in: A. Lorenzer et al., Psychoanalyse als Sozialwissenschaft, Frankfurt am Main 1971

Brumlik, M.: Der symbolische Interaktionismus und seine pädagogische Bedeutung, Frankfurt am Main 1973

Bühl, W. L. (Hrsg.): Verstehende Soziologie, München 1972

Bundesministerium für Jugend, Familie, Gesundheit: Dritter Familienbericht, Bonn 1979

Burian, W. und M. Mader: Soziale Risikofaktoren bei alkoholkranken Frauen, in: Springer, A. (Hrsg.): Suchtverhalten und Geschlechtlichkeit, Wien 1977

Busch, H. und W. Feuerlein: Zur Kommunikation und Rollenverteilung in der Ehe der alkoholkranken Frau, Schweiz. Arch. Neurol. Neurochir. Psychiatr., 116 (1975) 329

Caesar, B.: Autorität in der Familie, Reinbek 1972

Cahalan, D., I.H. Cisin und H.M. Crossley: American Drinking Practices. A national study of drinking behavior and attitudes, New Brunswick 1969

Chasseguet-Smirgel, J. (Hrsg.): Psychoanalyse der weiblichen Sexualität, Frankfurt am Main 1974

Chodorow, N.: Being or doing. A cross-cultural examination of the socialization of males and females, in: V. Gornick, B.K. Moran (eds.), Women in sexist society, New York, Mentor 1972, 259-291

Claessens, D.: Instinkt, Psyche, Geltung. Zur Legitimation menschlichen Verhaltens, Köln, Opladen 1970

Claessens, D.: Familie und Wertsystem, Berlin 1972

Claessens, D., Millhofer, P. (Hrsg.): Familiensoziologie, Frankfurt am Main 1973

Constantinople, A.: Masculinity-femininity: An Exception to a Famous Dictum, in: Psychological Bulletin 1973, 80, 389-407

Cooper, D.: Der Tod der Familie, Reinbek 1972

Cooper, D.: Von der Notwendigkeit der Freiheit, Frankfurt am Main 1976

Curlee, J.: A comparison of male and female patients at an alcoholism treatment center. The Journal of Psychology, 74, 239-247, 1970

Dannhauer, H.: Geschlecht und Persönlichkeit, Berlin (O) 1973

Dahrendorf, R.: Pfade aus Utopia, München 1967

Darley, S.A.: Big-time careers for little women. A dual role dilemma, in: Journal of Social Issues, 1976, 32, 3, S. 85-98

Davies-Osterkamp, S.: Alkoholismus bei Frauen, in: Drug and Alcohol Dependence, 1 (1975/76)

Demel, I. und I. Köhler: Alkoholismus bei Frauen: Ergebnisse aus den Anamnesedaten zur Situation der alkoholkranken Frau, in: Springer op. zit. 1977

Demel, I.: Alkohol und Medikamentenabhängigkeit bei Frauen, Neuland Verlagsgesellschaft 1976

Demel, I.: Die Rolle des Partners und der Familie in der Behandlung von Alkoholabhängigkeitsprozessen, insbesondere bei Suchterkrankung der Frau, in: Suchtgefahren 1, 1977

Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (Hrsg.): Alkohol und Alkoholismus, Hamburg 1964

Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (Hrsg.): Alkoholismus bei Frauen, Heft 15 der Schriftenreihe zum Problem der Suchtgefahren, Hamm/Westf. 1970

Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (Hrsg.): Alkoholismus - Bedingungen, Auswirkungen, Behandlung, Heft 16 der Schriftenreihe zum Problem der Suchtgefahren, Hamm/Westf. 1971

Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (Hrsg.): Familie und Suchterkrankung, Hamm/Westf. 1977

Döbert, R. und Nunner-Winkler, G.: Adoleszenzkrise und Identitätsbildung, Frankfurt am Main 1975

Döbert, R., Habermas, J., Nunnert-Winkler, G.: Entwicklung des Ich, Köln 1977

Dreitzel, H.P.: Die gesellschaftlichen Leiden und das Leiden an der Gesellschaft, Stuttgart 1972

Eckert, R. (Hrsg.): Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung, München 1979

Elias, N.: Über den Prozeß der Zivilisation, Basel 1939

Elias, N.: Zum Zusammenhang von Triebkontrolle und Familienform bzw. Gesellschaftsstruktur, in: Rosenbaum (Hrsg.): Familie und Gesellschaftsstruktur, Frankfurt am Main 1978

Erikson, E.H.: Identität und Lebenszyklus, Frankfurt am Main 1971

Erikson, E.H.: Jugend und Krise, Stuttgart 1970

Feuerlein, W.: Sucht und Abhängigkeit. Ihre sozialen und psychologischen Grundbedingungen und Auswirkungen, Sonderdruck aus: Suchtgefahren, 1971, Heft 3

Feuerlein, W.: Entstehungsbedingungen und Therapie des Alkoholismus, Kassel 1972

Feuerlein, W.: Ursachen des Alkoholismus, in: Alkoholismus - Bedingungen, Auswirkung, Behandlung (Hrsg.): Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren, Heft 16 der Schriftenreihe zum Problem der Suchtgefahren, 1971, S. 17-27

Feuerlein, W.: Alkoholschäden des zentralen und peripheren Nervensystems, in: Alkoholismus - Bedingungen, Auswirkungen, Behandlung (Hrsg.): Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren, Heft 16 der Schriftenreihe zum Problem der Suchtgefahren, 1971, S. 28-39

Feuerlein, W.: Alkoholismus - Mißbrauch und Abhängigkeit, Stuttgart 1975; 2. überarbeitete und erweiterte Auflage Stuttgart 1979

Feuerlein, W.: Chronischer Alkoholismus - Entstehungsbedingungen - Therapie. Nervenarzt 43: 389-398, 1972

Feuerlein, W. und H. Küfner: Alkoholkonsum, Alkoholmißbrauch und subjektives Empfinden: Ergebnis einer Repräsentativerhebung in der BRD, Arch. Psychiat. Nervenkr. 224 (1977) 89

Fuchs, W. (Hrsg.): Lexikon der Soziologie, Reinbek/Hamburg 1975

Garfinkel, H.: Studies in Ethnomethodology, Englewood Cliffs 1967

Gastager, H. und S.: Die Fassadenfamilie. Ehe und Familie in der Krise. Analyse und Therapie, München 1973

Gaudart, D./Schulz, W.: Mädchenbildung - wozu? Einstellung von Müttern und ihren Töchtern zu Ausbildung, Haushalt und Beruf. Schriften zur Mädchen und Frauenbildung, Bd. 1, 1971

Gipper, D.: Mädchenkriminalität: Soziale Bedingungen abweichenden Verhaltens, München 1975

Goertz, Fr.-J.: Zur Tiefenpsychologie des chronischen Alkoholismus. Unveröffentlichte Diss., Bonn 1972

Goffman , E.: Stigma, Frankfurt am Main 1967

Goffman , E.: Wir alle spielen Theater, München 1969

Goffman , E.: Role distance, in: E. Goffmann: Encounters, 3. Auflage, Indianapolis 1966, S. 83-152. Deutsch: Interaktion - Spaß am Spiel Rollendistanz, München 1973

Goffman , E.: Das Individuum im öffentlichen Austausch, Frankfurt am Main 1974

Gottschalch, W. u.a.: Sozialisationsforschung, ergänzte und erweiterte Auflage, Frankfurt am Main 1978

Gouldner, A.W.: Die westliche Soziologie in der Krise, Bd. 2, Reinbek/Hamburg 1974

Gove, W.R. und Tudor, J.F.: Adult sex roles and mental illness. Am. J. Sociol. 78 (1973) 812-835

Graumann, C.F.: Interaktion und Kommunikation, in: C.F. Graumann (Hrsg.): Sozialpsychologie, Band VII/2 des Handbuchs der Psychologie, Göttingen 1972

Green, R.: Sexual identity conflict in children and adults, New York, London, Basic Books 1974

Green, R.: Die Suche nach der Geschlechtsrolle. Psychologie heute 1976, s (5), 70-76

Griese, H.M.: Soziologische Anthropologie und Sozialisationstheorie, Weinheim 1976

Gundel, Karin: Vergleich der Soziogenese des weiblichen und männlichen Alkoholismus anhand einer Sekundär-Analyse klinischer Daten, unveröffentlichte Dissertation, München 1972

Habermas, J.: Stichworte zur Theorie der Sozialisation, in: ders.: Kultur und Kritik, Frankfurt am Main 1973

Habermas, J.: Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus, Frankfurt am Main 1976

Haenchen, C.: zur Soziogenese weiblicher Alkoholabhängigkeit, unveröff. Dipl. Arbeit, Soziologisches Institut der Universität München, 1979

Hammer, S.: Töchter und Mütter. Über die Schwierigkeiten einer Beziehung, Frankfurt am Main 1978

Handbuch der Sozialisationsforschung. Hrsg. von K. Hurrelmann und D. Ulich, Weinheim und Basel 1980

Hartmann, H.: Moderne amerikanische Soziologie, Stuttgart 1973

Hausen, K.: Die Polarisierung der 'Geschlechtscharaktere'- Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: W. Conze (Hrsg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart 1976, S. 363-393

Hefner, R./Rebecca, M./Oleshansky, B.: Development of sexrole transcendence. Human Development 1975, 18, 143-158

Hegelheimer, B.: Qualifikation und Berufschancen von Frauen in der Bundesrepublik Deutschland. (Materialien aus der Bildungsforschung Nr. 11) Berlin, MPI für Bildungsforschung 1977

Heinsohn, G./Knieper, R.: Theorie des Familienrechts. Geschlechtsrollenaufhebung, Kindervernachlässigung, Geburtenrückgang, Frankfurt 1974

Held, T.: Soziologie der ehelichen Machtverhältnisse. Darmstadt, Neuwied 1978

Helle, H.J.: Familie - Zwischen Bibel und Kinsey-Report, Osnabrück 1974

Helle, H.J.: Verstehende Soziologie und Theorie der Symbolischen Interaktion, Stuttgart 1977

Helle, H.J. (Hrsg.): Soziologenkorrespondenz: Zur Theorie der Symbolischen Interaktion, München Heft 5, 1978

Helle, H.J.: Soziologenkorrespondenz: Zur psychiatrischen Soziologie, München Heft 3, 1976

Helle, H.J.: Familien, Kulturtypen und Wertsysteme, in: ZfP Jg 27, Heft 1, März 1980, S. 18-43

Held, Th. und Levy, R.: Die Stellung der Frau in der Schweiz, Frauenfeld 1974

Hess, R.D. und Handel, G.: Familienwelten. Kommunikation und Verhaltensstile in Familien, Düsseldorf 1975

Hetherington, E.M.: Mädchen ohne Vater, in: Psychologie heute 2, 1975, S. 22-25

Hetzel, H.: Zusammenhang zwischen Medikamenten-, Drogen- und Alkoholmißbrauch bei Jugendlichen, in: K. Kryspin-Exner (Hrsg.): Die modernen Formen des Suchtmittelmißbrauches, Wien-Stuttgart 1971, S. 41-54

Hill, L.: Psychotherpeutic intervention in schizophrenia.Chicago: Univ. Chic. Press 1955

Hoffman , M.L.: The Role of the Parent in the Child's Moral Growth, in: Religious Education, 1962, 57, S. 18-33

Hollingshead, A.B. und Redlich, F.C.: Social Class and Mental Illness, New York 1958

Holter, H.: Sex roles and social chance, in: Acta Sociologica, 1970/1971, 13/14, S. 2-12

Holzgreve, W.: Frauenalkoholismus - seine Ursachen, Auswirkungen und Behandlungsmöglichkeiten. Alkoholismus bei Frauen, Schriftenreihe zum Problem der Suchtgefahren, Hoheneck-Verlag, Hamm 1970

Holzgreve, W.: Sucht und Hilfe, Hamm 1972

Holzgreve, W.: Die steigende Suchtgefährdung insbesondere bei jungen Menschen - ein internationaler Überblick, Sonderdruck aus: Suchtgefahren, 1974, Heft 4

Hull, C.L.: Principle of Behavior, New York 1943

Hurrelmann, K.: Familiale Sozialisation und soziale Ungleichheit, in: H. Walter (Hrsg.): Sozialisationsforschung, Band II, Stuttgart-Bad Cannstadt 1973, S. 23-40

Hurrelmann, K. (Hrsg.): Sozialisation und Lebenslauf, Reinbek 1976

Idis - Institut für Dokumentation und Information über Sozialmedizin und öffentliches Gesundheitswesen (Hrsg.): Schrifttumsübersicht zum Thema Drogen- und Alkoholmißbrauch, Bielefeld Juli 1975

Infratest Forschung: Alkoholkonsum und Alkoholabusus. Ergebnisse einer Repräsentativerhebung bei 20- bis 64-jährigen Männern und Frauen in der Bundesrepublik Deutschland und in West-Berlin, München 1975

Jackson, J.K.: The adjustment of the family to the crisis of alcoholism, in: Quart. J. Stud. Alc., 1954, 15, S. 562-586

Janssen-Jurreit, M.: Sexismus. Über die Abtreibung der Frauenfrage, München 1976

Jellinek, E.M.: Phases in the drinking history of alcoholics: Analysis of a survey conducted by the official organ of A. A., in: Quart. J. Stud. Alc., 1946, 7, S. 1-88

Jellinek, E.M.: Phases of alcoholic addiction, in: Quart. J. Stud. Alc., 1952, 13, S. 673-684

Jellinek, E.M.: Alcoholism, a genus and some of its species, in: Canad. med. Ass. J., 1960, 1341-1345

Jellinek, E.M.: Phasen der Alkoholsucht, Kassel, o.J.

Jervis, G.: Kritisches Handbuch der Psychiatrie, Frankfurt am Main 1978

Jessor, R., Cormann, R., Grossmann, P.: Expectations of need satisfaction and drinking patterns of college students. Quart. J. Stud. Alc., 29, 101-116, 1968 (a)

Jessor, R., Graves, T.D., Hanson, R.C. Jessor, S.L.: Society, personality and deviant behavior, New York 1968

Jessor, R. et al.: Perceived opportunity, alienation, and drinking behavior among Italian and American youth. J. of Personality and Soc. Psych., 15, 215-222, 1970

Joas, H.: Die gegenwärtige Lage der soziologischen Rollentheorie, Frankfurt am Main 1973

Jost, J.: Gedanken zu den Ursachen, Zusammenhängen, Beweggründen und Motiven des heutigen Frauenalkoholismus. Gesundheitsfürsorge 16, 162-164 (1966)

Kagan, J.: Acquisition and significance of sex-typing and sex-role identity, in: Hoffman, M.L., Hoffman L.W. (eds.), Review of Child Development Research, N.Y., Russel Sage Foundation 1964, 137-168

Kagan, J., Moss, H.A.: From birth to maturity, New York, London, Wiley 1962

Keckeisen, W.: Die gesellschaftliche Definition abweichenden Verhaltens. Perspektiven und Grenzen des labeling approach, München 1974

Kentler, H. (Hrsg.): Texte zur Sozio-Sexualität.Opladen 1973

Keupp, H.: Psychische Störungen als abweichendes Verhalten, München - Berlin - Wien 1972

Keupp, H. (Hrsg.): Verhaltensstörungen und Sozialstruktur, München - Wien - Berlin 1974

Kinsey, B.A.: The Female Alcoholic: A Social Psychological Study, Charles C. Thomas, Springfield, Ill., 1966

Kinsey, B.A.: Psychological factors in alcoholic women from a state hospital sample. Amer. J. Psychiat. 124, 1463-1466 (1968)

Kielholz, P. und D. Ladewig: Die Abhängigkeit von Drogen, München 1973

Klecka, C.O., Hiller, D.V.: Impact of mothers' life style on adolescent gender-role socialization. Sex Roles 1977, 3, 241-255

Knupfer, G., Fink, R., Clark, W., Goffmann, A.: Factors related to amount of drinking in an urban community. Berkeley, Cal. State Dept. of Public Health, 1963

Kohlberg, L.: A Cognitive - Developmental Analysis of Children's Sex-Role Concepts and Attitudes, in: Maccoby, E.E. (Hrsg.) The Development of Sex Differences. Stanford, Cal. 1966

Kohlberg, L.: Zur kognitiven Entwicklung des Kindes, Frankfurt am Main 1974

Kohli, M. (Hrsg.): Soziologie des Lebenslaufs, Darmstadt 1978

Kohut, H.: Formen und Umformungen des Narzißmus, in: Psyche, 1966, XX, S. 561-587

Kohut, H.: Die psychoanalytische Behandlung narzißtischer Persönlichkeitsstörungen, in: Psyche, 1969, XXIII, S. 321-348

Kohut, H.: Narzißmus, Frankfurt am Main 1973

König, R.: Die Stellung der Frau in der modernen Gesellschaft, in: Käser, o: (Hrsg.): Gynäkologie und Geburtshilfe, Bd. 1, Stuttgart 1967, S. 1-50

König, R.: Soziologie der Familie, in: R. König (Hrsg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung, Band 2, Stuttgart 1969, S. 172-305

König, R.: Familie und Familiensoziologie, in: W. Bernsdorf (Hrsg.): Wörterbuch der Soziologie, Stuttgart 1969, S. 247-262

König, R.: Materialien zur Soziologie der Familie, Köln 1974 (a)

König, R.: Die Familie der Gegenwart, München 1974 (b)

Konopka, G.: Young girls. A portrait of adolescense. Englewood Cliffs, N.J. 1976

Krappmann, L.: Neuere Rollenkonzepte als Erklärungsmöglichkeiten für Sozialisationsprozesse, in: betrifft: Erziehung, 1971, 3, S. 27 ff.

Krappmann, L.: Soziologische Dimensionen der Identität, Stuttgart 1975

Krappmann, L.: Interaktion und Lernen. Vorwort des Herausgebers, in: U. Call, G.J. und J.L. Simmons: Identität und Interaktion, Düsseldorf 1974

Krappmann, L.: Sozialisation in der Gruppe der Gleichaltrigen, in: Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim und Basel 1980

Kreutz, H.: Soziologie der Jugend, München 1974

Krüll, M.: Geschlechtsrollenleitbilder in Stadt- und Landfamilien der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1974

Kryspin-Exner, K. (Hrsg.): Die modernen Formen des Suchtmittelmißbrauches, Wien-Stuttgart 1971

Kube , H.: 'Kontrollverlust' als soziologische Kategorie, in: Stimmer, F. (Hrsg.): Alkoholabhängigkeit. Reihe Soziologenkorrespondenz, Bd 6, München 1979, S. 92-120

Kürn, Chr.: Zur Alkoholismusproblematik im Bereich von Partnerwahl und Ehe, in: Stimmer, F. (Hrsg.): Alkoholabhängigkeit. Reihe Soziologenkorrespondenz, Bd 6, München 1979, S. 147-168

Kürthy, T.: Geschlechtsspezifische Sozialisation. 2 Bde., Paderborn 1978

Laing, R.D.: Das geteilte Selbst, Köln 1972

Laing, R.D.: Mystifizierung, Konfusion und Konflikt, in: G. Bateson u.a.: Schizophrenie und Familie, Frankfurt am Main 1975, S. 274-304

Laing, R.D.: Das Selbst und die Anderen, Köln 1973

Laing, R.D.: Die Politik der Familie, Köln 1974

Laing, R.D., Easterson A.: Wahnsinn und Familie, Köln 1975

Lausberg, H.: Alkoholismus bei Frauen, unveröff. Diss. Bonn 1975

Legnarno, A.: Soziologische Aspekte des Alkoholismus, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1973, S. 403-419

Lidz, Th.: Zur Familienumwelt des Schizophrenen, Stuttgart 1969

Lidz, Th.: Familie und psychosoziale Entwicklung, Frankfurt am Main 1971

Lidz, Th. u.a.: Spaltung und Strukturverschiebung in der Ehe, in: Bateson, G. u.a.: Schizophrenie und Familie, Frankfurt am Main 1975, S. 108-127

Lehr, U.: Das Problem der Sozialisation geschlechtsspezifischer Verhaltensweisen, in: C.F. Graumann (Hrsg.): Handbuch der Psychologie, Bd. 7/2 Sozialpsychologie, Göttingen 1972, 886-951

Lehr, U.: Die Rolle der Mutter in der Sozialisation des Kindes, Darmstadt 1974

Lehr, U.: Das mittlere Erwachsenenalter - ein vernachlässigtes Gebiet der Entwicklungspsychologie, in: R. Oerter (Hrsg.): Entwicklung als lebenslanger Prozeß, Hamburg 1978, S. 147-177

Leithäuser, T., Heinz, W.R. (Hrsg.): Produktion, Arbeit, Sozialisation, Frankfurt am Main 1976

Levy, R.I.: The psychodynamic functions of alcohol. Quart. J. Stud. Slc., 18, 588-623, 1957

Levy, R.I.: Der Lebenslauf als Statusbiographie. Die weibliche Normalbiographie in makrosoziologischer Perspektive, Stuttgart 1977

Lisansky, E.: Alcoholism in women: social and psychological concomitants I. Social history data. Quart. J. Stud. Alc., 18, 588-623 (1957)

Lürßen, E.: Psychoanalytische Theorien über die Suchtstrukturen, in: Suchtgefahren, 1974, 20. Jahrg., Heft 1, S. 145-151

Lüschen, G. und E. Lupri (Hrsg.): Soziologie der Familie, Sonderheft 14 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen 1970

Lynn, D.B.: Parental and sex-role identification. A theoretical formulation, Berkeley, CA, McCutchan 1969

Maccoby, E.E. (ed.): The development of sex differences. Stanford, Stanford University Press 1966

Maccoby, E.E./Jacklin, C.N.: The Psychological Sex Differences. Stanford, Stanford University Press 1974

Mantek, M.: Frauen-Alkoholismus, München 1979

Mantek, M.: Alkoholismus bei Frauen, in: Psychologie heute, Heft 10, 1977

Marckwort, J.: Motivationspsychologische Untersuchungen an Alkoholikerinnen, unveröffentl. Diss. Bonn 1972

Matussek, P.: Süchtige Fehlhaltungen, in: Handbuch der Neurosenlehre und Psychotherapie (hrsg. von V.E. Frankl u.a.), München 1959

McClelland, D.C., Watt, N.F.: Sex-role alienation in Schizophrenics, J. Abnorm. Psychol. 73 (1968) 226-239

McCord, W., McCord, J.: Some current theories of alcoholism. A longitudinal evaluation, in: Quart. J. Stud. Alc., 1959, 20, S. 727-749

Mead, G.H.: Sozialpsychologie, Neuwied - Berlin 1969

Mead, G.H.: Geist, Identität und Gesellschaft, Frankfurt am Main 1968

Mertens, W.: Erziehung zur Konfliktfähigkeit, München 1974

Mertens, W.: Aspekte einer sozialwissenschaftlichen Psychologie, München 1977

Merton, R.K.: Sozialstruktur und Anomie, in: Sack, F./König, R. (Hrsg.): Kriminalsoziologie, Frankfurt am Main 1968

Milhoffer, P.: Familie und Klasse, Frankfurt am Main 1973

Mischel, W.: Sex-typing and socialization, in: Mussen, P. (ed.) Carmichael's Manual of Child Psychology, Bd 2, New York 1970, S. 3-72

Mischel, W.: A social-learning view of sex differences in behavior, in: Maccoby, E.E. (Hrsg.): The development of sex differences, Stanford University Press 1966, S. 56-81

Moeller-Gambaroff, M.: Emanzipation macht Angst, in: Kursbuch 47, Berlin 1977, S. 1-26

Mollenhauer, K. (Hrsg.): Soziale Bedingungen familialer Kommunikation. Forschungsbericht des Deutschen Jugendinstituts, München 1975

Mollerhauer et al.: Die Familienerziehung, München 1978

Money, J.: Zur Geschlechtsdifferenzierung, in: Kentler, H. (Hrsg.): Texte zur Sozio-Sexualität, Opladen 1973

Money, J./Ehrhardt, A.A.: Man and woman, boy and girl. Baltimore, London, John Hopkins Univ. Press 1972

Moser, T.: Jugendkriminalität und Gesellschaftsstruktur. Zum Verhältnis von soziologischen, psychologischen und psychoanalytischen Theorien des Verbrechens, Frankfurt am Main 1970

Mussen, P.H.: Early Sex-Role Development, in: Goslin, D.A. (Hrsg.): Handbook of socialization theory and research, Chicago 1971

Nave-Herz, R.: Das Dilemma der Frau in unserer Gesellschaft: Der Anachronismus in den Rollenerwartungen, Darmstadt 1975

Neidhardt, F.: Die Junge Generation, in: K.M. Bolte u.a.: Deutsche Gesellschaft im Wandel, Band 2, Opladen 1970, S. 85-186

Neidhardt, F.: Die Familie in Deutschland, Opladen 1975

Neuendorff-Bub, B.: Geschlechtliche Identität und Strukturierung der Person-Umwelt-Interaktion, unveröff. Manuskript, Max-Planck-Institut zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt, Starnberg 1975

Neuendorff-Bub, B.: Stereotype und geschlechtstypisches Verhalten, in: Eckert, R. (Hrsg.): Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung, München 1979, S. 78-96

Nolte, H.: Psychoanalyse und Soziologie, Bern 1970

Oerter, (Hrsg.): Entwicklung als lebenslanger Prozeß, Hamburg 1978

Oetzel, R.M.: Classified summary of research in sex differences, in: Maccoby, E.E. (ed.), 1966, S. 323-351

Orban, P.: Sozialisation, Frankfurt am Main 1973

Ostner, I.: Beruf und Hausarbeit. Die Arbeit der Frau in unserer Gesellschaft, Frankfurt am Main 1978

Ottomeyer, K. und Scheer, K.: Rollendistanz und Emanzipation, in: Bruder, K.J. u.a.: Kritik der pädagogischen Psychologie, Reinbek 1976

Park, P.: Problem Drinking and Role Deviation. A Study in Incipient Alcoholism, in: Pittmann, D.J./Snyder, C.R. (Hrsg.) Society, Culture and Drinking Patterns, New York 1962

Parke, R.D./Sawin, D.B.: Kinder brauchen Väter. Psychologie heute, 1978, 5 (4), S. 22-25

Parker, F.B.: Sex-role adjustment in women alcoholics, Quart. J. Stud. Alc., 33 (1972) S. 647-657

Parow, E. u.a.: Über die Schwierigkeit, erwachsen zu werden, Rauschmittel und Adoleszenz, Frankfurt am Main 1976

Parsons, T. und Bales, R.F.: Family-socialization and interaction-process, London 1955

Parsons, T.: Zur Theorie sozialer Systeme, Hrsg.: Stefan Jensen, Opladen 1967

Parsons, T.: Sozialstruktur und Persönlichkeit, Frankfurt 1968

Parsons, T.: Das System moderner Gesellschaften, Hrsg.: Dietrich Rüschemeyer, München 1972

Parsons, J.: Cognitive developmental theories of sex-role socialization, in: Frieze et al. 1978, S. 114-134

Picard, W.: Familie und Psychische Störung, München 1977

Pieper, M.: Erwachsenenalter und Lebenslauf. Zur Soziologie der Altersstufen, München 1978

Pleck, J.H.: Masculinity-femininity. Current and alternative paradigms. Sex Roles 1975, 1, S. 161-178

Pleck, J.H.: The male sex role: Definitions, problems and sources of change. Journal Social Issues, 1976, 32 S. 155-164

Pittmann, D.J.: Gesellschaftliche und kulturelle Faktoren der Struktur des Trinkens, pathologischen und nichtpathologischen Ursprungs. Eine internationale Übersicht, in: Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (Hrsg.): Alkohol und Alkoholismus, Hamburg 1964

Pittmann, D.J. und Snyder, Ch.R. (Hrsg.): Society, Culture and Drinking Patterns, New York 1962

Prokop, U.: Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche, Frankfurt am Main 1976

Pross, H.: Gleichberechtigung im Beruf, Frankfurt am Main 1973

Pross, H.: Die Wirklichkeit der Hausfrau, Reinbek bei Hamburg 1975

Psychologinnengruppe München: Spezifische Probleme von Frauen und ein Selbsthilfe-Ansatz, in: Keupp, H./Zaumseil, M. (Hrsg.): Die gesellschaftliche Organisierung psychischen Leidens. Zum Arbeitsfeld klinischer Psychologen, Frankfurt am Main 1978

Ramin, G.: Alkoholkonsum und Alkoholismus. Kap. 5b: Therapie des Alkoholismus. Ein methodenkritischer Überblick. Literaturbericht aus dem Max-Planck-Institut, München, durchgeführt im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Köln 1974

Rathod, N.H., Thomson, J.G.: Women alcoholics. Quart. J. Stud. Alc., 32, 45-52, 1971

Rausch, K.: Geschlechtsspezifische Vorurteile gegenüber Frauen in Strafrechtswissenschaft und Justiz in der BRD, in: Eckert, R. (Hrsg.): Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung, München 1979

Reitz, G.: Die Rolle der Frau und die Lebensplanung der Mädchen, München 1974

Richter, H.-E.: Eltern, Kind und Neurose, Hamburg 1969

Richter, H.-E.: Patient Familie, Hamburg 1972

Richter, H.-E./Strotzka, H./Willi, J.: Familie und seelische Krankheit, Reinbek bei Hamburg 1976

Richter, H.-E.: Konflikte und Krankheiten der Frau, in: Claessens, D./Milhoffer, P. (Hrsg.): Familiensoziologie. Ein Reader als Einführung, Frankfurt am Main 1973

Richter, H.-E.: Lernziel Solidarität, Reinbek bei Hamburg 1974

Richter, H.-E.: Engagierte Analysen. Über den Umgang des Menschen mit dem Menschen, Reinbek bei Hamburg 1978

Riemenschneider, H.: Über Ursachen und Behandlung der Alkoholkrankheit bei Frauen, Hamburg 1973

Riemann, F.: Grundformen der Angst, München 1975

Riemann, D. u.a.: Die einsame Masse, Hamburg 1958

Rieth, E.: Alkoholismus - Ursachen und Verlauf - Stufen und Formen der Therapie, in: R. Ruthe (Hrsg.): Flucht in die Sucht, Wuppertal 1969, S. 49-71

Rieth, E.: Die soziologischen und psychologischen Ursachen der Sucht bei Frauen, in: Suchtgefahren, Heft 15, Hamm 1970

Rieth, E.: Alkoholkrank?, Bern 1970 (b)

Roebuk, J.B./ Kessler, R.G.: The Etiology of Alcoholism, Springfiels/Ill. 1972

Rose, A.M.: Systematische Zusammenfassung der Theorie der symbolischen Interaktion, in: H. Hartmann: Moderne amerikanische Soziologie, 2. Auflage, Stuttgart 1973

Rosenbaum, B.: Married Women Alcoholics at the Washingtonian Hospital, in: Quart. J. Stud. Alc., 19, 1958

Rosenbaum, H. (Hrsg.): Familie und Gesellschaftsstruktur, Frankfurt am Main 1978

Rüschemeyer, D. (Hrsg.): Einleitung in: T. Parsons: Beiträge zur soziologischen Theorie, a.a.O.

Savier, M./Wildt, C.: Mädchen zwischen Anpassung und Widerstand, München 1978

Schelsky, H.: Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart, Dortmund 1953

Schelsky, H.: Das Auseinanderfallen von Öffentlichkeit und Imtimsphäre, in: H.P. Dreitzel (Hrsg.): Sozialer Wandel, Neuwied und Berlin 1967, S. 402-415

Schelsky, H.: Schule und Erziehung in der öffentlichen Gesellschaft, Würzburg 1975

Scheidt, J. vom: Der falsche Weg zum Selbst, München 1976

Schenk, H.: Geschlechtsrollenwandel und Sexismus, Weinheim und Basel 1979

Scheu, U.: Wir werden nicht als Mädchen geboren, wir werden dazu gemacht, Frankfurt am Main 1977

Schmidbauer, W.: Suchtgefahren vorprogrammiert - gesellschaftliche Ursachen süchtigen Verhaltens, Vortrag geh. auf der Jahrestagung der Aktion Jugendschutz, Baden-Baden 23. Okt. 1980 (Buchveröff. im Druck)

Schmidbauer, W./vom Scheidt, J.: Handbuch der Rauschdrogen, München 1971

Schmidt, L.: Interne Folgekrankheiten durch chronischen Alkoholismus und ihre Behandlung, in: Alkoholismus - Bedingungen, Auswirkungen, Behandlung (Hrsg.):Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren, Heft 16 der Schriftenreihe zum Problem der Suchtgefahren, 1971, S. 40-48

Schultz, D.: Ein Mädchen ist fast so gut wie ein Junge. Berlin 1978

Schütze, Y.: Innerfamiliale Kommunikation und kindliche Psyche, unveröff. Diss., Frankfurt am Main 1974

Sclare, A.B.: The female alcoholic, Brit. J. Addict., 64, 1970 S. 99-107

Sears, R.R., L. Rau und R. Alpert: Identification and child-rearing. Stanforn/Cal. Univ. Press 1965

Sears, R.R., Maccoby, E.E. und Levin, H.: Patterns of child-rearing. Evanston, Ill., Row, Peterson 1957

Seligman, M.P.: Learned helplessness. Theory and Evidence. Journal of Experimental Psychology, Vol. 105, Nr. 1, 3-46, 1976

Seligman, M.P.: Helplessness: On depression, development and death. H.W. Freeman and Company, San Francisco 1975

Shibutani, T.: Reference Group as Delimeted Prospektive, in: American Journal of Sociology, Bd. 60, 1955

Shibutani, T.: Society and Personality, Englewood Cliffs/N.J. 1961

Sigusch, V. und G. Schmidt: Jugendkriminalität, in: Ergebnisse zur Sexualmedizin. Hersg.: Sigisch, V., Köln 1972, S. 113-134

Skinner, B.F.: The Behavior of Organisms: an experimental analysis, New York 1938

Smart, P.G.: Effects of alcohol on conflict and avoidance behavior. Quart. J. Stud. Alc., 26, 1965, S. 187-205

Soziologenkorrespondenz, Neue Folge Bd. 6: Alkoholabhängigkeit, Hrsg.: Stimmer, F., München 1979

Springer, A. (Hrsg.): Suchtverhalten und Geschlechtlichkeit, Wien 1977

Stehmans, H.: Soziale Auswirkungen des Alkoholismus - einmal anders gesehen, in: Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren (Hrsg.): Alkoholismus - Bedingungen, Auswirkungen, Behandlung, Heft 16 der Schriftenreihe zum Problem der Suchtgefahren, Hamm 1971, S. 70-78

Stierlin, H.: Das Tun des einen ist das Tun des anderen, Frankfurt am Main 1971

Stierlin, H.: Eltern und Kinder im Prozeß der Ablösung, Frankfurt am Main 1975

Stierlin, H., Levi, D.D., Savard, R.J.: Zentrifugale und zentripedale Ablösung in der Adoleszenz, in: Döbert, Haberbas, Nunnert-Winkler (Hrsg.) a.a.O.

Stimmer, F.: Jugendalkoholismus. Eine familiensoziologische Untersuchung zur Genese der Alkoholabhängigkeit männlicher Jugendlicher, Berlin 1978

Stimmer. F.: Familiensoziologische Aspekte der Alkoholismusgenese bei Jugendlichen, in: Soziologenkorrespondenz, Neue Folge Bd. 6, München 1979, S. 171-194

Strauss, A.: Mirrors and Masks: The Search for Identity, Glencoe/ Ill. 1959, deutsch: Spiegel und Masken: Die Suche nach Identität, Frankfurt am Main 1968

Stryker, Sh.: Die Theorie des symbolischen Interaktionismus: Eine Darstellung und einige Vorschläge für die vergleichende Familienforschung, in: G. Lüschen und E. Lupri (Hrsg.): Soziologie der Familie, Sonderheft 14 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen 1970, S. 49-67

Stryker, Sh.: The Interactional and Situational Approaches, in: H.T. Christensen (Hrsg.): Handbook of Marriage and the Family, Chicago 1964

Thumm, E.: Einstellungen der Eltern zur Rolle der Frau und der Schullaufbahn der Töchter. Forschungsbericht des Deutschen Jugendinstituts, München 1972

Tornieporth, G.: Studien zur Frauenbildung. Ein Beitrag zur historischen Analyse lebensweltlicher Bildungskonzeptionen, Weinheim 1977

Van Onna, B: Jugend und Vergesellschaftung, Frankfurt am Main 1976

Vogel, E.F. und Bell, N.W.: Das gefühlsgestörte Kind als Sündenbock der Familie, in: G. Bateson u.a.: Schizophrenie und Familie, Frankfurt am Main 1975, S. 245-273

Vogler, R.E., Revenstorf, D.: Alkoholmißbrauch, München 1978

Volmerg, U.: Identität und Arbeitserfahrung. Eine theoretische Konzeption zu einer Sozialpsychologie der Arbeit, Frankfurt am Main 1978

Wall, J.H.: A study of alcoholism in women, Am. J. Psychiat. 93 1937, S. 943-955

Wanberg, K.W. und J.C. Horn: Alcoholism symptom patterns of men and women, Quart. J. Stud. Alc., 31, 1970 S. 40-61

C. Wagner: Zur Entstehung weiblicher Alkoholabhängigkeit - unter besonderer Berücksichtigung der Situation der Frau in der Familie und Gesellschaft, unveröff. Dipl. Arbeit, Soziologisches Institut der Universität München, 1979

Wanberg, K.W. und J.C. Horn: Alcoholism syndromes related to sociological classifications, Intern. J. Addict., 8, 1973, 99-120

Wanberg, K.W. und J. Knapp: Differences in drinking symptoms and behavior of men and women alcoholics, Brit. J. Addict., 64, 1970 S. 347-355

Wanke, K.: Alkoholismus bei Frauen - Eine Analyse klinischer Erfahrungen, in: Suchtgefahren, Heft 15, Hamm 1970

Wanke, K.: Psychiatrische Krankenhausaufnahmen mit Suchtproblemen. Vortrag Wissenschaftl. Symposium der Deutschen Hauptstelle gegen die Suchtgefahren, Tutzing, 12.-14. Nov. 1974

Watzlawick, P., Beavin, J.H., Jackson, D.D.: Menschliche Kommunikation, 4. unveränderte Auflage, Bern 1974

Weakland, J.H.: "Double-Bind"-Hypothese und Dreier-Beziehung, in: G. Bateson u.a.: Schizophrenie und Familie, Frankfurt am Main 1975, S. 221-224

Weber, M.: Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie, in: J. Winckelmann (Hrsg.): Soziologie - Weltgeschichtliche Analysen - Politik, Stuttgart 1964, S. 97-150

Wellendorf, F.: Schulische Sozialisation und Identität, Weinheim 1973

Weltz, F., Diezinger, A., Lullies, V., Marquardt, R.: Aufbruch und Desillusionierung. Junge Frauen zwischen Beruf und Familie. Göttingen, SOFI (Forschungsberichte) 1978

Wesley, F./Wesley, C.: Das Rollendiktat. Zur Psychologie der Geschlechter, Frankfurt am Main 1978

Wessely, P. und G. Pernhaupt: Der Alkoholismus bei Frauen im Vergleich zu einer männlichen Kontrollgruppe. Wien med. Wschr. 123: 473-478, 1973

Wieser, St.: Über das Trinkverhalten der allgemeinen Bevölkerung und Stereotype des Abstinenten und Trinkers. Eine empirische soziopsychiatrische Studie im Bundesland Bremen, in: Fortschritte der Neurologie und Psychiatrie und ihre Grenzgebiete, 1968, Heft 9, S. 485-509

Wieser, St.: Das Trinkverhalten der Deutschen, Herford i.W. 1973

Wieser, S. und W. Feuerlein: Über die Prävalenz des Alkoholismus, Fortschr. Neurol. Psychiat. 44 (1976) 447

Williams, A.F.: Social drinking, anxiety and depression. J. Personality Social Psychol., 3, 1966, S. 689-693

Wilsnack, S.C.: Sex role identity in female alcoholism, J. Abnorm. Psychol., 82 (1973) 253-261

Wilsnack, S.C.: The effects of social drinking on women's fantasy, J. Pers., 42 (1974) 43-61

Wilsnack, S.C.: Weiblichkeit aus der Flasche, in: Psychologie heute, Weinheim 4, 1974

Winokur, G. und P.J. Clayton: Family history studies IV. Comparisons of male and female alcoholics, Quart. J. Stud. Alc. 29 (1968) 885-891

Winokur, G., J. Rimmer und T. Reich, Alcoholism IV: Is there more than one type of alcoholism?, Brit. J. Psychiat., 118 (1971) 525-531

Wood, H.P., Duffy, E.: Psychological factors in alcoholic women; Amer. J. Psychiat., 123, 341-345, 1966

Wüthrich, P.: Zur Soziogenese des chronischen Alkoholismus, Basel 1974

Wynne, L.C.: Pseudo-Gemeinschaft in den Familienbeziehungen von Schizophrenen, in: G. Bateson u.a.: Schizophrenie und Familie, Frankfurt am Main 1975, S. 44-80

Ziehe, T.: Pubertät und Narzißmus, Frankfurt am Main 1975

Lebenslauf

Am 16.8. 1942 wurde ich in Duisburg geboren als Tochter des Chemikers Wilhelm Haferkamp und seiner Ehefrau Anna Haferkamp, geb. Lehmbrink. Ostern 1958 verliess ich das neusprachliche Gymnasium in Duisburg-Homberg mit der "MittlerenReife". Im Okt. 1962 legte ich die Bayer. Staatsprüfung für Übersetzer und Dolmetscher in Französisch ab und arbeitete seitdem als Angestellte und später freiberuflich als Übersetzerin und Dolmetscherin. Im Mai 1972 heiratete ich Dr. Ing. Tilman Diesselhorst. Im Okt. 1972 legte ich die "Prüfung für die Zulassung zum Hochschulstudium" am Kultusministerium Bonn ab. Seit WS 1972 Studium der Fächer Soziologie,Politikwissenschaft und Psychologie; 1976 Diplom in Politikwissenschaft (Dipl.sc.pol.) verliehen von der ehemaligen Phil. Fak. I der Universität München.
Von Sept. 1978 bis März 1980 arbeitete ich als wissenschaftliche Assistentin (Verwalterin der Dienstgeschäfte) am Lehrstuhl für Soziologie Prof. Dr. H. J. Helle an der Universität München.